Richard Wagner
Sämtliche Schriften und Dichtungen

Volks-Ausgabe



Sechste Auflage

Zehnter Band

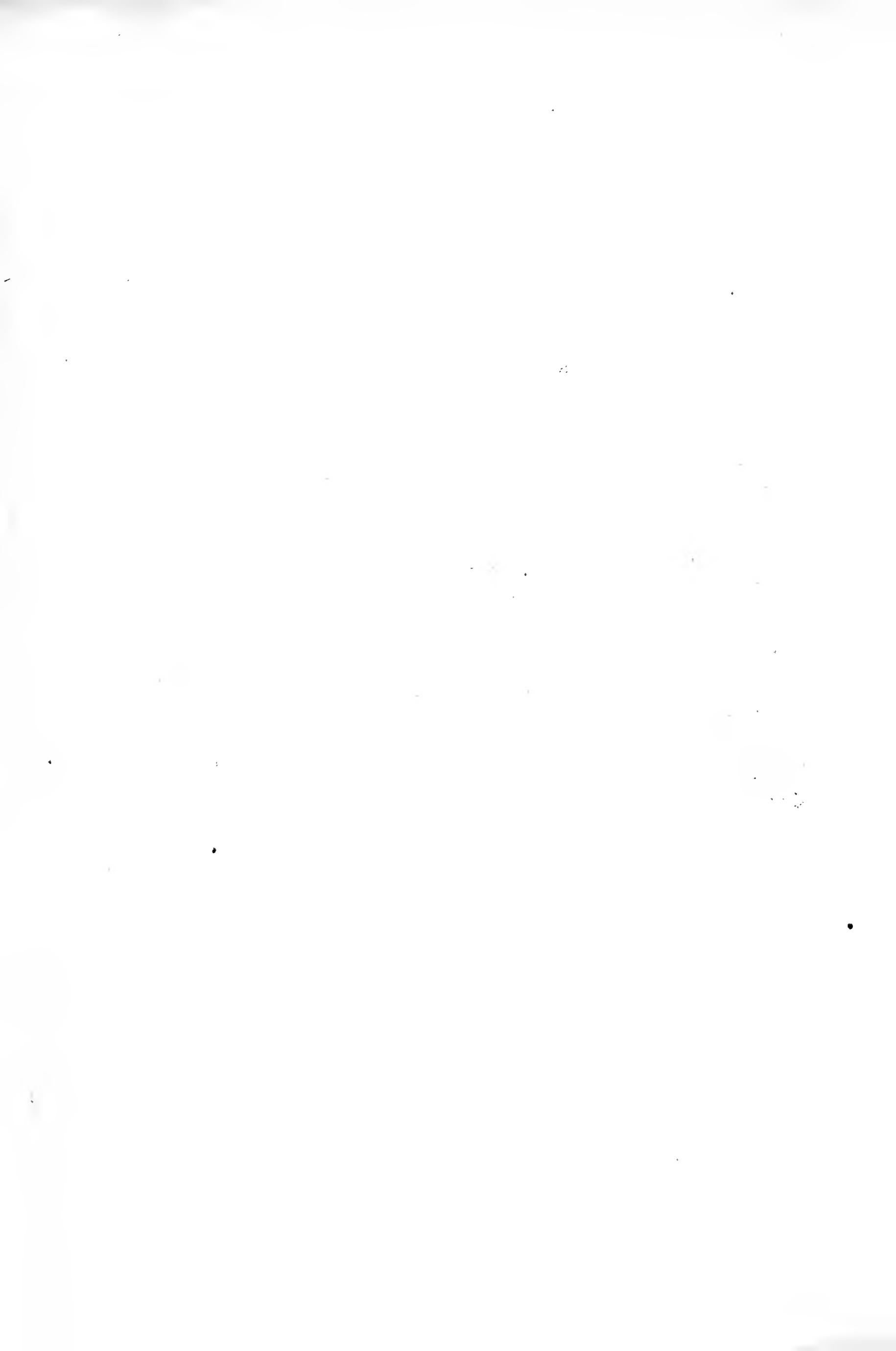
Leipzig

Breitkopf & Härtel / C. F. W. Siegel (R. Linnemann)

Titel und Einband zeichnete
Walter Tiemann
in Leipzig

Vorbemerkungen des Herausgebers.

Die Herausgabe des vorliegenden Bandes bringt eine in den letzten Monaten vor seinem Abscheiden geäußerte Absicht des Meisters zur Ausführung. Seine Bestimmungen, und die in den vorhergehenden Bänden eingehaltene, chronologische Reihenfolge entschieden über Zusammenstellung und Anordnung der hier abzudruckenden Schriften. Der Abdruck ist mit den Manuskripten verglichen worden, woraus einzelne geringe Abweichungen von dem Abdruck in den „Bayreuther Blättern" sich erklären; auch dem Abdruck des „Parsifal" wurde das Manuskript der Dichtung zugrunde gelegt, so daß die bei der musikalischen und die für die szenische Ausführung angegebenen Änderungen hier nicht mit aufzunehmen waren.



Inhaltsverzeichnis.

Über

eine Opernaufführung in Leipzig

Brief an den
Herausgeber des „Musikalischen Wochenblattes".

Wertester Herr Fritzsch!

Sie wünschen zur Eröffnung des neuen Jahrganges Ihres „Musikalischen Wochenblattes" einen Beitrag von mir? Nehmen Sie dafür diesen Brief, der Ihnen eigentlich nur sagen soll, daß ich den Lesern musikalischer Zeitschriften wenig oder nichts mehr zu sagen habe. Auch kennen Sie meine Ansichten über die Wirksamkeit solcher Journale, und wie wenig ich mit dieser mich zu befreunden verstehe. Dem Herausgeber einer im Anfange dieses scheidenden Jahres begonnenen Musikzeitung, welcher mich zur Mitwirkung hierbei aufforderte, teilte ich, mit meiner Ablehnung, offen diese Ansichten mit, und begründete sie u. a. auch durch die neueren Erfahrungen, welche mir meine Teilnahme für Ihr Wochenblatt gewonnen habe: von dieser Äußerung erhielten Sie eine fragmentarische Kenntnis, welche Sie an der Redlichkeit meiner Gesinnung für Ihr Blatt irre machte; man hatte nämlich unterlassen, Ihnen mitzuteilen, daß ich jene Äußerung gerade an meine Anerkennung der Tüchtigkeit und Energie der Intentionen, welche bei der Herausgabe Ihrer Wochenschrift Sie leiteten, anknüpfte, womit ich demnach bedeuten wollte, daß

eben nur die bewußte Voraussetzung solcher Intentionen mich überhaupt zur Beteiligung an einer musikalischen Zeitung hätte bewegen können. Aber, hier liegt es eben: ich überzeugte mich von Neuem durch die dringendste Ersichtlichkeit, daß ein solches Blatt nicht anders bestehen kann, als wenn es sich zur Berücksichtigung der buntest sich durchkreuzenden Interessen versteht, wodurch schließlich wiederum die besten Intentionen des Herausgebers selbst so empfindlich durchkreuzt werden, daß sie fast als aufgehoben erscheinen müssen.

Zudem hat man sich immer zu fragen: wer liest solche Musikzeitungen? Auf wen wirkt, und wen bestimmt selbst das beste in ihnen ausgesprochene Urteil? Sollen dies die Musiker sein, so steht zu befürchten, daß diese, welche heutzutage alle selbst in die Zeitungen schreiben, alles auch besser zu wissen vermeinen werden, als gerade jener, der heute und hier dieses Urteil abgibt. Ich glaube, daß jeder Musiker auf eine ihm vorgelegte Musikzeitung schimpft, außer wenn gerade er einmal darin gelobt wird. Soll es nun aber das musikliebende Publikum sein, welches solch ein Blatt ernstlich liest? Es ist mir so, als ob man hierauf rechnete; auch mag es sein, daß hie und da nach dieser Seite hin es zu einer guten Wirkung kommt. Gewiß aber will ein solches Publikum keine zu gründlich eingehenden, gar philosophisch demonstrierenden, durch viele Wochennummern unendlich sich hinziehenden Abhandlungen lesen. Diese aber braucht der unglückliche Herausgeber, wenn es das ernstlich gemeinte Format seines Blattes ausfüllen und zugleich eine bedeutende, d. h. belehrende Tendenz desselben aufrecht erhalten will. Sie erfuhren, daß ich mich nicht entschließen konnte, meine größeren Abhandlungen zur Zerstückelung in Ihrem Blatte zu übergeben. Das „Fortsetzung folgt“ figuriert hierbei unvermeidlich als Vogelscheuche für den Leser, welcher nur picken will, zum Pflücken der Frucht aber nicht die Kraft hat. Muß man daher diese ausgearbeiteteren Abhandlungen in einer solchen Wochenschrift als übel untergebracht ansehen, so fragt es sich nun weiter, was es sein könne, womit der Leser etwa zur Teilnahme gefesselt werden möchte. Vielleicht Rezensionen neu erschienener Kompositionen? Außer wenn sie sehr witzig geschrieben war, muß ich gestehen, daß eine solche Rezension mich selbst noch nicht zur Durchlesung bestimmen konnte: der Schreiber, ob er es

ernstlich oder spaßhaft meine, weiß was er will, denn es ist anzunehmen, daß er das rezensierte Musikstück sich wirklich zur Kenntnis gebracht hat; was aber weiß der Leser davon? Und doch, so scheint es, ist es einer Musikzeitung hauptsächlich an solchen Rezensionen neu erschienener Kompositionen gelegen, welche (frage man sich ernstlich!) niemand interessieren können, als die rezensierten Komponisten allein, während selbst deren Verlegern nur das Fazit der Rezension, ob „gut" oder „schlecht" beachtenswert dünkt. Für das eigentliche musikliebende Publikum (wenn dieses unter den Abonnenten einer musikalischen Zeitung zu verstehen sein darf) ist aber immer noch kein rechter Lesegenuß hierbei abzusehen.

Hiergegen muß ich nun gestehen, daß ich selbst bei der Durchsicht Ihres freundlichst mir zugesandten Wochenblattes gemeiniglich erst dann froh aufatme, wenn ich darin einen Brief Ihres vortrefflichen Mitarbeiters W. Tappert aus Berlin wahrnehme. Da geht mir das Herz auf. Ich treffe da auf die einzig richtige Behandlung der, unsre heutige Kultur so merkwürdig charakterisierenden, Fragen und Interessen der jetzt so wunderlich sich ausbreitenden „musikalischen" Öffentlichkeit. Es ist hierbei wahrlich nichts eigentlich ernst zu nehmen, selbst wenn einem bei dieser Wahrnehmung zuweilen das Herz brechen zu wollen scheinen sollte. Lebte ich in einer großen Stadt Germaniens, wie Herr Tappert, und hätte ich dessen eigentümlichen Witz, so wäre es denkbar, daß auch ich Ihnen häufiger einen Beitrag für Ihr Wochenblatt lieferte. Dies fällt mir nun allerdings von meinem abgelegenen, kleinen Bayreuth aus schwer. Dennoch will ich, da ich diesem Briefe doch etwas Inhalt geben möchte, die Erfahrungen eines kürzlich vollführten eintägigen Ausfluges nach „Klein-Paris", dem bereits mit ziemlich starkem Anspruch auf Anregung und Angeregtheit erfüllten Leipzig, zu einem Versuche, in Ihrem Blatte als Rezensent mich zu empfehlen, benutzen. Vielleicht glückt es mir bei dieser Gelegenheit, meine Leser von der Richtigkeit der Empfindung zu überzeugen, welche mir davon angekommen ist, daß ich eigentlich meine Bestimmung verfehlt habe, als ich Opernkomponist und nicht lieber Rezensent wurde. Namentlich zu einem Theaterrezensenten hatte ich alles, gewiß, wenigstens viel mehr, als die berühmtesten Rezensenten unsrer großen politischen Zeitungen: vor allen Dingen

viel Erfahrung und darauf begründete Kenntnis von der Sache, somit auch die Fähigkeit zu sagen, wie man es besser machen solle, wenn man es schlecht oder unrichtig machte. Und wie schnell hätte ich dann einen durch nichts zu schwächenden Einfluß gewonnen! In Wien z. B. hätte ich die Aufführung der neuen Oper eines Komponisten, den ich nicht leiden mochte, einfach dadurch unmöglich gemacht, daß ich die Sänger, Dirigenten usw. bis zur alleroberſten Intendanz hinauf in die gehörige Furcht vor mir gesetzt hätte; denn, so tapfer unsre Soldaten auf dem Schlachtfelde sein mögen, am häuslichen Herde fürchtet sich alles vor der „Presse". In solch erhabene Stellung mich zu bringen, habe ich nun leider versäumt: was hilft es dagegen, wenn ich jetzt in einem bescheidenen Musikalischen Wochenblatte von meiner verfehlten Bestimmung etwas nachholen will? Ja, könnte ich die „Neue freie Presse", oder die „National-Zeitung" bekommen, da würde es bald nach etwas aussehen! Somit will ich mich denn für heute auch nur mit der Kundgebung einiger Andeutungen in betreff der kürzlich in Leipzig von mir besuchten Vorstellung der Spohrschen „Jessonda" begnügen, ohne weitere Prätensionen daran zu knüpfen.

Wer so selten eine Theatervorstellung, und namentlich die Aufführung einer Oper besucht, wie ich, der verspürt, in schwächerem oder stärkerem Grade, gewiß auch die Empfindung einer dem Vorgange sehr günstigen Überraschung. Namentlich das Erklingen des Orchesters übt, in solchen Fällen, stets einen wahrhaft magischen Eindruck auf den sonst in so großer Zurückgezogenheit Dahinlebenden. Nicht anders erging es mir auch diesmal beim Erklingen der Ouvertüre zu „Jessonda". Es war hier nicht alles, wie es sollte: namentlich wurden die Sätze der Holzbläser etwas zu matt vorgetragen; hiergegen war das erste Solo des Hornes zu stark und bereits mit einiger Affektation geblasen, und ich erkannte hierin die schwache Seite aller unsrer Hornisten seit der Erfindung des Ventilhornes. Was vermochten aber die hierdurch sofort aufgekommenen zarten Bedenken gegen die einnehmende Gewalt des ganzen orchestralen Vorganges, welcher sich hier vor mir dahinbewegte? Daß diese Bedenken nur leise aufkommen konnten, bezeugte mir die Bedeutendheit des durch das Ganze empfangenen Eindruckes. Aus dieser Stimmung ergab sich bei mir eine Neigung zur unbe-

dingten Nachsicht, und die völlige Vornahme, durch Nichts in meiner glücklichen Empfindung mich stören zu lassen. Alle Schwächen der weiteren Aufführung durfte ich in dieser guten Stimmung wirklich auch nur als unerläßliche Ergebnisse eines so seltsam unfertigen Kunstgenres, als zu welchem bei uns Deutschen die „Oper" sich gestaltet hat, erkennen. Wer, bei anderseits notwendiger wärmster Verehrung für unsre großen Meister der Musik, hierüber sich nicht klar wird, weiß somit auch jene Ergebnisse in betreff der Aufführung nicht richtig zu beurteilen, und faßt die Kritik derselben daher beim falschen Punkte an. In der, auch von Spohr ausgeübten, aus gänzlicher Unbeachtung der szenischen Vorgänge erklärlichen Manier der Behandlung der sogenannten „Nummern" einer „Oper" ist gewissermaßen alles vorgezeichnet, was einen Regisseur gleichgiltig, den Darsteller, und namentlich in diesem auch den Sänger, endlich ganz verwirrt machen und gleich wie in einem trägen Taumel erhalten muß. So z. B. will ich es dem Regisseur, welcher vor der ersten Verwandlung einen starken Chor, während eines Orchesternachspieles von unbedachtsamster Kürze, durch die Kulissen abgehen lassen soll, nicht ganz verdenken, wenn er im Verlaufe seiner Arbeit die Versuche zur Herstellung einer Übereinstimmung des Orchesters mit dem szenischen Vorgange immer weniger als seine Aufgabe betrachtet.

Nun läßt er auch wohl das portugiesische Heer im Anfange des zweiten Aktes, steif vor der Rampe in das Publikum ausblickend, eine ziemliche Weile lang dastehen, unbekümmert um die Bewegung eines Lagers; denn er denkt, dem Komponisten komme es doch nur darauf an, daß sein „Chor" tüchtig und sicher herabgesungen werde, worin er einzig seine Wirkung ersähe. Man kann hiergegen nicht viel sagen, da bei der augenfälligen Vernachlässigung der Szene durch den Komponisten wohl nur Künsteleien des Regisseurs aufkommen möchten, welche häufig auf Bühnen, wo ein ehrgeiziger Regisseur sich zur Geltung bringen will, zu den absurdesten Erfindungen führen. Wirklich kommt es auch in dieser Oper nur durch gelungene musikalische Kombinationen des Tonsetzers zu ergreifenden Effekten: ein Zeugnis hierfür gab die große Chorszene im dritten Akte, welche, statt in einem dem Gewitterhimmel offenstehenden Vorhofe, in einem geschlossenen Tempelraume vor sich ging, und,

in der Darstellung mannigfach vernachlässigt, nur durch ihre kräftige und sichere Ausführung von dem tüchtigen Chorpersonale zur Wirkung kam.

So würden wir mit der „Oper“ eigentlich immer noch im Oratorienstile haften, wenn nicht anderseits mit großem Eifer für gefällige und auf Effekt berechnete Gesangsstücke der ersten Personen des Dramas gesorgt würde. Diese bleiben, sobald die Oper gefallen soll, das Hauptaugenmerk, namentlich auch für die Aufführung. Wo sich nun das lyrische Verweilen so willig einstellt, wie in einigen Momenten des zweiten Aktes, da wird, wie in dem lieblichen Blumen-Duett der beiden Frauen, und selbst auch in dem, bereits etwas affektierten, vom Publikum aber stets mit entscheidender Freudigkeit aufgenommenen Liebes-Duett des jungen Brahmanen mit seiner Freundin, der Komponist sein glücklichstes Feld beschreiten. Daß er nun aber sich gehalten fühlt, jedem Gesangsstücke eine, für unerläßlich erachtete, schließliche Heiterkeit und vermeinte lyrische Brillance zu geben, entwürdigt ihn oft bis zur offenbaren Lächerlichkeit. Was nun einmal nicht in der Befähigung, ja in der ganzen Charakteranlage des Deutschen liegt, Eleganz, ohne dieses glaubt er nicht bestehen zu können, und daß ihm hierfür, wenn er eben doch vaterländisch gesinnt bleiben will, nur etwas dem Meißener Champagner Ähnliches zur Verfügung steht, läßt ihn, bei diesem sonderbaren Bestreben, uns eben geschmacklos erscheinen.

So scheinen die größten Schwächen unsrer deutschen Opernkomponisten aus einem Hauptgebrechen, aus mangelndem Selbstvertrauen hervorzugehen. Woher sollte ihnen dieses Selbstvertrauen aber auch von jeher entstehen? Etwa aus einer Ermunterung unsrer fürstlichen Höfe, an welchen, wenn von Kunst und Musik die Rede ist, in erster Linie nur Ausländer, möglichst mit schwarzen Bärten, und jedenfalls nur solche, welche das Deutsch mit einem fremden Akzente sprechen, unter Künstlern verstanden werden? Oder sollte unsren Meistern die Haltung unsres Theaterpublikums jenes Selbstvertrauen geben? Wer sollte dies annehmen können, wenn er die Opern-Repertorien überblickt, welche dem Publikum Jahr aus Jahr ein vorgeführt werden? Es ist, als wären diese sämtlich aus den fürstlichen Kanzeleien unmittelbar diktiert!

Einem Fluche alles Deutschen, dem selbst der edle Weber

sich nicht zu entziehen vermochte, konnte Spohr noch weniger entgehen, da er als Violin-Virtuos ein gefälliges Genre in der „Polacca", und hierzu eine gewisse Passagen-Eleganz sich ausgebildet hatte, mit denen er nun auch in der Oper glücklich zu bestehen hoffen mochte. Wirklich singt auch in „Jessonda" fast alles „à la Polacca", und, wenn der brahmanische Operpriester sich dessen enthält, so stürzt doch sein Zögling beim ersten Abfall vom indischen Aberglauben, in dieses Welterlösungsmotiv, — was sich namentlich bei seinem mutigen Abgange im zweiten Akt, unter dem Nachspiele seiner Arie, fast zu freundlich ausnimmt, zumal wenn dem jungen Brahmanen, wie es hier in Leipzig der Fall war, ein blonder Schnurr- und Backenbart dabei behilflich ist. — Nun bedenke man aber, was unsren Sängern mit diesen gewissen, meistens am Schlusse der Arien aus der Spohrschen Violinschule sich einfindenden, Fiorituren und Passagen zugemutet wird. Kein Rubini, keine Pasta oder Catalani, wäre je diese Passagen zu singen imstande gewesen, welche allerdings der verstorbene Konzertmeister David als Kinderspiel zum Besten geben durfte.

Ist nun mit der zuletzt bezeichneten Verirrung dem Sänger eine, im Sinne eines gesunden Gesangsstiles, unüberwindliche, Schwierigkeit vom Komponisten bereitet, so legt dessen oben charakterisierte Selbstvertrauenslosigkeit ihm aber noch verfänglichere Schlingen durch eine wunderliche Inkorrektheit in der Deklamation. Der deutsche Tondichter, welcher den sogenannten höheren Operngenre nur aus Werken der italienischen und französischen Muse, somit, offen gesagt, nur aus Übersetzungen kennt, hält die Tonfälle, welche in den fremden Sprachen, dem Charakter derselben gemäß, sich mit ausschließlicher Neigung auf die Endsilben senken, für ein musikalisches Gesetz, und behandelt nun (z. B. wenn das „Vaterland" vorkommt) nach diesem — immer im Mißtrauen gegen sich selbst — seine eigene Sprache. Daß auf diese Weise im sogenannten melodischen Gesange der Arie, der Text mißhandelt wird, z. B.



welchem sogleich darauf ein richtiges:



folgt, soll am Ende nicht viel auf sich haben; hier könnte es heißen: „Singe nur hübsch und mit angenehmem, rein musikalischem Akzente, so bemerken wir das nicht weiter.“ Nun kommt aber das „Rezitativ“; und hier wird jetzt, ohne jeden anderen Grund, als weil man die deutsche Sprache nicht für rezitativfähig, somit eigentlich für undramatisch hält, eine gewisse Opernsprache von oft empörender Unverständlichkeit gesprochen. Bei Spohr, und namentlich auch in seiner „Jessonda“, ist diese Abhängigkeit von einem undeutschen Sprachakzente, welche Fälle wie



oder:



zu Tage fördert, um so bedauerlicher wahrzunehmen, als gerade hier anderseits ein ernstlicher Wille, der deutschen Sprache auch in der „Oper“ eine sinnige Geltung zu verschaffen, durchgehends für die Gestaltung auch des Rezitatives erkenntlich wird, — des „Rezitatives“, welches nun aber wiederum so gründlich undeutsch ist, daß es uns immer ein schwerfällig zu handhabendes Außenwerk bleiben wird.

Die voranstehenden flüchtigen Andeutungen der Gebrechen des deutschen Operngenres zeichnete ich eigentlich doch nur wiederum in dem Sinne auf, mir als Prämisse zu einem ermutigenden Urteile über die von mir erkannten guten Anlagen unsrer Sänger und Musiker zu dienen. Ich konnte es nur, bei erneueter Wahrnehmung, nämlich nicht in Abrede stellen,

daß unsere deutschen Operisten es mit ungemeinen Schwierigkeiten zu tun haben, und es nun im erfreulichsten Sinne verheißungsvoll ist, zu gewahren, wie sie es immer noch zu offenbar schönen Wirkungen, welche alles jenes vergessen machen, zu bringen verstehen. Eine einzige Gestalt, wie diejenige des, vom Komponisten wohl etwas zu weichlich gehaltenen, portugiesischen Generals, Tristan d'Acunha, sobald sie uns ein Künstler von der Begabung des Herrn Gura vorführt, kann uns als eine wahrhaft interessante Erscheinung einnehmen. Dieser gegenüber durfte diesmal jedes Bedenken verschwinden: alles war rein und edel. Allerdings fesselte schon des Darstellers einfaches Auftreten: als er, von Nadori gerufen, mit der Frage: „wer soll jenen Tod erleiden?" vom Hügel zu den Frauen herabschritt, stellte sich mir in ihm eine tragische Erscheinung von rührendster und ergreifendster Einfachheit dar. Wie schwer, ja wie unmöglich die Vorzüge eines solchen männlich-künstlerischen Naturells durch die selbst sorgfältigste Verwendung vereinzelter glücklicher Begabungen, wie angenehmes Äußere, gutes Stimmmaterial usw. zu ersetzen sind, dies erkennt man sofort an der Umgebung eines jener „aus dem Ganzen Geschnittenen"! Hier gelingt alles, selbst die unsingbarste Spohrsche Violinpassage beeinträchtigt den Vortrag des Sängers nicht mehr, weil dieser uns jeden Augenblick fesselt, und somit unsre Aufmerksamkeit auf das verfehlte Außenwerk seiner ihm aufgedrungenen Leistung gleichsam entkräftet wird. So herrscht auch hier die so selten in der Oper anzutreffende höhere künstlerische Schicklichkeit; sein Vertrauter bleibt teilnahmvoll ihm zur Seite, wenn er ihm seine Schmerzen schildert, während die arme Jessonda in ähnlicher Lage von ihrer Freundin, welcher die Sache offenbar langweilig wird, sich verlassen sieht, und nun desto eifriger von der Rampe aus dem Publikum ihre Herzensempfindungen unvermittelt vorklagen muß, welches uns dann immer wieder daran erinnert, das wir in der „Oper" sind.

Doch sei mit diesem schließlichen Seitenblicke weiter nichts Übles gesagt! Genug, wenn zu bestätigen sein kann, daß die vortrefflichen Eindrücke eines solchen Theaterabends, wie ich ihn kürzlich in Leipzig erlebte, die minder günstigen offenbar darniederhielten. Gewiß muß für ein so gutes Ergebnis die Macht der Musik als der allerkräftigste Faktor anerkannt werden,

wenngleich wiederum selbst nicht zu leugnen ist, daß das dramatische Interesse, so übel es oft durch die süßliche Mitwirkung der „poetischen Diktion“ des Textdichters auch beeinträchtigt wird, seinen großen Anteil an jenem Ergebnisse hat. Aber gerade in diesem Werke Spohrs, in welchem er seine ganze Einseitigkeit zur vollsten Geltung bringen und gleichsam zu einem Naturgesetz (nämlich zu dem Gesetze seiner Natur) erheben konnte, möge der Musik der überwiegende Hauptanteil zugesprochen werden. Die Ausführung derselben wurde vom Kapellmeister Schmidt mit entschiedenem Verständnisse und verehrungsvoller Liebe geleitet: nur schadete dem von ihm genommenen Tempo hie und da eine gewisse Ängstlichkeit, welche ich mir, als solche, wiederum aus jenem Mangel an Selbstvertrauen erkläre, welcher allen deutschen Musikern innewohnt. Keiner getraut sich recht bestimmt zu sagen: „so ist es!“ Sondern, ohne großes bestimmendes Beispiel, und schließlich durch unwissende Rezensenten ängstlich und unsicher gemacht, schwankt alles hin und her. So z. B. würde ich dem jetzigen Leipziger Kapellmeister, mit dem nötigen Selbstvertrauen, welches mir nun einmal zu eigen geworden ist, den Rat geben, in Zukunft alle die Tempi im $^6/_8$-Takt, in welchen die Bajaderen sich kundgeben, um ein Bedeutendes schneller zu nehmen, als er es sich (vermutlich des vorgeschriebenen „Allegretto“ wegen?) getraute: der Ballettmeister möge dann die Schritte oder Tänze und Bewegungen der indischen Hierodulen in das wiederum entsprechende Feuer bringen; und wir werden dann in diesen kleinen Chören die wahrhaft meisterlichsten Inspirationen Spohrs selbst als Dramatiker erkennen.

Doch nun genug für diesmal! —

Mit den besten Grüßen

Ihr

ergebener

Bayreuth, 28. Dez. 1874. Richard Wagner.

Bayreuth.

Bayreuther Blätter.

* * *

Unter dieser Überschrift sind zunächst diejenigen Kundgebungen welche sich auf die mit seiner Niederlassung in Bayreuth verbundenen Pläne des Meisters beziehen, sowie die kleineren „Einführungen" aus den „Bayreuther Blättern" zusammengestellt worden. Dann folgen die größeren Arbeiten der letzten Jahre, welche ebenfalls (mit alleiniger Ausnahme der Mitteilung aus Venedig vom Dezember 1882) in den „Bayreuther Blättern" zum Abdruck gekommen sind.

1.

An die

geehrten Vorstände der Richard Wagner-Vereine.

Wenn ich am Schlusse der vorjährigen Aufführungen meiner Bühnenfestspiele in Bayreuth, durch die Wahrnehmung des befriedigenden Eindruckes derselben auf die große Mehrheit ihres Publikums, die förderlichste Anregung zur Wiederholung und Fortsetzung des Begonnenen gewinnen konnte, so durfte es mir anderseits jedoch auch nicht entgehen, daß ich, um den ursprünglichen Charakter meiner Unternehmung rein zu erhalten, mich von Neuem um den Wiedergewinn der ersten Grundlage derselben zu bemühen hatte.

Der äußerliche Erfolg der Aufführungen stellt sich, nachdem durch den Verlauf derselben die anfänglich von einem mächtigen Teile der Presse verbreiteten abschreckenden Berichte günstig widerlegt worden waren, so bedeutend heraus, daß aus öfteren sofortigen Wiederholungen für einen spekulativen Unternehmer ansehnlicher Gewinn zu ziehen gewesen sein würde. Was diese Wiederholungen verhinderte, war nicht nur die Unmöglichkeit, die ausübenden Künstler noch länger in Bayreuth festzuhalten, sondern auch die sich mir aufdrängende Einsicht, daß wir auf diesem Wege der Darbietung unsrer Leistungen an das schlechthin eben nur zahlende Publikum, gänzlich von der, meinen Patronen ursprünglich verheißenen, Tendenz abweichen würden.

Diese selbe Rücksicht ist es, was heute noch mir Bedenken dagegen erweckt, eine in diesem Jahre sofort zu veranstaltende Wiederholung der Bühnenfestspiele öffentlich anzukündigen, und zu ihrem Besuche durch Anbietung von Eintrittskarten zu einem gewissen Preise einzuladen, obwohl meine geschäftskundigen Freunde der Meinung sind, die Plätze würden bei dem jetzt möglich gewordenen, sehr ermäßigten Preise, leicht und schnell bis in die weiteste Ferne zu verkaufen sein.

Um mich über diesen meinen Widerstand zu erklären, verweise ich auf den Wortlaut meiner zuerst erlassenen „Aufforderung an die Freunde meiner Kunst". Nachdem ich dort den Charakter meiner Unternehmung näher bezeichnet, sprach ich für die Mittel zur Erreichung meines Zweckes lediglich die Freunde meiner Kunst und solche an, welche sich zu willigen Förderern der Tendenz meiner Unternehmung berufen fühlen würden. Ward mir nun auch die Genugtuung zuteil, wirklich nur durch eine in dem angesprochenen Sinne sich bewährende Teilnahme zunächst die Mittel zur Inangriffnahme, sowie zur ersten weiteren Fortführung meiner Unternehmung mir zugewiesen zu sehen, so fand ich mich, nach eingetretenen erschwerenden Umständen, endlich doch genötigt, an die Neugierde des Publikums allgemeinhin mich zu wenden, indem Eintrittskarten zum Verkaufe ausgeboten werden mußten. Hierdurch gerieten mein Werk, sowie die seiner Ausführung im uneigennützigsten Sinne ihre Kräfte widmenden Künstler, in diejenige falsche Stellung zur Öffentlichkeit, in welcher beide gleichmäßig zu leiden hatten.

Es entsprang daraus das Mißverständnis, als dränge ich mein Werk und den Stil seiner Ausführung dem Opernpublikum im Allgemeinen gewaltsam auf; wogegen meine Ansicht, wie ich dies entschieden erklärt hatte, deutlich die einzige Annahme aussprach, nur den Wollenden und Fördernden das Gegebene darzubieten.

Ich glaube daher jetzt mit Strenge zu meiner ursprünglichen Tendenz mich zurückwenden zu müssen, da ich unmöglich die eigentlichen und wahren Förderer meiner Unternehmung fernerhin in die beschwerlichsten Lagen denjenigen gegenüber versetzen darf, welche die Absicht, mein Werk und seinen Einfluß zu stören, ihnen zur Seite führt. Wie meinem Publikum, bin ich dies nicht minder meinen Künstlern schuldig, welche ich durch die Tendenz ihrer Leistungen, sowie des ganzen Verhältnisses zu dem Publikum, willig in eine Sphäre des öffentlichen Kunstverkehrs zog, in welcher sie den Mißbräuchen unsrer gewöhnlichen Opernaufführungen überhoben sein sollten. Noch sind wir aber erst in der Ausbildung des neuen Stils begriffen; wir haben nach jeder Seite hin Mängel zu beseitigen, und Unvollkommenheiten, wie sie einer so jungen und dabei so ungemein komplizierten Unternehmung notwendig anhaften mußten, auszugleichen. Diese, wie ich hoffe, für die deutsche theatralische Kunst bedeutungsvollen Übungen dürfen nicht vor solchen angestellt werden, welche ihnen mit feindseliger Unverständigkeit zusehen; sondern, wir müssen wissen, daß wir mit Gleicheswollenden und Gleichesfördernden uns in Gemeinsamkeit befinden, um so in richtiger Wechselbeziehung die einzig wirksame *Hochschule für dramatisch-musikalische Darstellung* zu bilden, welche man anderseits in verschiedener Weise, aber immer erfolglos, zu gründen versucht hat.

Meine hierauf bezügliche Tendenz haben diejenigen Männer von Anfang an richtig verstanden, welche in Folge meiner ersten Aufforderung sofort zur Bildung von Vereinen zur Förderung derselben schritten. Konnten diese Vereine, da sie nicht eben den vermögendsten Teil des Publikums in sich schlossen, die materielle Unterstützung des Unternehmens, so wenig sie an sich gering zu schätzen war, dennoch nicht bis zur Erreichung des letzten Zieles steigern, so bildeten sie hiergegen, vermöge der deutlich ausgesprochenen Tendenz ihrer Verbindung, die mora-

lische Grundlage der ganzen Unternehmung. An diese bisher wirksamen Vereine wende ich mich daher jetzt mit dem Wunsche, durch sie an die weiteren Freunde meiner Kunst die Aufforderung zur Bildung eines

Patronatvereines

zur Pflege und Erhaltung der Bühnenfestspiele in Bayreuth

erlassen zu sehen. Mit dem Namen, welchen ich diesem Vereine gebe, bezeichne ich die ganze von ihm gewünschte Wirksamkeit; diese wird nicht mehr, wie die bisherige Teilnahme meiner Patrone, sich auf die Begründung der ganzen Unternehmung durch Erbauung eines Festspielhauses und die Beschaffung der szenischen Einrichtung desselben, sondern auf die zu gewährleistende alljährliche Wiederholung, Fortsetzung und Erweiterung, in dem anderen Ortes genau von mir bezeichneten Sinne, zu erstrecken haben. Einem näher zu verabredenden Plane gemäß würde dieser Verein zu jeder der drei alljährlichen Aufführungen tausend Zuschauerplätze für je hundert Mark zu besetzen haben, und es würde ein solcher Platz nur einem, den Statuten desselben gemäß aufgenommenen, Mitgliede des Vereins überlassen werden. Da, des Weiteren, aber von je es in meiner Absicht gelegen hat, eine größere Anzahl von Freiplätzen, an Unbemittelte, namentlich Jüngere, Strebsame und Bildungslustige zugewiesen zu sehen, anderseits aber gerade diese Zuweisung, schon wegen der Auswahl der Würdigen, mit großen Schwierigkeiten verbunden war, so dürfte, meines Erachtens, an diesem Punkte sehr schicklich und würdig der Weg zu einer Verbindung mit den obersten Reichsbehörden selbst aufzufinden sein.

Schon in meinen frühesten Ankündigungen habe ich die endlich zu gewinnende Teilnahme der Reichsbehörden als den lohnenden Erfolg bezeichnet, den ich erwartete und anspräche, sobald es mir gelungen sein würde, durch die ersten Vorführungen meines Werkes den besonderen Charakter meiner künstlerischen Tendenz und der auf sie begründeten Unternehmung in ein klares Licht zu setzen. Darf ich nun hoffen, daß nicht nur Franzosen, Engländer und Amerikaner, welche die richtige Erkenntnis der Bedeutung meiner Wirksamkeit bestimmt und deut-

lich ausgesprochen haben, sondern auch einsichtsvolle Männer der deutschen Nation zu einer gleichen Würdigung derselben sich entschließen konnten, so würde ich nun jenen Erfolg in Wahrheit anzusprechen mir gestatten, und demzufolge es gern dem von mir gemeinten allgemeinen Patronat-Vereine übergeben wissen, mit dem Gesuche um eine reichliche Unterstützung der jährlichen Bühnenfestspiele sich an den Reichstag zu wenden. Diese Dotation hätte sich, um erfolgreich zu sein, auf jährlich hunderttausend Mark zu belaufen, mit welcher Summe die entsprechende Anzahl von Zuschauerplätzen aufgekauft wären, welche als Freiplätze von Reichs wegen an die solcher Auszeichnung Würdigen zu vergeben sein würden. Durch diese eine Maßregel würde auch am Zweckmäßigsten die Idee einer Nationalisierung der ganzen Unternehmung zum großen Ruhme derselben, verwirklicht werden, und somit zum ersten Male einem theatralischen Institute der Stempel einer nationalen Bedeutung auch im Bezug auf seine Verwaltung aufgedrückt sein. Denn hierdurch gewännen die obersten Reichsbehörden ein Interesse an der ernstlichen Wahrung des, von mir genugsam bezeichneten ursprünglichen Charakters dieser, von allen sonst bestehenden durchaus sich unterscheidenden, Theateranstalt, da es ihnen daran gelegen sein muß, die innere Verwaltung derselben, von jeder Spekulation auf Geldgewinn frei, und einzig dem Zwecke der Pflege der vorgezeichneten künstlerischen Tendenz erhalten zu wissen. —

Zu weit würde es an diesem Orte führen, diese zukünftige Verwaltung bereits durch Vorschläge in Erwägung zu stellen, zumal da alles hierauf Bezügliche von denjenigen, denen es nur an der Sache selbst, nicht aber an einem äußeren Vorteile liegt, schnell und leicht zu ordnen sein wird. Deshalb möge, meinem ernstlichen Wunsche gemäß, vielleicht durch eine Versammlung von Delegierten der Vereine, nur alsbald der erste Schritt geschehen, zu welchem ich durch diese Mitteilung zu allernächst die geehrten Vorstände der bisher bestehenden Wagner-Vereine veranlaßt haben wollte.

Bayreuth, 1. Januar 1877.

2.

Entwurf

veröffentlicht mit den

Statuten des Patronatvereines.

Ich erkläre mich bereit, mit der Unterstützung der mir nötigen Hilfs-Lehrkräfte, im Laufe der hierfür erforderlichen Jahre, diejenigen Übungen und Ausführungen zu leiten, welche ich für unerläßlich halte, um nicht nur ein Personal für die Darstellung meiner dramatisch-musikalischen Werke auszubilden, sondern überhaupt Sänger, Musiker und Dirigenten zur richtigen Ausführung ähnlicher Werke wahrhaft deutschen Stiles verständnisvoll zu befähigen.

Die hierzu nötigen Übungen, denen ich wöchentlich mindestens dreimal persönlich beizuwohnen gedenke, sollen mit dem 1. Januar des nächsten Jahres 1878 ihren Anfang nehmen, und lade ich zur Teilnahme an denselben solche Sänger, Sängerinnen und Musiker im allgemeinen ein, welche entweder die bestehenden Musikschulen vollständig absolviert haben, oder doch mit diesen auf der gleichen Ausbildung der musikalischen Technik stehen. Die mindeste Verpflichtung bindet die Teilnehmer an den Übungen, vom 1. Januar bis 30. September des Übungsjahres sich in Bayreuth aufzuhalten.

1878.

Unter der Anleitung eines spezifischen Gesangslehrers sollen von Sängern und Sängerinnen alle guten dramatischen Werke vorzüglich deutscher Meister, nach meinen besonderen Angaben hierfür, eingeübt und zum Vortrag gebracht werden, wobei die Ausbildung der Stimme als vollendet vorausgesetzt wird, die hierfür bezüglichen Übungen demnach nicht mehr in Betracht gezogen werden, sondern einzig die Richtigkeit der geistigen Auffassung, sowie der höhere Vortrag selbst zur Geltung gelangen sollen. Mit diesen Übungen treten zugleich diejenigen Musiker in Verbindung, welche entweder das zu Erlernende zu ihrer allgemeinen musikalischen Bildung sich aneignen, oder auch vollständig zu Dirigenten dramatischer Aufführungen sich ausbilden wollen. Hierzu ist fertiges Klavierspiel

unerläßlich, da die Übungen zunächst nur bei Klavierbegleitung stattfinden. Abseits ihrer Assistenz bei den Gesangsübungen, sollen die des Klavierspiels mächtigen Musiker jedoch auch die großen Instrumentalwerke unsrer deutschen Meister, zumal Beethovens, unter meiner Anleitung für das Verständnis derselben in betreff des richtigen Vortrages und des Zeitmaßes, als Vorübung für die Direktion von Orchesteraufführungen selbst, für das Erste nach Klavierauszügen studieren.

Dem Erfolge der von mir zu erwartenden Anmeldungen wird es überlassen bleiben, ob auch, von unsren Musikschulen absolvierte, Orchester-Instrumental-Musiker in genügender Anzahl und Mannigfaltigkeit sich einfinden, um durch sie ein vollständiges Orchester zu bilden, welches im dritten Quartale des Jahres, also vom 1. Juli bis 30. September, unsre klassische Instrumentalmusik unter meiner Anleitung durchspielen, aber auch die Vortragsübungen der Sänger dramatischer Musikstücke begleiten, und hiermit zugleich im höheren Opernstil für das Akkompagnement sich ausbilden würden. Sollten sich nicht junge Musiker in genügender Anzahl und erforderlich mannigfaltiger Spezialität vereinigen, so würden die Lücken durch Mitglieder einer fürstlichen Musikkapelle, welche sich für diese Zeit in Urlaub befinden, ausgefüllt, und ein ausreichend starkes Orchester somit hergestellt werden, dessen Übungen im Laufe dreier Sommermonate zum Teil bereits als öffentliche Aufführungen zu verwerten sein würden. Jedenfalls sollen schon im zweiten Quartale, also vom 1. April bis 30. Juni Übungen im Saitenquartettspiele stattfinden, und hierbei der richtige Vortrag unsrer klassischen Quartettwerke festgestellt werden.

Unter meiner Anleitung sollen alle Übungen in den angegebenen verschiedenen Zweigen durch Vorträge verbunden werden, in welchen die kulturhistorisch-ästhetische Tendenz jener Übungen, insofern sie auf einen bisher nach nicht, oder nicht erfolgreich gepflegten deutschen Stile abzielt, zur gegenseitigen sicheren Aufklärung hierüber abgehandelt werden soll.

Das zweite Übungsjahr

1879

soll (wiederum vom 1. Januar ab bis 30. September) in gleicher Weise zu Studien verwendet werden, welche nun aber be-

reits auf meine eigenen dramatischen Werke und deren Vortrag im Besonderen sich beziehen sollen, und es werden den Übungen und Ausführungen mit Orchester, im Sommerquartale, bereits größere Teile meiner früheren Opern zugrunde gelegt werden.

Das dritte Jahr

1880

(wiederum mit dem 1. Januar beginnend) soll dann im Sommerquartale zu vollständigen szenischen Aufführungen mehrerer meiner früheren Werke (womöglich „fliegender Holländer" „Tannhäuser" und „Lohengrin") befähigen, welchen Aufführungen sich, unter den gleichen Vorgängen, im vierten Jahre

1881

noch „Tristan und Isolde" und die „Meistersinger" anschließen würden. Das fünfte Jahr

1882

soll dann in gleicher Weise den „Ring des Nibelungen" zutage fördern. Im sechsten Jahre

1883

soll endlich die ganze Reihe meiner dramatischen Werke mit der ersten Aufführung des „Parsifal" beschlossen werden. —

(Ob alle, mit dem 1. Januar 1878 eintretenden Sänger und Musiker, bis um Schluß des sechsten Jahres den Übungen und Ausführungen der Bayreuther Schule würden angehören können, steht wohl nur in seltenen Fällen zu vermuten; jedenfalls dürfte aber wohl der Stamm derjenigen erhalten bleiben, welche zu den schließlichen Aufführungen sich als befähigt und auswählbar erweisen, und um welche sich dann die stete Erneuerung der Schule bilden würde, der sie nun auch als Lehrende und Vorbildgebende zu erhalten wären.)

Bayreuth, 15. September 1877.

3.

Zur Einführung.

(Bayreuther Blätter, Erstes Stück.)

Wiederholt bin ich vor meinen Freunden als Schriftsteller erschienen, noch nicht aber an der Spitze einer Zeitschrift. Gab zu dem ersteren mir der Drang der Umstände die Veranlassung, so hat auch den letzteren Entschluß mehr der Zufall als ernstere Erwägung hervorgerufen: durch seine Ausführung soll vorläufig die Verbindung, welche die Freunde meiner Kunst zum Zwecke der Förderung der praktischen Tendenzen derselben vereinigt, in möglichst ersprießlicher Weise erhalten und sinnvoll befestigt werden.

Ich kann, als den betreffenden Vereinen wohlbekannt, die letzte Veranlassung zur Herausgabe dieser „Bayreuther Blätter" übergehen; wogegen ich auf meine Eröffnungen vom 15. September des verflossenen Jahres mich zu beziehen habe, um für jetzt zu bestätigen, daß von dem, dort in weit ausgedehntem Plane vorgelegten Entwurfe, nur die Herstellung eben dieser Blätter zunächst als ausführbar sich bewährt hat.

Die Wunder unsrer Zeit produzieren sich auf einem anderen Gebiete als dem der deutschen Kunst und deren Förderung durch die Macht. Ein Wunder unerhörtester Art wäre es aber gewesen, wenn mein vorgelegter Plan zur Ausbildung einer vollkommen tüchtigen musikalisch-dramatischen Künstlergenossenschaft, welche die andauernde Pflege eines uns Deutschen durchaus eigentümlichen Kunststiles gewährleisten sollte, sofort allseitig, oder wenigstens am rechten Orte, begriffen, und seine Ausführung ergiebig gefördert worden wäre. Wer die schweren Mühen kennt, mit welchen ich das bisher von mir Erreichte zustande brachte, weiß, daß ich gewöhnt bin, ohne deutsch-staatliche Kulturwunder mir zu helfen; wogegen ich getrosten Herzens an der warmen Teilnahme verständiger, wenn auch machtloser Freunde mich zu genügen gelernt habe, und nun einem Reichskultur-Ministerium gern es überlasse, in den Provinzial-Hauptstädten der norddeutschen Hauptmonarchie Filialanstalten der

wunderlichen Berliner Musik-Hochschule einzurichten. Dieses Letztere ist nämlich, wie ich vernehme, in Wahrheit der einzige auffällige Erfolg der Veröffentlichung jenes meines Planes gewesen. Mich durfte es dagegen befriedigen, daß sich, namentlich in den kleineren Städten, die Zahl der Vertreter meiner Tendenzen vergrößerte, und diese Freunde, wenn auch nur mit den ihnen zu Gebote stehenden, geringeren Privatmitteln, zu einem weit verzweigten Vereine sich verbanden, welchem ich mit allem, was ich schaffe oder wirke, ferner einzig nur mich noch mitzuteilen gedenke.

Sollten nun diese Blätter ursprünglich dazu bestimmt sein, Mitteilungen aus der Schule an die außerhalb stehenden Vereinsmitglieder zu geben, so werden sie jetzt allerdings einem abstrakteren Zwecke dienen müssen. Hiermit wird es uns so ergehen, wie es mir immer ergangen ist: während es mir stets nur auf ganz konkrete Kunstleistungen ankam, mußte ich mich lange Zeit hindurch mit der schriftstellerischen Feder theoretisch zu erklären suchen. Schon hatte ich mich wohl gehütet, den Gegenstand meines Entwurfes mit dem Namen einer Schule zu benennen, — was, der Kürze und gemeinen Verständlichkeit wegen, nur in den Anzeigen unsres Verwaltungsrates so geschah. Dagegen hatte ich, sehr vorsichtig, nur von „Übungen und Ausführungen unter meiner Anleitung" gesprochen. Mir war es aufgegangen, daß, wer gegenwärtig in Deutschland von einer „Schule" der dramatisch-musikalischen Kunst spricht, nicht weiß, was er sagt, wer aber gar eine solche gründet und einrichtet, sie dirigiert und zur Belehrung durch dieselbe auffordert, nicht weiß, was er tut. Ich frage alle Direktoren sogenannter „Hochschulen", also solcher Schulen, in welchen nicht lediglich instrumentale Technik, oder Harmonie und Kontrapunkt gelehrt werden soll, von wem denn sie, und die von ihnen angestellten Lehrer jenes Höhere erlernt haben, was sie ihr Institut mit jenem großen Namen zu belegen berechtigt? Wo ist die Schule, welche sie belehrt hat? Etwa in unsren Theatern und Konzerten, diesen privilegierten Anstalten für Mißhandlung und Verwahrlosung unsrer Sänger und, namentlich, Musiker? Woher haben diese Herren etwa nur das richtige Tempo irgend eines klassischen Musikstückes, welches sie aufführen, kennen gelernt? Wer zeigt ihnen dieses? Etwa die Tradition, während

für solche Werke es bei uns gar keine Tradition gibt? Wer lehrte ihnen den Vortrag Mozarts und Beethovens, deren Werke wild, und jedenfalls ohne die Pflege ihrer Schöpfer, bei uns aufwuchsen? Mußte ich es nicht erleben, daß bereits achtzehn Jahre nach Webers Tode, an dem Orte, wo dieser längere Jahre über ihre Aufführungen selbst dirigiert hatte, die Tempi seiner Opern dermaßen gefälscht waren, daß des Meisters damals noch lebende Witwe mein Gefühl hierüber erst durch die ihr verbliebene treue Erinnerung berichtigen konnte! — Auch ich war hierfür in keiner Schule: nur habe ich mir eine negative Belehrung über den richtigen Vortrag unsrer großen Musikwerke dadurch angeeignet, daß ich der tiefen Verletzung Rechnung trug, welche mein Gefühl mit zunehmender Stärke erlitt, wenn ich unsre große Musik, gleichviel ob in Hochschulkonzerten oder auf dem militärischen Paradeplatz, aufgeführt hörte. Auf diese Belehrungen hin kam es mir aber keineswegs in den Sinn, eine „Schule" zu gründen, sondern eben „Übungen und Ausführungen" anzuleiten, durch welche ich selbst mit meinen jüngeren Freunden erst dazu gelangen wollte, über das rechte Zeitmaß und den richtigen Vortrag unsrer großen Musik uns zu verständigen, sowie durch diese Verständigung ein klares Bewußtsein zu begründen.

Meine Freunde ersehen, daß es mir auf einen durchaus lebenvoll praktischen Verkehr mit solchen ankam, welche aus diesem Verkehre selbst sich ihre Belehrung gewinnen sollten. In diesem Sinne können nun freilich diese „Blätter", zu denen wir für jetzt unsre Zuflucht nehmen müssen, nicht zur Belehrung verhelfen. Es bleibt uns also nur übrig, uns gegenseitig eben darüber zu belehren, welches die Gründe hiervon sind, und welcher Anstrengungen es bedürfen werde, um die Hindernisse einer edlen Ausbildung des deutschen Kunstvermögens auf dem von uns beschrittenen Gebiete siegreich zu überwinden. Die Ausführung meiner Bayreuther Bühnenfestspiele zeigte meinerseits, daß ich die Förderung dieses Vermögens durch das lebendige Beispiel vor Augen hatte. Ich muß mich für das erste damit begnügen, vielen Einzelnen hierdurch eben nur eine ernste Anregung gegeben zu haben. Das Angeregte, somit die empfangenen Eindrücke, Wahrnehmungen und hieraus entsprungenen Hoffnungen zu bestimmter Einsicht und festem Wollen zu erhe-

den und zu kräftigen, mögen wir uns nun gemeinschaftlich angelegen sein lassen.

Deshalb sollen diese „Blätter" nur als Mitteilungen innerhalb des Vereines gelten. Die hierfür mit mir zunächst verbundenen Freunde werden sich nie an die außerhalb des Vereines stehenden Vertreter der öffentlichen Kunstmeinung wenden, oder auch nur den Anschein nehmen, als sprächen sie zu ihnen. Was jene vertreten, kennen wir: bedienen sie sich zu Zeiten eines wahren Wortes, so könnten wir sicher sein, daß es sich auf einen Irrtum gründet. Sollte hiervon etwas von uns beachtet werden, so wird dies nie geschehen, um jene, sondern um uns zu belehren; in welchem Sinne sie uns wiederum oft recht ersprießlich werden dürften.

Auch wird unser kleines Blatt in den Augen jener Großblättler sich recht verächtlich ausnehmen; hoffentlich beachten sie es gar nicht, und wenn sie es ein Winkelblatt nennen, so wird das zwar eine, in ihrem Sinne, unzutreffende Bezeichnung sein, da unsre Winkel sich über ganz Deutschland ausdehnen: immerhin durften wir sie aber gerne annehmen, und dies zwar um einer guten Vorbedeutung willen, welche diese geahnte, schmählich gemeinte Benennung mir eingibt.

In Deutschland ist wahrhaftig nur der „Winkel", nicht aber die große Hauptstadt produktiv gewesen. Was wäre uns je von den großen Marktplätzen, Ring- und Promenadenstraßen zugekommen, als der Zurückfluß des dort durch „Gestank und Tätigkeit" verdorbenen einstigen Zuflusses der nationalen Produktion? Ein guter Geist waltete über unsren großen Dichtern und Denkern, als er sie aus diesen Großstädten Deutschlands verbannt hielt. Hier, wo sich Rohheit und Servilismus gegenseitig den Bissen des Amüsements aus dem Munde zerren, kann nur wiedergekäut, nicht aber hervorgebracht werden. Und nun gar eben unsre deutschen Großstädte, wie sie unsre nationale Schmach uns zum Ekel und Schrecken aufdecken! Wie muß es einem Franzosen, einem Engländer, ja einem Türken zu Mute werden, wenn er solch eine deutsche Parlamentshauptstadt beschreitet, und hier überall, nur in schlechtester Kopie, eben sich wiederfindet, dagegen nicht einen Zug von deutscher Originalität antrifft? Und nun diese ausgebreitete Nichtswürdigkeit wiederum von einer „allgewaltigen" Tagespresse, vor welcher

die Minister ihrerseits bis in die Reichskanzlei hinein sich fürchten, zum Vorteil von Staatsschuldenaktionären um und umgewendet, gleichwie um dem nachzuspüren, ob der „Deutsche" wirklich wie es Moltke gelehrt hat, einen Schuß Pulver wert sei! —

Wahrlich, wer in diesen Hauptstädten nicht wiederum nur den „Winkel" aufsucht, in welchem er etwa unbeachtet und nichts beachtend über die Lösung des Rätsels „was ist der Deutsche? ruhig nachzudenken vermag, der möge uns für würdig gelten, zum Ministerialrat ernannt und im Auftrage des Herrn Kultusministers gelegentlich auf das Arrangieren von hauptstädtischen Musikzuständen ausgeschickt zu werden.

Hiervon wissen wir Kleinstädter nun nichts. Allerdings entbehren wir kleine und große Operntheater; wir haben weder ein gut noch schlecht dirigiertes Orchester, höchstens ein Militärmusikkorps, welches in seinen Vorträgen uns damit bekannt macht, wie der Oberhofkapellmeister in der Residenz über Tempo und dergleichen Dinge gesinnt ist; und repräsentiert sind wir unter uns durch ein fast schon zu häufig erscheinendes „Tageblatt". Aber in unsrem Winkel fühlen wir uns ungeniert und hegen noch Originale. Da wir nichts von öffentlicher Kunst zu schmecken bekommen, haben wir auch keinen verdorbenen Geschmack. — Da wir für uns allein in dem großen Vaterlande nicht viel bedeuten, pflegen wir aber die gute altdeutsche Gewohnheit der periodischen bundesschaftlichen Vereinigungen; und siehe da, wenn wir so als Schützen, Turner oder Sänger aus allen „Winkeln" zusammenkommen, steht plötzlich der eigentliche „Deutsche" da, wie er eben ist, und wie aus ihm zu Zeiten schon so manches Tüchtige gemacht worden ist.

So wurde mir denn aus diesen „Winkeln" des deutschen Vaterlandes am kräftigsten und ermutigendsten auch für mein Werk zugesprochen, während in den großen Markt- und Hauptstädten zumeist nur Spaß damit getrieben worden ist. Und dies dünkt mich ein schönes Zeugnis für die Güte meiner Sache, von welcher ich immer deutlicher erkenne, daß sie nur auf einem von unsrem großen Weltverkehre und den ihn vertretenden öffentlichen Mächten gänzlich abliegenden Boden gedeihen können werde. Was keine dieser Mächte fördern will und kann, dürfte sehr wohl durch die Vereinigung solcher Kräfte ermöglicht werden, welche einzeln machtlos, verbunden aber dasjenige

in das Leben führen können, von dessen Tüchtigkeit und Adel die wenigsten nur noch eine Ahnung haben.

Von jenen da außen erbitte ich mir daher nur Nichtbeachtung! Nichts anderes. Wenn sie durch Aufführungen meiner Werke in ihren großen Städten geärgert werden, so mögen sie dagegen versichert sein, daß dies nicht zu meinem Vergnügen geschieht. —

Somit verbleibe es für jetzt, bis unsre Kräfte wachsen, bei diesen bescheidenen Blättern. Für immer sage ich meine Beteiligung an ihnen zu. Nur werden meine Freunde es begreifen, daß, nachdem ich bereits in neun gedruckten Bänden zu ihnen gesprochen, ich jetzt nicht viel Neues mehr zu sagen habe, dagegen es mir sehr erwünscht sein muß, wenn nun diese Freunde selbst sich darüber aufklären und belehren, was von dem allen zu halten, und wie es, namentlich auch durch neue Anwendungen, weiter zu entwickeln sei. Ich werde hierbei wahrscheinlich sehr oft in dritter Person angeführt werden müssen, was es an sich schon etwas bedenklich macht, daß ich mich häufig in erster Person dazwischen zeigen sollte.

So werde mir denn durch jede Nachsicht die friedliche Muße für die völlige musikalische Ausführung meines „Parsifal“ gegönnt, welchen ich, unter so freundlichen Umständen, jedenfalls zu einer ersten Aufführung in unsrem Bühnenfesthause zu Bayreuth im Sommer 1880 bereit zu stellen verspreche. Diese Aufführung soll dann unter ähnlichen Umständen, wie die erste vom „Ring der Nibelungen“, vor sich gehen, — nur diesmal unfehlbar ganz —

unter uns!

4.

Ein Wort zur Einführung

der Arbeit Hans von Wolzogens

„Über Verrottung und Errettung der deutschen Sprache“.

Den vortrefflichen Freund, der sich der Redaktion dieser Blätter unterzog, bestimmte ich dazu, die vorliegende größere Arbeit,

von ihrer Veröffentlichung als ganzes Buch, mit möglichst gedrängter Aufeinanderfolge in einzelnen Absätzen bereits dem Leserkreise unsres Patronatvereines zur Kenntnis zu bringen. Welches die Schicksale eines Buches aus meiner oder meiner Freunde Federn auf unsrem öffentlichen Literaturmarkte sein können, vermögen wir nicht genau zu erwägen; von meinen wichtigsten Abhandlungen weiß ich, daß sie meist nur von denen durchblättert worden sind, welche sie herunterzureißen beauftragt waren. Den Mitgliedern unsres Vereines möchte ich nun aber wohl zumuten, mit der Angelegenheit, welche uns vereinigt, es ernst zu nehmen. Wer mit seinem Hinzutritt zu demselben eben nur vermeinen sollte, sich eine Entree zur ersten Aufführung einer neuen Oper von mir zugesichert zu haben, dürfte es allerdings für eine harte Zumutung halten, den strengen Erörterungen meiner Freunde über die Tendenz, welche wir auch mit jener erwarteten Aufführung im Auge haben, aufmerksam zu folgen. Daß es mir aber gerade an dieser Aufmerksamkeit liegt, müssen unsere Patrone aus der Begründung dieser Blätter ersehen haben. Hierbei habe ich zu bedauern, daß es mir bisher noch nicht gelungen ist, ernstgesinnte Musiker zur Mitarbeit heranzuziehen, da nicht nur die Mannigfaltigkeit der uns nötig dünkenden Erörterungen, sondern auch der Charakter derselben durch ihre Beteiligung deutlicher sich bestimmt haben würde. Die Deutschen scheinen aber außerordentlich viel zu tun zu haben, während allerdings die Undeutschen immer Zeit haben, ihre Blätter mit kritischen Zoten zu beschmieren. So haben denn einstweilen diejenigen meiner Freunde, welche vorzüglich nur der weiteren Kulturtendenz meiner Bestrebungen ihre eingehende Aufmerksamkeit zuzuwenden sich berufen fühlen, das Feld unsrer Mitteilungen fast einzig zu pflegen. Daß ich hierin ein Mißgeschick ersähe, kann ich jedoch nicht sagen, da ich es vielmehr als ein solches betrachten mußte, bisher meine Kunst und meine Tendenzen meistens nur von impotenten Musikern beurteilt zu wissen. Machte sich endlich auch der Literat hierzu auf, so durfte uns dies hiergegen schon als ein gutes Zeichen gelten, denn jetzt war offen mit den allergefährlichsten Gegnern zu verkehren, weil diese, mehr als jene verkommenen Musiker, wissen, um was es sich handelt, und die Frage demnach auf ein Gebiet übertrat, auf welchem nun der volle Ernst

derselben zum Austrag kommen soll. Auf diesem Gebiete nun, dünkt mich, ist bisher kein so fest und sicher vorschreitender Schritt getan worden, als wie mit der vorliegenden größeren Abhandlung meines Freundes. Mögen alle, die sich von mir mehr als eine Extra-Opern-Aufführung erwarten, meiner Ansicht von der Wichtigkeit dieser bedeutenden Arbeit beistimmen können, denn dieser Wunsch gab es mir ein, meinen Freund zur Mitteilung in diesen Blättern zu veranlassen.

5.

Erklärung an die Mitglieder des Patronatvereines.

Ich glaube den Mitgliedern unseres Vereines, welche meine Darstellungen unsrer Lage verfolgt haben, keine durchaus unerwartete Mitteilung zu machen, wenn ich ihnen heute melde, daß die Aufführung des „Parsifal" im Jahre 1880 noch nicht stattfinden kann. Doch halte ich mich für verpflichtet, diese Erklärung ausdrücklich zu geben, sowohl um Mißverständnisse zu vermeiden, als auch um denjenigen Mitgliedern, welche nur in der Erwartung dieser für das nächste Jahr projektierten Aufführung, nicht aber aus Übereinstimmung mit der allgemeinen Tendenz desselben dem Vereine sich zugesellt haben, den Austritt, mit dem Anrechte der Zurückerstattung der bisher gelieferten Beiträge, zu ermöglichen.

Der Vermehrung und Erkräftigung unsres Vereines bleibt es dagegen vorbehalten, mich zu ermächtigen, mit der Bestimmung des Zeitpunktes jener Aufführung zugleich auch die Begründung des auf periodische Wiederholung von Bühnenfestspielen abgesehenen Unternehmens zur Kenntnis zu bringen.

Bayreuth, 15. Juli 1879.

6.

Zur Einführung in das Jahr 1880.

Eigentlich sollte ich beim Eintritt in dieses neue Jahr mit einiger Verlegenheit mich vor meinen Freunden vernehmen lassen. Unter diesen wird es viele geben, welche die Verzögerung eines neuen Bühnenfestspieles in Bayreuth mir zur Schuld geben dürften; nur sehr wenige haben sich jedoch durch ihren Austritt aus unsrem Verein offen als Getäuschte bekannt. Dem Ernste unsrer Vereinigung ist die durch jene notwendige Verzögerung herbeigeführte Entscheidung jedenfalls förderlich gewesen. Über die Gesinnung der jetzt noch Hinzugetretenen — und dieser sind nicht wenige — dürfen wir fortan nicht mehr im Zweifel sein. Da ich heute somit nur an Gleichgesinnte mich wenden zu können glaube, wäre mir denn auch die Verlegenheit benommen, in welche mich eine Nötigung zu umständlicheren Auseinandersetzungen und Erklärungen leicht gebracht haben müßte. Sind wir demnach einverstanden, ein Bühnenfestspiel nicht eher wieder stattfinden zu lassen, als bis periodische Wiederholungen solcher Feste überhaupt uns zugesichert sind, so haben wir glücklicherweise jetzt auch nur unsre höheren Zwecke in das Auge zu fassen, und um über diese uns vollkommen klar zu werden, möchten wir vielleicht gerade so langer Zeit bedürfen, als die Herbeischaffung der Mittel kosten wird.

In der Tat scheint unsren heutigen öffentlichen Zuständen nichts ferner zu liegen, als die Begründung einer Kunstinstitution, deren Nutzen nicht allein, sondern deren ganzer Sinn von äußerst wenigen erst verstanden wird. Wohl glaube ich nicht es daran fehlen gelassen zu haben, über beides deutlich mich kund zu geben: wer hat es aber noch beachtet? Ein einflußreiches Mitglied des deutschen Reichstages versicherte mich, weder er noch irgend einer seiner Kollegen habe die geringste Vorstellung von dem, was ich wolle. Und doch darf ich für die Förderung meiner Ideen nur solche in das Auge fassen, die überhaupt von unsrer Kunst gar nichts wissen, sondern etwa der Politik, dem Handel und Wandel sich zugewendet erhalten; denn hier kann einem redlichen Kopfe einmal ein Licht aufgehen,

während ich unter den Interessenten an unsrer heutigen Kunst solch einen Kopf vergebens suchen zu dürfen glaube. Hier wird mit Hartnäckigkeit daran festgehalten, daß die Kunst ein Metier sei, welches seinen Mann oder seine Frau zu ernähren habe; der allerhöchst gestellte Hoftheater-Intendant kommt hierüber nicht hinaus, und somit fällt es auch dem Staate nicht ein, sich in Dinge zu mischen, welche mit der Regelung der Gewerbeordnung für abgemacht gelten. Da hält man es mit Fra Diavolo: „es lebe die Kunst, und vor allem die Künstlerinnen", und läßt die Patti kommen.

Gestehen wir, in unsrer Kunst unseren allergrößten Feind vor uns zu haben, und daß wir am Ende doch immer besser tun, lieber unsre Politiker und Kulturbesorger im Allgemeinen in das Auge zu fassen, wobei wir vor dem Betreten mühevoller Umwege, um ihnen beizukommen, allerdings nicht zurückschrecken dürfen. Wohl fürchte ich, daß diese uns sehr weit abführen und viel Zeit kosten werden. An Milliarden-Üppigkeit ist im deutschen Reiche ja nicht mehr zu denken; selbst für neue gewonnene Schlachten hätten wir jetzt keine Dotationen mehr zur Hand, um wie viel weniger für Kulturangelegenheiten, da wir ja selbst nicht mehr Schullehrer genügend bezahlen können, trotzdem man doch neuerdings findet, daß diese dem Volke zur Bewahrung vor Umsturzgedanken recht nötig wären. Wo erfrorene Handwerker auf den Straßen aufgefunden werden, sollte eigentlich selbst von der Kunst, die anderseits gegen gute Honorare sich mitten unter uns ganz behaglich fühlt, nicht die Rede sein dürfen, wie viel weniger nun von derjenigen, die wir im Sinne haben und die gar nichts einbringt, sondern nur kostet. Doch trotz des Hungers, des Elends und der Not wird immer noch viel Bilder gemalt und unglaublich viel Buch gedruckt, so daß es an Heizungsmaterial gar nicht zu fehlen, sondern dieses nur am unrechten Orte, an Zimmerwänden und auf Büchertischen, verbraucht zu werden scheint. Daß „im Staate Dänemark etwas faul" sei, hat eine große Autorität für sich: dennoch finde ich für diese Behauptung das Lokal zu enge gegriffen. Von dem faulen Futter, das wir ihnen überlassen, bekommen vorzüglich die deutschen Schweine ihre Trichinen, was auf einen ärmlichen Zustand bei uns schließen läßt: unser Publikum dürfte für seine Sicherung bald durchaus zur militärischen Erbswurst

übergehen. Unser mit Acker und Ackergerät an den Juden verpfändeter Bauer soll wirklich erst mit dem Eintritt in den Militärdienst zu gedeihlicher Nahrung und erträglichem Aussehen gelangen; vielleicht tun wir gut, mit Sack und Pack, Weib und Kind, Kunst und Wissenschaft, sowie allem sonst Erdenklichen in die Armee einzutreten; so retten wir am Ende noch etwas vor dem Juden, an den wir leider Hopfen und Malz bereits verloren haben.

Alles überlegt, dünkte mich der Zeitpunkt übel gewählt, wollten meine Freunde jetzt vom „Reiche" etwas für die Bayreuther Idee verlangen. Einzig dürfte es sich dagegen wiederum fragen, ob der günstige Zeitpunkt je zu erwarten sei. Wohl gibt es viele, welche die gegenwärtigen Kalamitäten allerdings für nur vorübergehend halten, ja sogar manche, welche sie geradeswegs leugnen; denn Hunger und Elend werde es doch immer geben, aber trotzdem stets noch frischen Mut zu guten Geschäften zu haben, bezeuge eine unversiegbare Kraft, an welche man sich halten müsse und sie durchaus nicht als Niederträchtigkeit ansehen lassen dürfe.

Der zuvor schon erwähnte Buchhandel scheint dies bekräftigen zu wollen: so schön, so zierlich, auf so herrlichem Papier und mit so prächtigen Kupferstichen haben die Deutschen noch nie Bücher gedruckt; und für jedes Publikum ist da gesorgt, selbst die kleinen Juden bekommen ihr Christgeschenk mit hoffnungsvollen Sprüchen aus dem Talmud, und Nihilisten jeder Art werden für sechs Mark mit philologischen Nachgeburten begabt: nur die Hungerer und Frierer sind diesmal noch vergessen. Ich wurde angegangen, einen Klavierauszug des „Parsifal" doch auch für den Weihnachtstisch meiner Freunde mit zu besorgen. Dieses habe ich nun abgeschlagen: — mögen meine Freunde es mir nicht verargen. Aber, ehe ich mein letztes Werk von mir gebe, will ich noch einmal zu hoffen gelernt haben, — was mir jetzt unmöglich ist. Hiermit will ich niemand drängen, mir etwa Hoffnung zu machen, wie man dies vielleicht durch Auffindung zukunftskunstsinniger „Peabodys" erreichen zu können vermeinen möchte. Von den ungeheuren Legaten solch eines Menschenwohltäters ist einmal die Rede: von den Wohltaten erfährt man dann aber nichts. Wenn uns heute ein neuer amerikanischer Krösus, oder ein mesopotamischer Krassus

Millionen vermachte, sicher würden diese unter Kuratel des Reiches gestellt, und auf meinem Grabe würde bald Ballett getanzt werden.

Dagegen dürfte sich eine andere Hoffnung einmal wieder neu in mir beleben, sobald ich innig gewahr würde, daß sie auch in anderen lebe. Sie kommt nicht von Außen. Die Männer der Wissenschaft machen sich weis, Kopernikus habe mit seinem Planetensystem den alten Kirchenglauben ruiniert, weil er ihm die Himmelswohnung für den lieben Gott fortgenommen. Wir dürfen dagegen finden, daß die Kirche durch diese Entdeckung sich nicht wesentlich in Verlegenheit gesetzt gefühlt hat: für sie und alle Gläubigen wohnt Gott immer noch im Himmel, oder etwa — wie Schiller singt — „über'm Sternenzelt". Der Gott im Inneren der Menschenbrust, dessen unsre großen Mystiker über alles Dasein leuchtend so sicher sich bewußt wurden, dieser Gott, der keiner wissenschaftlich nachweisbaren Himmelswohnung bedurfte, hat den Pfaffen mehr zu schaffen gemacht. Uns Deutschen war er innig zu eigen geworden; doch haben unsre Professoren viel an ihm verdorben: sie schneiden jetzt Hunde auf, um im Rückenmark ihn uns nachzuweisen, wobei zu vermuten ist, daß sie höchstens auf den Teufel treffen werden, der sie etwa gar beim Kragen packte. Doch vieles erzeugte dieser unnahbar eigene Gott in uns, und, da er uns schwinden sollte, ließ er uns zu seinem ewigen Andenken die Musik zurück. Er lehrte uns arme Kimmerier wohl auch bauen, malen und dichten: dies alles hat der Teufel aber zu Buchhändlerei gemacht, und beschert es uns nun zum Weihnachtsfeste für den Büchertisch.

Aber unsre Musik soll er uns nicht so herrichten; denn sie ist noch der lebendige Gott in unsrem Busen. Deshalb wahren wir sie und wehren wir die entweihenden Hände von ihr ab. Sie soll uns keine „Literatur" werden; denn in ihr wollen wir selbst noch für das Leben hoffen.

Es ist eben mit der deutschen Musik etwas Eigenes, ja Göttliches. Sie macht ihre Geweihten zu Märtyrern und lehrt durch sie alle Heiden. Was ist allen sonstigen Kulturvölkern, seit dem Verkommen der Kirche, die Musik anders, als ein Akkompagnement zu Gesangs- oder Tanz-Virtuosität? Nur wir kennen die „Musik" als Musik, und durch sie vermögen wir

alle Wiedergeburten und Neugeburten; dies aber nur, wenn wir sie heilig halten. Könnten wir dagegen den Sinn für das Echte in dieser einzigen Kunst verlieren, so hätten wir unser letztes Eigen verloren. Möge es daher unsre Freunde nicht beirren, wenn wir gerade auf dem Gebiete der Musik gegen alles, was uns als unecht gelten muß, uns vollständig ohne Schonung zeigen. Es erweckt uns wahrlich keinen geringen Schmerz, den Verfall unsres Musikwesens so ganz ohne Beachtung vor sich gehen zu sehen; denn unsre letzte Religion löst sich in Gaukelei auf. Mögen Maler und Dichter ruhig für sich fortwuchern; sie stören wenigstens nicht, sobald man sie nicht sieht und liest: aber die Musik, — wer will sein Ohr vor ihr verschließen, wenn sie durch die dickesten Mauern zu uns dringt? Wo und wann aber wird nicht Musik bei uns gemacht? Kündigt den Weltuntergang an, und es wird ein großes Extra-Konzert dazu arrangiert! Gegen die Beschwerde der Nachbarn von physiologischen Operatorien, welche das jammervolle Geheul der dort gemarterten Hunde nicht ertragen konnten, wurde von Vivisektoren eingewendet, daß in der Nähe eines Musik-Konservatoriums es sich noch viel weniger aushalten ließe. In Stuttgart sollen über sechshundert Klavierlehrerinnen täglich unterrichtet werden: das zieht wieder sechstausend Klavierstunden in Privathäusern nach sich. Und nun der Konzertanstalten, der Musikakademien, Oratorienvereine, Kammer-Soireen und Matineen zu gedenken! Wer endlich komponiert für alle diese Musikmacher-Konventikel, und — wie einzig kann für sie komponiert werden? Wir ersehen es: nicht ein wahrhaftiges Wort sagt diese Musik. Und wir, die darauf hinhören, löschen uns so das letzte Licht aus, das uns der deutsche Gott zu seinem Wiederauffinden in uns nachleuchten ließ! —

Ich gab einmal, bei einem mir zu Ehren in Leipzig veranstalteten Festmahle, den freundlich mir Zuhörenden den Rat, zur Stärkung edler Vorsätze vor allem der Enthaltung sich zu befleißigen. Ich wiederhole diesen Rat heute. Nur einem edlen Bedürfnisse kann das Weihevolle sich darbieten; nichts kann die schöne Erscheinung fördern, als die Stärkung der Sehnsucht nach ihr. Uns Deutschen ist durch unsre große Musik die Macht verliehen, weithin veredelnd zu wirken; nur muß die Macht mächtig sein, um die Leuchte zu entzünden, in deren

Lichte wir endlich wohl auch manchen Ausweg aus dem Elende erkennen, welches uns heute überall umschlossen hält.

Weihnachten 1879.

7.

Zur Mitteilung

an die geehrten Patrone der Bühnenfestspiele in Bayreuth.

Die Veranlassung zu der angekündigten Erneuerung der Bühnenfestspiele durch die Aufführung des „Parsifal" im Sommer des Jahres 1882, ist mir nicht sowohl durch den Vermögensstand des Patronates, als vielmehr aus der Erwägung der undenklichen Verzögerung entstanden, welcher diese Erneuerung ausgesetzt sein würde, sobald ich sie, und namentlich auch alljährliche Wiederholungen der Festspiele, von der Stärke jenes Vermögensstandes abhängig erhalten wollte. Sowohl um der bisher mir zugewendeten, meistens aufopferungsvollen Teilnahme meiner Freunde mich dankbar zu erweisen, als auch um die Möglichkeit mir zu wahren, noch während meines Lebens vollkommen stilgerechte Aufführungen meiner sämtlichen Werke, mit der nötigen Deutlichkeit und nachhaltigen Eindringlichkeit, vorzuführen, habe ich mich dazu entschlossen, zunächst meine neueste Arbeit ausschließlich und einzig für Aufführungen in dem Bühnenfestspielhause zu Bayreuth, und zwar in der Weise zu bestimmen, daß sie hier dem allgemeinen Publikum dargeboten sein sollen. Nachdem die bisherigen Patronatvereins-Mitglieder über die Erfüllung der ihnen zustehenden Rechte außer Zweifel gesetzt sein werden, sollen dann die Aufführungen während eines Monates — vermutlich August — im eigentlichen Sinne öffentlich stattfinden und hierfür auf das ausgiebigste zuvor angekündigt werden, wobei dann darauf gerechnet wird, daß außerordentliche Einnahmen nicht nur die Kosten dieser erstjährigen Aufführungen vollkommen decken, sondern auch die Mittel zur Fortsetzung der Festspiele im darauffolgenden Jahre verschaffen werden, in welchem — wie überhaupt zukünftig —

nur in Bayreuth der „Parsifal“ zur Darstellung kommen soll. Von dem weiteren Erfolge der vorläufig auf dieses Werk beschränkten Festspiele möge dann der Gewinn der Mittel zur allmählichen Vorführung aller meiner Werke abhängig gemacht sein, und würde endlich einem treuen Patronate dieser Bühnenfestspiele es übergeben bleiben, auch über mein Leben hinaus den richtigen Geist der Aufführungen meiner Werke in dem Sinne ihres Autors den Freunden seiner Kunst zu erhalten.

Bayreuth, 1. Dezember 1880.

8.

Zur Einführung.

der Arbeit des Grafen Gobineau

„Ein Urteil über die jetzige Weltlage“.

Welche Bestimmung die „Bayreuther Blätter“ erhalten werden, sobald ihre nächste, der Mitteilungen über das Werk des Patronatvereines, erfüllt ist, kann einzig von dem Grade der Teilnahme abhängen, welche ihren Lesern schon jetzt durch unser Beschreiten von zunächst abliegend erscheinenden, unsrem Sinne jedoch als in drängender Nähe sich darstellenden Gebieten der Kultur und Zivilisation, erweckt werden könnte.

Wenn ich wahrhaftig berichtet worden bin, haben meine Gedanken über „Religion und Kunst“ bei unsren Lesern keine ungünstige Aufnahme gefunden. Da wir jedoch zunächst uns auf das Kunstgebiet stellen, und, nur von ihm ausgehend, eine Veranlassung, sowie eine Berechtigung dazu finden wollen, auch die weitesten Gebiete der Welt zu beleuchten, so dürfte es unseren Freunden allerdings am angemessensten, wohl auch angenehmsten, dünken, wenn wir immer zuerst die Kunst, oder ein besonderes Problem der Kunst, in den Vordergrund stellten. Nur ist es gerade mir aufgegangen, daß, wie ich für die richtige Darstellung meiner künstlerischen Arbeiten erst mit den beabsichtigten Bühnenfestspielen in dem hierfür besonders erfundenen

und ausgeführten Bühnenfestspiel-Hause in Bayreuth einen Boden zu gewinnen hatte, auch für die Kunst überhaupt, für ihre richtige Stellung in der Welt, erst ein neuer Boden gewonnen werden muß, welcher für das erste nicht der Kunst selbst, sondern eben der Welt, der sie zu innigem Verständnisse geboten werden soll, zu entnehmen sein kann. Hierfür hatten wir unsre Kulturzustände, unsre Zivilisation in Beurteilung zu ziehen, wobei wir diesen immer das uns vorschwebende Ideal einer edlen Kunst gleichsam als Spiegel vorhielten, um sie in ihm reflektiert zu gewahren: dieser Spiegel mußte aber blind und leer bleiben, oder konnte unser Ideal nur mit grinsender Verzerrung zurückwerfen. So legen wir denn, wenn wir jetzt weiter gehen, den Spiegel für nächst beiseit, um nackt und offen der, anderseits uns so nah bedrückenden, Welt in das Auge zu sehen, und sagen wir uns dann ohne Scheu, offen und ehrlich, was wir von ihr halten.

Als der heilige Franziskus, nach schwerer Krankheit, zum erstenmal wieder vor den wundervollen Anblick der Gegend von Assisi geführt, befragt wurde, wie dies ihm noch gefiele, antwortete der aus tiefer Entrückung vom Anblicke des Inneren der Welt sein Auge nun wieder auf ihre Erscheinung Richtende: „nicht mehr wie sonst". Den Grafen Gobineau, der aus fernen Wanderungen durch die Gebiete der Völker, müde und erkenntnisbelastet heimkehrte, frugen wir, was er vom jetzigen Zustande der Welt halte; seine Antwort teilen wir heute unsren Lesern mit. Auch er blickte in ein Inneres: er prüfte das Blut in den Adern der heutigen Menschheit, und mußte es unheilbar verdorben finden. Was seine Einsicht ihm zeigte, wird für eine Ansicht gehalten, die unsren fortschrittlichen Gelehrten nicht gefallen will. Wer des Grafen Gobineau großes Werk: „Über die Ungleichheit der menschlichen Rassen" kennt, wird sich wohl davon überzeugt haben müssen, daß es sich hier nicht um Irrtümer handelt, wie sie etwa den Erforschern des täglichen Fortschrittes der Menschheit täglich unterlaufen. Uns darf es dagegen willkommen sein, aus den in jenem Werke enthaltenen Darlegungen eines schärfst blickenden Ethnologen eine Erklärung dafür zu gewinnen, daß unsre wahrhaft großen Geister immer einsamer dastehen und — vielleicht infolge hiervon — immer seltener werden; daß wir uns die größten Künstler und

Dichter einer Mitwelt gegenüber vorstellen können, welcher sie nichts zu sagen haben.

Fanden wir nun aber aus den Beweisführungen Schopenhauers für die Verwerflichkeit der Welt selbst die Anleitung zur Erforschung der Möglichkeit einer Erlösung dieser selben Welt heraus, so stünde vielleicht nicht minder zu hoffen, daß wir in dem Chaos vom Impotenz und Unweisheit, welches unser neuer Freund uns aufdeckt, sobald wir es, gegen jedes Vorurteil schonungslos, durchdringen, selbst einen Weiser auffänden, der uns aus dem Verfalle aufblicken ließe. Vielleicht wäre dieser Weiser nicht ein sichtbarer, wohl aber ein hörbarer, — etwa ein Seufzer des tiefsten Mitleides, wie wir ihn am Kreuze auf Golgatha einst vernahmen, und der nun aus unsrer eigenen Seele hervordringt.

Meine Freunde wissen, was ich von diesem hörbaren Seufzer ableite, und ahnen die Pfade, die sich mir öffnen. Nur aber auf dem Wege, den uns so unerschrockene Geister, wie der Verfasser des folgenden Aufsatzes, führen, dürfen wir hoffen, jene Pfade uns erdämmern zu sehen.

Diese hier vorliegende kürzere Arbeit soll uns allerdings nur einen, mehr vom politischen Standpunkt aufgefaßten Überblick über die heutige Weltlage geben; fast könnte sie dem mit den Ergebnissen der in dem zuvor genannten Hauptwerke des Verfassers enthaltenen Forschungen genau Bekannten nur als die vertraute Plauderei des hocherfahrenen und tiefeingeweihten Staatsmannes erscheinen, mit welcher er für jetzt die ebenfalls vertraulich an ihn gestellte Frage, was ihm das Ende unsrer Weltverwickelungen dünke, entsprechend beantwortete. Immerhin dürfte sie unsren Freunden bereits den Aufschrecken erregen, dessen wir zur Aufrüttelung aus unsrer optimistischen Vertrauensseligkeit sehr wohl bedürfen, um uns ernstlichst dahin umzusehen, von wo aus wir die zuvor von mir angedeuteten Pfade einzig aufzusuchen haben.

Was ist deutsch?

(1865—1878.)

Aus dem Jahre 1865 fand sich, bei einer neuerlichen Untersuchung meiner Papiere, in zerstückelten Absätzen das Manuskript vor, von welchem ich heute den größeren Teil, auf den Wunsch des mir für die Herausgabe der „Bayreuther Blätter" verbundenen jüngeren Freundes, der Veröffentlichung für unsre ferneren Freunde des Patronatvereines zu übergeben mich bestimmt habe.

War die hier vor mir stehende Frage: „was ist deutsch?" überhaupt so schwierig zu beantworten, daß ich meinen Aufsatz, als unvollendet, der Gesamtausgabe meiner Schriften noch nicht beizugeben mich getraute, so beschwerte mich neuerdings wiederum die Auswahl des Mitzuteilenden, da ich mehrere in diesen Aufsätzen behandelte Punkte bereits anderswo, namentlich in meiner Schrift über „deutsche Kunst und deutsche Politik", weiter ausgeführt und veröffentlicht hatte. Mögen hieraus Mängel des vorliegenden Aufsatzes erklärt werden. Jedenfalls habe ich aber diesmal die Reihe meiner damals niedergelegten Gedanken erst noch zu schließen, und es wird dieser Schluß, welchem ich nun, nach dreizehnjähriger neuer Erfahrung, allerdings eine besondere Färbung zu geben habe, demnach mein letztes Wort in betreff des angeregten, so traurig ernsten Themas enthalten. —

Es hat mich oft bemüht, mir darüber recht klar zu werden, was eigentlich unter dem Begriffe „deutsch" zu fassen und zu verstehen sei.

Dem Patrioten ist es sehr geläufig, den Namen seines Volkes mit unbedingter Verehrung anzuführen; je mächtiger ein Volk ist, desto weniger scheint es jedoch darauf zu geben, seinen Namen mit dieser Ehrfurcht sich selbst zu nennen. Es kommt im öffentlichen Leben Englands und Frankreichs bei weitem seltener vor, daß man von „englischen" und „französischen Tugenden" spreche; wogegen die Deutschen sich fortwährend auf „deutsche Tiefe", „deutschen Ernst", „deutsche Treue" u. dgl. m. zu berufen pflegen. Leider ist es in sehr vielen Fällen offenbar geworden, daß diese Berufung nicht vollständig begründet war; wir würden aber dennoch wohl unrecht tun anzunehmen, daß es sich hier um gänzlich nur eingebildete Qualitäten handele, wenn auch Mißbrauch mit der Berufung auf dieselben getrieben wird. Am besten ist es, wir untersuchen die Bedeutung dieser Eigentümlichkeit der Deutschen auf geschichtlichem Wege.

Das Wort „deutsch" bezeichnet nach dem Ergebnis der neuesten und gründlichsten Forschungen nicht einen bestimmten Volksnamen: es gibt kein Volk in der Geschichte, welches sich den ursprünglichen Namen „Deutsche" beilegen könnte. Jakob Grimm hat dagegen nachgewiesen, daß „diutisk" oder „deutsch" nichts anderes bezeichnet als das, was uns, den in uns verständlicher Sprache Redenden, heimisch ist. Es ward frühzeitig dem „wälsch" entgegen gesetzt, worunter die germanischen Stämme das den gälisch-keltischen Stämmen Eigene begriffen. Das Wort „deutsch" findet sich in dem Zeitwort „deuten" wieder: „deutsch" ist demnach, was uns deutlich ist, somit das Vertraute, uns Gewohnte, von den Vätern Ererbte, unsrem Boden Entsprossene. Auffallend ist nun, daß nur die Völker, welche diesseits des Rheines und der Alpen verblieben, sich mit dem Namen „Deutsche" zu bezeichnen begannen, als Goten, Vandalen, Franken und Longobarden ihre Reiche im übrigen Europa gegründet hatten. Während der Name der Franken sich auf das ganze große eroberte gallische Land ausdehnte, die diesseits des Rheines zurückgebliebenen Stämme aber sich als Sachsen, Bayern, Schwaben und Ostfranken konsolidierten,

kommt zum ersten Male bei Gelegenheit der Teilung des Reiches Karls des Großen der Name „Deutschland“ zum Vorschein, und zwar eben als Kollektivname für sämtliche diesseits des Rheines zurückgebliebenen Stämme. Es sind damit also diejenigen Völker bezeichnet, welche, in ihren Ursitzen verbleibend, ihre Urmuttersprache fortredeten, während die in den ehemaligen romanischen Ländern herrschenden Stämme die Muttersprache aufgaben. An der Sprache und der Urheimat haftet daher der Begriff „deutsch“, und es trat die Zeit ein, wo diese „Deutschen“ des Vorteils der Treue gegen ihre Heimat und ihre Sprache sich bewußt werden konnten; denn aus dem Schoße dieser Heimat ging Jahrhunderte hindurch die unversiegliche Erneuerung und Erfrischung der bald in Verfall geratenden ausländischen Stämme hervor. Aussterbende und abgeschwächte Dynastien ersetzen sich aus den ursprünglichen Heimatsgeschlechtern. Für die verdorbenen Merovinger traten die ostfränkischen Karolinger ein, den entarteten Karolingern nahmen endlich Sachsen und Schwaben die Herrschaft der deutschen Lande ab; und als die ganze Macht des romanisierten Frankenreiches in die Gewalt der reindeutschen Stämme überging, kam die seltene, aber bedeutungsvolle Bezeichnung „römisches Reich deutscher Nation“ auf. Aus dieser uns verbliebenen glorreichen Erinnerung konnte uns endlich der Stolz erwachsen, mit welchem wir auf unsre Vergangenheit zurückzusehen genötigt waren, um uns über die Verkommenheit der Zustände der Gegenwart zu trösten. Kein großes Kulturvolk ist in die Lage gekommen, sich einen phantastischen Ruhm aufzubauen, wie die Deutschen. Welchen Vorteil uns die Nötigung zu solchem phantastischen Aufbau aus der Vergangenheit bringen möchte, kann uns vielleicht klar werden, wenn wir zuvor die Nachteile derselben uns vorurteilsfrei deutlich zu machen suchen.

Diese Nachteile finden sich zu allernächst unleugbar auf dem Gebiete der Politik. Eigentümlicherweise tritt uns aus geschichtlicher Erinnerung die Herrlichkeit des deutschen Namens gerade aus derjenigen Periode entgegen, welche dem deutschen Wesen verderblich war, nämlich der Periode der Macht der Deutschen über außerdeutsche Völker. Der König der Deutschen hatte sich die Bestätigung dieser Macht aus Rom zu holen; der römische Kaiser gehörte nicht eigentlich den Deutschen an.

Die Römerzüge waren den Deutschen verhaßt und konnten ihnen höchstens als Raubzüge beliebt gemacht werden, bei denen es ihnen auf möglichst schnelle Rückkehr in die Heimat ankam. Verdrossen folgten sie dem römischen Kaiser nach Italien, sehr bereitwillig dagegen ihren deutschen Fürsten in die Heimat zurück. Auf diesem Verhältnisse begründete sich die stete Ohnmacht der sogenannten deutschen Herrlichkeit. Der Begriff dieser Herrlichkeit war ein undeutscher. Was die eigentlichen „Deutschen" von den Franken, Goten, Longobarden usw. unterscheidet, ist, daß diese im fremden Lande sich gefielen, dort niederließen und mit dem fremden Volke bis zum Vergessen ihrer Sprache und Sitte sich vermischten. Der eigentliche Deutsche, weil er sich im Auslande nicht heimisch fühlte, drückte dagegen als stets Fremder auf das ausländische Volk, und auffallenderweise erlebten wir es bis auf den heutigen Tag*, daß die Deutschen in Italien und in den slavischen Ländern als Bedrücker und Fremde verhaßt sind, während wir die beschämende Wahrheit nicht abweisen können, daß deutsche Volksteile unter fremdem Szepter, sobald sie in bezug auf Sprache und Sitte nicht gewaltsam behandelt werden, willig ausdauern, wie wir dies am Elsaß vor uns haben. — Mit dem Verfalle der äußeren politischen Macht, d. h. mit der aufgegebenen Bedeutsamkeit des römischen Kaisertumes, worin wir gegenwärtig den Untergang der deutschen Herrlichkeit beklagen, beginnt dagegen erst die rechte Entwicklung des wahrhaften deutschen Wesens. Wenn auch im unleugbaren Zusammenhange mit der Entwicklung sämtlicher europäischer Nationen, verarbeiten sich doch deren Einflüsse, namentlich die Italiens, im heimischen Deutschland auf so eigentümliche Weise, daß nun, im letzten Jahrhundert des Mittelalters, sogar die deutsche Tracht in Europa vorbildlich wird, während zur Zeit der sogenannten deutschen Herrlichkeit auch die Großen des deutschen Reiches sich römisch-byzantinisch kleideten. In den deutschen Niederlanden wetteiferte deutsche Kunst und Industrie mit der italienischen in deren glorreichster Blüte. Nach dem gänzlichen Verfalle des deutschen Wesens, nach dem fast gänzlichen Erlöschen der deutschen Nation infolge der unbeschreiblichen Verheerungen des dreißigjährigen

---

* nämlich 1865.

Krieges, war es diese innerlichst heimische Welt, aus welcher der deutsche Geist wiedergeboren ward. Deutsche Dichtkunst, deutsche Musik, deutsche Philosophie sind heutzutage hochgeachtet von allen Völkern der Welt: in der Sehnsucht nach „deutscher Herrlichkeit" kann sich der Deutsche aber gewöhnlich noch nichts anderes träumen als etwas der Wiederherstellung des römischen Kaiserreiches Ähnliches, wobei selbst dem gutmütigsten Deutschen ein unverkennbares Herrschergelüst und Verlangen nach Obergewalt über andere Völker ankommt. Er vergißt, wie nachteilig der römische Staatsgedanke bereits auf das Gedeihen der deutschen Völker gewirkt hatte.

Um über die, diesem Gedeihen einzig förderliche, wahrhaft deutsch zu nennende Politik sich klar zu werden, muß man sich vor allem eben die wirkliche Bedeutung und Eigentümlichkeit desjenigen deutschen Wesens, welches wir selbst in der Geschichte einzig mächtig hervortretend fanden, zum richtigen Verständnisse bringen. Um demnach den Boden der Geschichte noch festzuhalten, betrachten wir hierzu etwas näher eine der wichtigsten Epochen des deutschen Volkes, die ungemein aufgeregte Krisis seiner Entwicklung, welche es zur Zeit der sogenannten Reformation zu bestehen hatte.

Die christliche Religion gehört keinem nationalen Volksstamme eigens an: das christliche Dogma wendet sich an die reinmenschliche Natur. Nur in so weit dieser allen Menschen gemeinsame Inhalt von ihm rein aufgefaßt wird, kann ein Volk in Wahrheit sich christlich nennen. Immerhin kann ein Volk aber nur dasjenige vollkommen sich aneignen, was ihm mit seiner angeborenen Empfindung zu erfassen möglich wird, und zwar in der Weise zu erfassen, daß es sich in dem Neuen vollkommen heimisch selbst wiederfindet. Auf dem Gebiete der Ästhetik und des kritisch-philosophischen Urteils läßt es sich fast zur Ersichtlichkeit nachweisen, daß es dem deutschen Geiste bestimmt war, das Fremde, ursprünglich ihm Fernliegende, in höchster objektiver Reinheit der Anschauung zu erfassen und sich anzueignen. Man kann ohne Übertreibung behaupten, daß die Antike nach ihrer jetzt allgemeinen Weltbedeutung unbekannt geblieben sein würde, wenn der deutsche Geist sie nicht erkannt und erklärt hätte. Der Italiener eignete sich von der Antike an, was er nachahmen und nachbilden konnte; der Franzose

eignete sich wieder von dieser Nachbildung an, was seinem nationalen Sinne für Eleganz der Form schmeicheln durfte: erst der Deutsche erkannte sie in ihrer reinmenschlichen Originalität und der Nützlichkeit gänzlich abgewandten, dafür aber der Wiedergebung des Reinmenschlichen einzig förderlichen Bedeutung. Durch das innigste Verständnis der Antike ist der deutsche Geist zu der Fähigkeit gelangt, das Reinmenschliche selbst wiederum in ursprünglicher Freiheit nachzubilden, nämlich, nicht durch die Anwendung einer antiken Form einen bestimmten Stoff darzustellen, sondern durch eine Anwendung der antiken Auffassung der Welt die notwendige neue Form zu bilden. Um dies deutlich zu erkennen, halte man Goethes „Iphigenia" zu der des Euripides. Man kann behaupten, daß der Begriff der Antike erst seit der Mitte des vorigen Jahrhunderts besteht, nämlich seit Winckelmann und Lessing.

Daß nun der Deutsche das christliche Dogma in eben so vorzüglicher Klarheit und Reinheit erkannt und, wie die Antike zum ästhetischen Dogma, zum einzig gültigen Religionsbekenntnis erhoben haben würde, kann nicht nachgewiesen werden. Vielleicht wäre er, auf uns unbekannten und unvorstellbaren Entwicklungswegen, hierzu gelangt, und Anlagen zeigen, daß gerade der deutsche Geist dazu berufen gewesen zu sein scheint. Jedenfalls erkennen wir deutlicher, was ihn an der Lösung dieser Aufgabe verhindert hat, da wir erkennen, was ihm die gleiche Lösung auf dem Gebiete der Ästhetik ermöglichte. Hier nämlich war er eben durch nichts verhindert: die Ästhetik wurde nicht vom Staate beaufsichtigt nud zu Staatszwecken verwendet. Mit der Religion war dies anders: diese war Staatsinteresse geworden, und dieses Staatsinteresse erhielt seine Bedeutung und Richtung nicht aus dem deutschen, sondern ganz bestimmt aus dem undeutschen, romanischen Geiste. Das unermeßliche Unglück Deutschlands war, daß um jene Zeit, als der deutsche Geist für seine Aufgabe auf jenem erhabenen Gebiete heranreifte, das richtige Staatsinteresse der deutschen Völker dem Verständnisse eines Fürsten zugemutet blieb, welcher dem deutschen Geiste völlig fremd, zum vollgültigsten Repräsentanten des undeutschen, romanischen Staatsgedankens berufen war: Karl V., König von Spanien und Neapel, erblicher Erzherzog von Österreich, erwählter römischer Kaiser und Oberherr des deutschen Reiches,

mit dem Gedanken der Aneignung der Weltherrschaft, die ihm zugefallen wäre, wenn er Frankreich wirklich hätte bezwingen können, hegte für Deutschland kein anderes Interesse, als dasjenige, es seinem Reiche als fest gekittete Monarchie, wie es Spanien war, einzuverleiben. An seinem Wirken zeigte sich zuerst das große Ungeschick, welches in späterer Zeit fast alle deutschen Fürsten zum Unverständnis des deutschen Geistes verurteilte; gegen ihn stemmten sich jedoch die meisten der damaligen Reichsfürsten, deren Interesse glücklicherweise diesmal mit dem des deutschen Volksgeistes zusammen fiel. Es ist nicht zu ermessen, in welcher Weise auch die wirkliche religiöse Frage zur Ehre des deutschen Geistes gelöst worden sein würde, wenn Deutschland damals ein vollblutig patriotisches Oberhaupt, wie den luxemburgischen Heinrich VII., zum Kaiser gehabt hätte. Jedenfalls ging die ursprüngliche reformatorische Bewegung Deutschlands nicht auf Trennung von der katholischen Kirche aus; im Gegenteile galt sie der Neubegründung und Befestigung des allgemeinen Kirchenverbandes durch Abschaffung der entstellenden und das religiöse Gefühl der Deutschen beleidigenden Mißbräuche der römischen Kurie. Welches Gute und Weltbedeutungsvolle hier in das Leben hätte treten können, läßt sich, wie gesagt, kaum nur annähernd ermessen, während wir dagegen nur die Ergebnisse des unseligen Widerstreites des deutschen Geistes mit dem undeutschen Geiste des deutschen Reichsoberhauptes vor uns haben. Seitdem — Religionsspaltung: ein großes Unglück! Nur eine allgemeine Religion ist in Wahrheit Religion: verschiedene, politisch festgesetzte und staatskontraktlich neben oder untereinander gestellte Bekenntnisse derselben bekennen in Wahrheit nur, daß die Religion in ihrer Auflösung begriffen ist. In diesem Widerstreite ist das deutsche Volk seinem gänzlichen Untergange nahe gebracht worden, ja, es hat diesen, durch den Ausgang des dreißigjährigen Krieges fast vollständig erlebt. Waren bis hierher die deutschen Fürsten meistens mit dem deutschen Geiste gemeinsam gegangen, so habe ich schon bezeichnet, wie seitdem leider auch noch die Fürsten fast gänzlich diesen Geist zu verstehen verlernten. Den Erfolg davon ersehen wir an unsrem heutigen öffentlichen Staatsleben: das eigentlich deutsche Wesen zieht sich immer mehr von diesem zurück; teils wendet es sich seiner Neigung zum Phlegma, teils der zur Phantasterei zu;

und die fürstlichen Rechte Preußens und Österreichs haben sich allmählich daran zu gewöhnen, ihren Völkern gegenüber, da der Junker und selbst der Jurist nicht mehr recht weiter kommt, sich durch — Juden vertreten zu sehen.

In dieser sonderbaren Erscheinung des Eindringens eines allerfremdartigsten Elementes in das deutsche Wesen liegt mehr, als es beim ersten Anblick dünken mag. Nur in so weit wollen wir hier jenes andere Wesen aber in Betrachtung ziehen, als wir in der Zusammenstellung mit ihm uns klar darüber werden dürfen, was wir unter dem von ihm ausgebeuteten „deutschen" Wesen zu verstehen haben. — Der Jude scheint den Völkern des neueren Europas überall zeigen zu sollen, wo es einen Vorteil gab, welchen jene unerkannt und unausgenutzt ließen. Der Pole und Ungar verstand nicht den Wert, welchen eine volkstümliche Entwicklung der Gewerbetätigkeit und des Handels für das eigene Volk haben würde: der Jude zeigte es, indem er sich den verkannten Vorteil aneignete. Sämtliche europäische Völker ließen die unermeßlichen Vorteile unerkannt, welche eine dem bürgerlichen Unternehmungsgeiste der neueren Zeit entsprechende Ordnung des Verhältnisses der Arbeit zum Kapital für die allgemeine Nationalökonomie haben mußte: die Juden bemächtigten sich dieser Vorteile, und am verhinderten und verkommenden Nationalwohlstande nährt der jüdische Bankier seinen enormen Vermögensstand. Liebenswürdig und schön ist der Fehler des Deutschen, welcher die Innigkeit und Reinheit seiner Anschauungen und Empfindungen zu keinem eigentlichen Vorteil, namentlich für sein öffentliches und Staatsleben auszubeuten wußte: daß auch hier ein Vorteil auszunutzen übrig blieb, konnte nur derjenigen Geistesrichtung erkenntlich sein, welche im tiefsten Grunde das deutsche Wesen mißverstand. Die deutschen Fürsten lieferten den Mißverstand, die Juden beuteten ihn aus. Seit der Neugeburt der deutschen Dichtkunst und Musik brauchte es nur, nach Friedrich d. Gr. und dessen Vorgange, zur Marotte des Fürsten zu werden, diese zu ignorieren oder, nach der französischen Schablone bemessen, unrichtig und ungerecht zu beurteilen, und demgemäß dem durch sie offenbarten Geiste keinen Einfluß zu gewähren, um dafür dem Geiste der fremden Spekulation ein Feld zu eröffnen, auf welchem er Vorteil zu ziehen gewahrte. Es ist, als ob sich der Jude verwunderte, warum

hier so viel Geist und Genie zu nichts anderem diente, als Erfolglosigkeit und Armut einzubringen. Er konnte es nicht begreifen, daß, wenn der Franzose für die Glorie, der Italiener für den Denaro arbeitete, der Deutsche dies „pour le roi de Prusse“ tat. Der Jude korrigierte dieses Ungeschick der Deutschen, indem er die deutsche Geistesarbeit in seine Hand nahm; und so sehen wir heute ein widerwärtiges Zerrbild der deutschen Geistes dem deutschen Volke als sein vermeintliches Spiegelbild vorgehalten. Es ist zu fürchten, daß das Volk mit der Zeit sich wirklich selbst in diesem Spiegelbild zu ersehen glaubt: dann wäre eine der schönsten Anlagen des menschlichen Geschlechtes vielleicht für immer ertötet.

Wie es vor solchem schmachvollen Untergange zu bewahren sei, haben wir aufzusuchen, und wir wollen uns deshalb hier vor allem recht deutlich das Charakteristische des eigentlich „deutschen“ Wesens klar machen. —

Führen wir uns den äußerlichen Vorgang der geschichtlichen Dokumentation des deutschen Wesens in Kürze noch einmal deutlich vor. „Deutsche“ Völker heißen diejenigen germanischen Stämme, welche auf heimischem Boden ihre Sprache und Sitte sich bewahrten. Selbst aus dem lieblichen Italien verlangt der Deutsche nach seiner Heimat zurück. Er verläßt deshalb den römischen Kaiser und hängt desto inniger und treuer an seinem heimischen Fürsten. In rauhen Wäldern, im langen Winter, am wärmenden Herdfeuer seines hoch in die Lüfte ragenden Burggemaches pflegte er lange Zeit Urvätererinnerungen, bildet seine heimischen Göttermythen in unerschöpflich mannigfaltige Sagen um. Er wehrt dem zu ihm dringenden Einflusse des Auslandes nicht; er liebt zu wandern und zu schauen; voll der fremden Eindrücke drängt es ihn aber, diese wiederzugeben; er kehrt deshalb in die Heimat zurück, weil er weiß, daß er nur hier verstanden wird: hier am heimischen Herde erzählt er, was er draußen sah und erlebte. Romanische, wälische, französische Sagen und Bücher übersetzt er sich, und während Romanen, Wälsche und Franzosen nichts von ihm wissen, sucht er eifrig sich Kenntnis von ihnen zu verschaffen. Er will aber nicht nur das Fremde, als solches, als rein Fremdes, anstarren, sondern er will es „deutsch“ verstehen. Er dichtet das fremde Gedicht deutsch nach, um seines Inhaltes innig bewußt zu werden. Er opfert

hierbei von dem Fremden das Zufällige, Äußerliche, ihm Unverständliche, und gleicht diesen Verlust dadurch aus, daß er von seinem eigenen zufälligen, äußerlichen Wesen so viel darein gibt, als nötig ist, den fremden Gegenstand klar und unentstellt zu sehen. Mit diesen natürlichen Bestrebungen nähert er sich in seiner Darstellung der fremdartigen Abenteuer der Anschauung der reinmenschlichen Motive derselben. So wird von Deutschen „Parsifal" und „Tristan" wiedergedichtet; während die Originale heute zu Kuriosen von nur literargeschichtlicher Bedeutung geworden sind, erkennen wir in den deutschen Nachdichtungen poetische Werke von unvergänglichem Werte. — In demselben Geiste trägt der Deutsche bürgerliche Einrichtungen des Auslandes auf die Heimat über. Im Schutze der Burg erweitert sich die Stadt der Bürger; die blühende Stadt reißt aber die Burg nicht nieder: die „freie Stadt" huldigt dem Fürsten: der gewerbtätige Bürger schmückt das Schloß des Stammherrn. Der Deutsche ist konservativ: sein Reichtum gestaltet sich aus dem Eigenen aller Zeiten; er spart und weiß alles Alte zu verwenden. Ihm liegt am Erhalten mehr als am Gewinnen: das gewonnene Neue hat ihm nur dann Wert, wenn es zum Schmucke des Alten dient. Er begehrt nichts von außen; aber er will im Innern unbehindert sein. Er erobert nicht, aber er läßt sich auch nicht angreifen. — Mit der Religion nimmt er es ernst: die Sittenverderbnis der römischen Kurie und ihr demoralisierender Einfluß auf den Klerus verdrießt ihn tief. Unter Religionsfreiheit versteht er nichts anderes, als das Recht, mit dem Heiligsten es ernst und redlich meinen zu dürfen. Hier wird er empfindlich und disputiert mit der unklaren Leidenschaftlichkeit des aufgestachelten Freundes der Ruhe und Bequemlichkeit. Die Politik mischt sich hinein: Deutschland soll eine spanische Monarchie, das freie Reich unterdrückt, seine Fürsten sollen zu bloßen vornehmen Höflingen gemacht werden. Kein Volk hat sich gegen Eingriffe in seine innere Freiheit, sein eigenes Wesen, gewehrt wie die Deutschen: mit nichts ist die Hartnäckigkeit zu vergleichen, mit welcher der Deutsche seinen völligen Ruin der Fügsamkeit unter ihm fremde Zumutungen vorzog. Dies ist wichtig. Der Ausgang des dreißigjährigen Krieges vernichtete das deutsche Volk: daß ein deutsches Volk wieder erstehen konnte, verdankt es aber doch einzig eben diesem Ausgange. Das Volk

war vernichtet, aber der deutsche Geist hatte bestanden. Es ist das Wesen des Geistes, den man in einzelnen hochbegabten Menschen „Genie“ nennt, sich auf den weltlichen Vorteil nicht zu verstehen. Was bei anderen Völkern endlich zur Übereinkunft, zur praktischen Sicherung des Vorteiles durch Fügsamkeit führte, das konnte den Deutschen nicht bestimmen: zur Zeit als Richelieu die Franzosen die Gesetze des politischen Vorteiles anzunehmen zwang, vollzog das deutsche Volk seinen Untergang; aber, was den Gesetzen dieses Vorteils sich nie unterziehen konnte, lebte fort und gebar sein Volk von Neuem: der deutsche Geist.

Ein Volk, welches numerisch auf den zehnten Teil seines früheren Bestandes herabgebracht war, konnte, seiner Bedeutung nach, nur noch in der Erinnerung Einzelner bestehen. Selbst diese Erinnerung mußte von den ahnungsvollsten Geistern erst wieder aufgesucht und anfänglich mühsam genährt werden. Es ist ein wundervoller Zug des deutschen Geistes, daß, nachdem er in seiner früheren Entwicklungsperiode die von außen kommenden Einflüsse sich innerlichst angeeignet hatte, er nun, da der Vorteil des äußerlichen politischen Machtlebens ihm gänzlich entschwunden war, aus seinem eigensten innerlichen Schatze sich neu gebar. — Die Erinnerung ward ihm recht eigentlich zur Er-Innerung; denn aus seinem tiefsten Innern schöpfte er, um sich der nun übermäßig gewordenen äußeren Einflüsse zu erwehren. Nicht seiner äußerlichen Existenz galt es, denn diese war dem Namen nach durch das Bestehen der deutschen Fürsten gesichert; bestand ja sogar der Name des römisch-deutschen Kaisertitels fort! Sondern, sein wahrhaftigstes Wesen, wovon die meisten dieser Fürsten nichts mehr wußten, galt es zu erhalten und zu neuer Kraft zu erheben. In der französischen Livree und Uniform, mit Perücke und Zopf, und lächerlich nachgeahmter französischer Galanterie ausgestattet, trat ihm der dürftige Rest seines Volkes entgegen, mit einer Sprache, die selbst der mit französischen Floskeln sich schmückende Bürger im Begriffe stand, nur noch dem Bauer zu überlassen. — Doch wo die eigene Gestalt, die eigene Sache selbst sich verlor, blieb dem deutschen Geiste eine letzte, ungeahnte Zuflucht, sein innigstes Inneres sich deutlich auszusprechen. Von den Italienern hatte der Deutsche sich auch die Musik angeeignet. Will man die wunderbare Eigentümlichkeit, Kraft und Bedeutung des deut-

schen Geistes in einem unvergleichlich beredten Bilde erfassen, so blicke man scharf und sinnvoll auf die sonst fast unerklärlich rätselhafte Erscheinung des musikalischen Wundermannes Sebastian Bach. Er ist die Geschichte des innerlichsten Lebens des deutschen Geistes während des grauenvollen Jahrhunderts der gänzlichen Erloschenheit des deutschen Volkes. Da seht diesen Kopf, in der wahnsinnigen französischen Allongenperücke versteckt, diesen Meister — als elenden Kantor und Organisten zwischen kleinen thüringischen Ortschaften, die man kaum dem Namen nach kennt, mit nahrungslosen Anstellungen sich hinschleppend, so unbeachtet bleibend, daß es eines ganzen Jahrhunderts wiederum bedurfte, um seine Werke der Vergessenheit zu entziehen; selbst in der Musik eine Kunstform vorfindend, welche äußerlich das ganze Abbild seiner Zeit war, trocken, steif, pedantisch, wie Perücke und Zopf in Noten dargestellt: und nun sehe man, welche Welt der unbegreiflich große Sebastian aus diesen Elementen aufbaute! Auf diese Schöpfung weise ich nur hin; denn es ist unmöglich, ihren Reichtum, ihre Erhabenheit und alles in sich fassende Bedeutung durch irgend einen Vergleich zu bezeichnen. Wollen wir uns jetzt aber die überraschende Wiedergeburt des deutschen Geistes auch auf dem Felde der poetischen und philosophischen Literatur erklären, so können wir dies deutlich nur, wenn wir an Bach begreifen lernen, was der deutsche Geist in Wahrheit ist, wo er weilte, und wie er rastlos sich neu gestaltete, während er gänzlich aus der Welt entschwunden schien. Von diesem Manne ist neuerlich eine Biographie erschienen, über welche die „Allgemeine Zeitung" berichtete. Ich kann mich nicht entwehren, aus diesem Berichte folgende Stellen anzuführen: „Mit Mühe und seltener Willenskraft ringt er sich aus Armut und Not zu höchster Kunsthöhe empor, streut mit vollen Händen eine fast unübersehbare Fülle der herrlichsten Meisterwerke seiner Zeit hin, die ihn nicht begreifen und schätzen kann, und stirbt bedrückt von schweren Sorgen einsam und vergessen, seine Familie in Armut und Entbehrung zurücklassend — das Grab des Sangesreichen schließt sich über dem müden Heimgegangenen ohne Sang und Klang, weil die Not des Hauses eine Ausgabe für den Grabgesang nicht zuläßt. Sollte eine Ursache, warum unsre Tonsetzer so selten Biographen finden, teilweise wohl auch in dem Umstande

zu suchen sein, weil ihr Ende gewöhnlich ein so trauriges, erschütterndes ist?" — — Und während sich dies mit dem großen Bach, dem einzigen Horte und Neugebärer des deutschen Geistes, begab, wimmelten die großen und kleinen Höfe der deutschen Fürsten von italienischen Opernkomponisten und Virtuosen, die man mit ungeheuren Opfern dazu erkaufte, dem verachteten Deutschland den Abfall einer Kunst zu Besten zu geben, welcher heutzutage nicht die mindeste Beachtung mehr geschenkt werden kann.

Doch Bachs Geist, der deutsche Geist, trat aus dem Mysterium der wunderbarsten Musik, seiner Neugeburtsstätte, hervor. Als Goethes „Götz" erschien, jubelte es auf: „das ist deutsch!" Und der sich erkennende Deutsche verstand es nun auch, sich und der Welt zu zeigen, was Shakespeare sei, den sein eigenes Volk nicht verstand; er entdeckte der Welt, was die Antike sei, er zeigte dem menschlichen Geiste was die Natur und die Welt sei. Diese Taten vollbrachte der deutsche Geist aus sich, aus seinem innersten Verlangen, sich seiner bewußt zu werden. Und dieses Bewußtsein sagte ihm, was er zum ersten Male der Welt verkünden konnte, daß das Schöne und Edle nicht um des Vorteils, ja selbst nicht um des Ruhmes und der Anerkennung willen in die Welt tritt: und alles, was im Sinne dieser Lehre gewirkt wird, ist „deutsch", und deshalb ist der Deutsche groß; und nur, was in diesem Sinne gewirkt wird, kann zur Größe Deutschlands führen.

Zur Pflege des deutschen Geistes, zur Größe des deutschen Volkes kann daher nichts führen, als sein wahrhaftes Verständnis von seiten der Regierenden. Das deutsche Volk hat seine Wiedergeburt, die Entwicklung seiner höchsten Fähigkeiten, durch seinen konservativen Sinn, sein inniges Haften an sich, seiner Eigentümlichkeit erreicht: es hat für das Bestehen seiner Fürsten sich dereinst verblutet. Es ist jetzt an diesen, dem deutschen Volke zu zeigen, daß sie zu ihm gehören; und da, wo der deutsche Geist die Tat der Wiedergeburt des Volkes vollbrachte, da ist das Bereich, auf welchem zunächst auch die Fürsten sich dem Volke neu vertraut zu machen haben. Es ist die höchste Zeit, daß die Fürsten sich zu dieser Wiedertaufe wenden: die Gefahr, in welcher die ganze deutsche Öffentlichkeit steht, habe ich angedeutet. Wehe uns und der Welt, wenn diesmal das

Volk gerettet wäre, aber der deutsche Geist aus der Welt schwände! —

Wie wäre ein Zustand denkbar, in welchem das deutsche Volk bestünde, der deutsche Geist aber verweht sei?. Das schwer Denkbare haben wir näher vor uns, als wir glauben. Als ich das Wesen, die Wirksamkeit des deutschen Geistes bezeichnete, faßte ich die glückliche Entwicklung der bedeutendsten Anlagen des deutschen Volkes in das Auge. Die Geburtsstätte des deutschen Geistes ist aber auch der Grund der Fehler des deutschen Volkes. Die Fähigkeit, sich innerlich zu versenken, und vom Innersten aus klar und sinnvoll die Welt zu betrachten, setzt überhaupt den Hang zur Beschaulichkeit voraus, welcher im minder begabten Individuum leicht zur Lust an der Untätigkeit, zum reinen Phlegma wird. Was uns bei glücklichster Befähigung dem allerhöchst begabten alten Indusvolke als am verwandtesten hinstellt, kann der Masse des Volkes aber den Charakter der gewöhnlichen orientalischen Trägheit geben; ja selbst die nahe liegende Entwicklung zur höchsten Befähigung kann uns zum Fluche werden, indem sie uns zur phantastischen Selbstgenügsamkeit verleitet. Daß aus dem Schoße des deutschen Volkes Goethe und Schiller, Mozart und Beethoven erstanden, verführt die große Zahl der mittelmäßig Begabten gar zu leicht, diese großen Geister als von Rechts wegen zu sich gehörig zu betrachten, und der Masse des Volkes mit demagogischem Behagen vorzureden, sie selbst sei Goethe und Schiller, Mozart und Beethoven. Nichts schmeichelt dem Hange zur Bequemlichkeit und Trägheit mehr, als sich eine hohe Meinung von sich beigebracht zu wissen, die Meinung, als sei man ganz von selbst etwas Großes, und habe sich, um es zu werden, gar keine Mühe erst zu geben. Diese Neigung ist grunddeutsch, und kein Volk bedarf es daher mehr, aufgestachelt und in die Nötigung zur Selbsthilfe, zur Selbsttätigkeit versetzt zu werden, als das deutsche. Hiervon geschah nun seitens der deutschen Fürsten und Regierungen gerade das Gegenteil. Es mußte der Jude Börne sein, der zuerst den Ton zur Aufstachelung der Trägheit des Deutschen anschlug, und hierdurch, wenn auch in diesem Sinne gewiß absichtslos, das große Mißverständnis der Deutschen in ihrem eigenen Betreff bis zur traurigsten Verwirrung steigerte. Das Mißverständnis, welches zu seiner Zeit den öster-

reichischen Staatskanzler, Fürsten Metternich, bei der Leitung der deutschen Kabinettspolitik bestimmte, die Bestrebungen der deutschen „Burschenschaft" für identisch mit denen des ehemaligen Pariser Jakobinerklubs zu halten, und demgemäß gegen jene zu verfahren, war höchst ergiebig zur Ausnützung von seiten des außerhalb stehenden, nur seinen Vorteil suchenden Spekulanten. Verstand dieser es recht, so konnte er sich diesmal mitten in das deutsche Volks- und Staatswesen hinein schwingen, um es auszubeuten und endlich nicht etwa zu beherrschen, sondern es geradesweges sich anzueignen.

Nach allen Vorgängen war es nun endlich doch auch in Deutschland schwer geworden zu regieren. Hatten die Regierungen es sich zur Maxime gemacht, die deutschen Völker nur nach dem Maße der französischen Zustände zu beurteilen, so fanden sich auch diejenigen Unternehmer ein, welche vom Standpunkte des unterdrückten deutschen Volksgeistes aus nach französischer Maxime zu den Regierungen hinaufblickten. Der Demagoge war nun wirklich da; aber welch klägliche Aftergeburt! Jede neue Pariser Revolution ward nun in Deutschland alsbald auch in Szene gesetzt: war ja doch jede neue Pariser Spektakeloper sofort auf den Berliner und Wiener Hoftheatern zum Vorbilde für ganz Deuschland in Szene gesetzt worden. Ich stehe nicht an, die seitdem vorgekommenen Revolutionen in Deutschland als ganz undeutsch zu bezeichnen. Die „Demokratie" ist in Deutschland ein durchaus übersetztes Wesen. Sie existiert nur in der „Presse", und was diese deutsche Presse ist, darüber muß man sich eben klar werden. Das Widerwärtige ist nun aber, daß dem verkannten und verletzten deutschen Volksgeiste diese übersetzte französisch-jüdisch-deutsche Demokratie wirklich Anhalt, Vorwand und eine täuschende Umkleidung entnehmen konnte. Um Anhang im Volke zu haben, gebärdete sich die „Demokratie" deutsch und „Deutschtum", „deutscher Geist", „deutsche Redlichkeit", „deutsche Freiheit", „deutsche Sittlichkeit" wurden nun Schlagwörter, die niemanden mehr anwidern konnten, als den, der wirkliche deutsche Bildung in sich hatte, und nun mit Trauer der sonderbaren Komödie zusehen mußte, wie Agitatoren aus einem nichtdeutschen Volksstamme für ihn plädierten, ohne den Verteidigten auch nur zu Worte kommen zu lassen. Die erstaunliche Erfolglosigkeit der

so lärmenden Bewegung von 1848 erklärt sich leicht aus diesem seltsamen Umstande, daß der eigentliche wahrhafte Deutsche sich und seinen Namen so plötzlich von einer Menschenart vertreten fand, die ihm ganz fremd war. Während Goethe und Schiller den deutschen Geist über die Welt ergossen, ohne vom „deutschen" Geiste auch nur zu reden, erfüllen diese demokratischen Spekulanten alle deutschen Buch- und Bilderläden, alle sogenannten „Volks-" d. h. Aktien-Theater, mit groben, gänzlich schalen und nichtigen Bildungen, auf welchen immer die anpreisende Empfehlung „deutsch" und wieder „deutsch", zur Verlockung für die gutmütige Menge aufgeklext ist. Und wirklich sind wir so weit, das deutsche Volk damit bald gänzlich zum Narren gemacht zu sehen: die Volksanlage zu Trägheit und Phlegma wird zur phantastischen Selbstgefallsucht verführt; bereits spielt das deutsche Volk zum großen Teil in der beschämenden Komödie selbst mit, und nicht ohne Grauen kann der sinnende deutsche Geist jenen törigen Festversammlungen mit ihren theatralischen Aufzügen, albernen Festreden und trostlos schalen Liedern sich zuwenden, mit denen man dem deutschen Volke weismachen will, es sei etwas ganz besonderes, und brauche gar nicht erst etwas werden zu wollen. —

So weit der frühere Aufsatz aus dem Jahre 1865. Er leitete auf das Projekt hin, die darin ausgesprochenen Tendenzen von einer zu gründenden politischen Zeitung vertreten zu sehen: Herr Dr. Julius Fröbel erklärte sich zu dieser Vertretung bereit: die „Süddeutsche Presse" trat an das Tageslicht. Leider hatte ich zu erleben, daß Herrn Fröbel das in Frage stehende Problem anders aufgegangen war als mir, und wir mußten uns trennen, als ihn eines Tages der Gedanke, die Kunst solle keinem Nützlichkeitszwecke, sondern ihrem eigenen Werte dienen, so heftig anwiderte, daß er in Weinen und Schluchzen ausbrach.

Gewiß waren es aber auch andere Gründe, welche mich von einer weiteren Ausarbeitung des Begonnenen abbrachten. — „Was ist deutsch?" — Ich geriet vor dieser Frage in immer größere Verwirrung. Was diese nur steigern konnte, waren die Eindrücke der ereignisvollen Jahre, welche der Zeit folgten,

in der jener Aufsatz entstand. Welcher Deutsche hätte das Jahr 1870 erlebt, ohne in ein Erstaunen über die Kräfte zu geraten, welche hier, wie plötzlich, sich offenbarten, sowie über den Mut und über die Entschlossenheit, mit welcher der Mann, der ersichtlich etwas kannte, was wir alle nicht kannten, diese Kräfte zur Wirkung brachte? — Über manches Anstößige war da hinweg zu sehen. Die wir, mit dem Geiste unsrer großen Meister im Herzen, dem physiognomischen Gebahren unsrer todesmutigen Landsleute im Soldatenrocke lauschend zusahen, freuten uns herzlich über das „Kutschkelied", und waren von der „festen Burg" vor, sowie dem „nun danket alle Gott" nach der Schlacht, tief ergriffen. Freilich fiel es gerade uns schwer zu begreifen, daß die todesmutige Begeisterung unsrer Patrioten sich immer wieder nur an der „Wacht am Rhein" stärke; ein ziemlich flaues Liedertafelprodukt, welches die Franzosen für eines dergleichen Rheinweinlieder hielten, über welche sie sich früher schon lustig gemacht hatten. Aber genug, mochten sie immer spotten, so konnte diesmal doch selbst ihr „allons enfants de la patrie" gegen das „lieb Vaterland, kannst ruhig sein" nicht aufkommen und verhindern, daß sie tüchtig geschlagen wurden. — Bei der Rückkehr unseres siegreichen Heeres ließ ich in Berlin unter der Hand nachfragen, ob, wenn eine große Totenfeier für die Gefallenen in Aussicht genommen wäre, mir gestattet sein würde, ein dem erhabenen Vorgange zu widmendes Tonstück zur Ausführung hierbei zu verfassen. Es hieß aber, bei der so erfreulichen Rückkehr wünsche man sich keine peinlichen Eindrücke noch besonders zu arrangieren. Ich schlug, immer unter der Hand, ein anderes Musikstück vor, welches den Einzug der Truppen begleiten, und in welches schließlich, etwa beim Defilieren vor dem siegreichen Monarchen, die im preußischen Heere so gutgepflegten Sängerkorps mit einem volkstümlichen Gesange einfallen sollten. Allein dies hätte bedenkliche Änderungen in den längst voraus getroffenen Dispositionen veranlaßt, und mein Vorschlag ward mir abgeraten. Meinen „Kaisermarsch" richtete ich für den Konzertsaal ein: dahin möge er nun passen, so gut er kann! — Hierbei hatte ich mir jedenfalls zu sagen, daß der auf den Schlachtfeldern neu erstandene „deutsche Geist" nicht nach den Einfällen eines wahrscheinlich für eitel geltenden Opernkomponisten zu fragen habe. Jedoch auch verschiedene an-

dere Erfahrungen bewirkten, daß es mir allmählich im neuen „Reiche" sonderbar zu Mute wurde, so daß ich, als ich den letzten Band meiner gesammelten Schriften redigierte, wie dies oben schon von mir bemerkt ward, meinen Aufsatz über: „was ist deutsch?" fortzusetzen keine rechte Anregung finden konnte.

Als ich mich einmal über den Charakter der Aufführungen meines „Lohengrin" in Berlin aussprach, erhielt ich von dem Redakteur der „Norddeutschen Allgemeinen Zeitung" eine Zurechtweisung in dem Sinne, daß ich den „deutschen Geist" doch nicht allein gepachtet zu haben glauben sollte. Ich merkte mir das, und gab den Pacht auf. Dagegen freute ich mich, als eine gemeinsame deutsche Reichsmünze hergestellt wurde, und namentlich auch, als ich erfuhr, daß sie so original-deutsch ausgefallen sei, daß sie zu keiner Münze der anderen großen Weltstaaten stimme, sondern bei „Frank" und „Schilling" dem „Kurs" ausgesetzt bleibe: man sagte mir, das sei allerdings schikanös für den gemeinen Verkehr, aber sehr vorteilhaft für den Bankier. Auch hob sich mein deutsches Herz, als wir liberaler Weise für „Freihandel" stimmten: es war und herrscht zwar viel Not im Lande; der Arbeiter hungert und die Industrie siecht: aber das „Geschäft" geht. Für das „Geschäft" im allergrößesten Sinne hat sich ganz neuerdings ja auch der Reichs-„Makler" eingefunden, und gilt es der Anmut und Würde allerhöchster Vermählungsfeierlichkeiten, so führt der jüngste Minister mit orientalischem Anstande den Fackeltanz an.

Dies Alles mag gut und dem neuen deutschen Reiche recht angemessen sein, nur vermag ich es mir nicht mehr zu deuten, und glaube mich zur weiteren Beantwortung der Frage: „was ist deutsch?" für unfähig halten zu müssen. Sollte uns da nicht z. B. Herr Constantin Frantz vortrefflich helfen können? Gewiß wohl auch Herr Paul de Lagarde? Mögen Diese sich als freundlichst ersucht betrachten, zur Belehrung unsres armen Bayreuther Patronatvereines sich der Beantwortung der verhängnisvollen Frage anzunehmen. Gelangten sie dann etwa bis zu dem Gebiete, auf welchem wir im voranstehenden Aufsatze Sebastian Bach in Augenschein zu nehmen hatten, so würde ich dann vielleicht wieder meinen erwünschten Mitarbeitern die Mühe abnehmen können. Wie schön, wenn ich bei den angerufenen Herren Beachtung fände!

Modern.

In einer kürzlich mir zugesandten Flugschrift wird „eine bedeutende jüdische Stimme“ herangezogen, welche sich in folgender Weise vernehmen läßt.

„Die moderne Welt muß den Sieg erringen, weil sie unvergleichlich bessere Waffen führt, als die alte orthodoxe Welt. Die Federmacht ist die Weltmacht geworden, ohne die man sich auf keinem Gebiete halten kann, und diese Macht geht euch Orthodoxen fast gänzlich ab. Eure Gelehrten schreiben zwar schön, geistvoll, aber doch nur für ihres Gleichen, während die Popularität das Schiboleth unsrer Zeit ist. Die moderne Journalistik und Romantik hat die freigesinnte Juden- und Christenwelt vollständig erobert. Ich sage die freigesinnte Judenwelt — denn in der Tat arbeitet jetzt das deutsche Judentum so kräftig, so riesig, so unermüdet an der neuen Kultur und Wissenschaft, daß der größte Teil des Christentums bewußt oder unbewußt von dem Geiste des modernen Judentums geleitet wird. Gibt es doch heutzutage fast keine Zeitschrift oder Lektüre, die nicht von Juden direkt oder indirekt geleitet wäre.“ —

Wie wahr! — Ich hatte so etwas noch nicht gelesen, sondern vermeint, unsre jüdischen Mitbürger hörten nicht gern von solchen Dingen sprechen. Nun aber dürfen wir, da man uns mit solch offener Sprache entgegenkommt, wohl auch ein eben so offenes Wort mitreden, ohne sogleich befürchten zu müssen, als lächerliche und dabei doch sehr gehaßte Judenverfolger mannigfach geschädigt und gelegentlich tumultuarisch ausgepfiffen zu

werden. Vielleicht gelänge es sogar, mit unsren Kulturbesorgern, deren Weltmacht wir durchaus nicht in Abrede stellen, uns über einige Grundbegriffe, deren sie sich nicht in einem ganz richtigen Sinne bedienen dürften, dahin zu verständigen, daß, wenn sie es wirklich mit uns redlich meinen, ihre „riesenhaften Bemühungen" einen guten Erfolg für alle haben möchten.

Da ist nun sogleich „die moderne Welt". — Wenn hierunter nicht eben nur die heutige Welt, die Zeit in der wir leben, oder — wie sie so schön lautend im modernen Deutsch heißt — die „Jetztzeit" gemeint ist, so handelt es sich in den Köpfen unserer neuesten Kulturbringer um eine Welt, wie sie noch gar nicht dagewesen ist, nämlich: eine „moderne" Welt, welche die Welt zu keiner Zeit gekannt hat — also: eine durchaus neue Welt, welche die vorangegangenen Welten gar nichts mehr angehen, und die daher aus ganz eigenem Ermessen nach ihrem Belieben sich selbst gestaltet. In der Tat muß gegenwärtig den Juden, welche — als nationale Masse — vor einem halben Jahrhundert unsren Kulturbestrebungen noch ganz fernab standen, diese Welt, in welche sie so plötzlich eingetreten sind, und die sie sich mit so wachsender Gewalt angeeignet haben, auch als eine ganz neue, noch nie dagewesene Welt vorkommen. Allerdings sollten eigentlich nur sie in dieser alten Welt sich neu vorkommen: das Bewußtsein hiervon scheinen sie aber gern von sich abzuwehren, und dagegen sich glauben machen zu wollen, diese alte Welt sei, eben durch ihren Eintritt in dieselbe, plötzlich ur-neu geworden. Dies dünkt uns aber ein Irrtum, über welchen sie sich recht geflissentlich aufklären sollten, — immer vorausgesetzt, daß sie es ehrlich mit uns meinen, und in unsrer, von ihnen bisher doch nur benutzten und vermehrten, Verkommenheit uns wirklich helfen wollen. Nehmen wir dies Letztere unbedingt an. —

Genau betrachtet, war also unsre Welt für die Juden neu, und alles, was sie vornahmen, um sich in ihr zurecht zu finden, bestand darin, daß sie eben unser Alt-Erworbenes sich anzueignen suchten. Dies galt nun zu allererst unsrer Sprache, — da es unschicklich wäre, hier von unsrem Gelde zu reden. Es ist mir noch nicht begegnet, Juden unter sich ihrer Urmuttersprache sich bedienen zu hören; dagegen fiel es mir stets auf, daß in allen Ländern Europas die Juden deutsch verstanden, leider aber zumeist nur in dem ihnen zu eigen gewordenen Jargon es redeten.

Ich glaube, daß diese unreife und unbefugte Kenntnis der deutschen Sprache, welche eine unerforschliche Weltbestimmung ihnen zugeführt haben muß, den Juden bei ihrem gesetzlich befugten Eintritt in die deutsche Welt das richtige Verständnis und die wirkliche Aneignung derselben besonders erschwert haben mag. Die französischen Protestanten, welche sich nach ihrer Vertreibung aus der Heimat in Deutschland ansiedelten, sind in ihren Nachkommen vollkommen deutsch geworden; ja Chamisso, der als Knabe nur französisch sprechend nach Deutschland kam, erwuchs zu einem Meister in deutschem Sprechen und Denken. Es ist auffällig, wie schwer dies den Juden zu werden scheint. Man sollte glauben, sie seien bei der Aneignung des ihnen Urfremden zu hastig zu Werke gegangen, wozu sie eben jene unreife Kenntnis unsrer Sprache, vermöge ihres Jargons, verleitet haben mag. Es gehört einer anderen Untersuchung an, den Charakter der Sprachverfälschung zu erhellen, welchen wir, namentlich vermittelst der jüdischen Journalistik, der Einmischung des „Modernen" in unsre Kulturentwicklung Schuld geben müssen; nur um unser für heute gestelltes Thema etwas näher auszuführen, muß darauf hingewiesen werden, welch schwere Schicksale unsre Sprache lange Zeit betroffen hatten, und wie es eben nur den genialsten Instinkten unsrer großen Dichter und Weisen geglückt war, sie ihrer produktiven Eigenheit wieder zuzuführen, als — im Zusammentreffen mit dem hier bezeichneten, merkwürdigen sprach-literarischen Entwicklungsprozesse — dem Leichtsinn einer unproduktiv sich fühlenden Epigonenschaft es beikam, den ärgerlichen Ernst der Vorgänger fahren zu lassen und dagegen sich als „Moderne" anzukündigen.

Der originellen Schöpfungen unsrer neuen jüdischen Mitbürger gewärtig, müssen wir bestätigen, daß auch das „Moderne" nicht ihrer Erfindung angehört. Sie fanden es als Mißwachs auf dem Felde der deutschen Literatur vor. Ich habe dem jugendlichen Erblühen der Pflanze zugesehen. Sie hieß damals das „junge Deutschland". Ihre Pfleger begannen mit dem Krieg gegen literarische „Orthodoxie", womit der Glaube an unsre großen Dichter und Weisen des vorausgegangenen Jahrhunderts gemeint war, bekämpften die ihnen nachfolgende, sogenannte „Romantik" (nicht zu verwechseln mit der, von der oben herangezogenen „bedeutenden jüdischen Stimme" gemein-

ten Journalistik und — Romantik!), gingen nach Paris, studierten Scribe und E. Sue, übersetzten sie in ein genial-nachlässiges Deutsch, und endeten zum Teil als Theaterdirektoren, zum Teil als Journalisten für den populären häuslichen Herd.

Das war eine gute Vorarbeit, und auf ihre Grundlage hin konnte das „Moderne", ohne weitere Erfindung, wenn nur sonst durch die Geldmacht gut unterstützt, nicht unleicht zu einer „modernen Welt", welche einer „orthodoxen alten Welt" siegreich gegenüberzustellen war, ausgestattet werden.

Zu erklären, was unter diesem „Modern" in Wahrheit zu denken sei, ist aber nicht so leicht, als die Modernen es vermeinen, sobald sie nicht zugeben wollen, daß etwas recht Erbärmliches, und namentlich uns Deutschen sehr Gefährliches darunter verstanden sei. Das wollen wir nun aber nicht annehmen, da wir immer voraussetzen, unsre jüdischen Mitbürger meinten es gut mit uns. Sollten wir nun, eben in dieser Voraussetzung, annehmen, sie wüßten gar nicht, was sie sagten, und faselten nur? Wir halten es hier für unnütz, dem Begriffe des „Modernen", wie er sich zunächst für die bildenden Künste in Italien, zur Unterscheidung von der Antike entwickelte, auf geschichtlichem Wege nachzugehen; genug, daß wir die Bedeutung der „Mode" für die Ausbildung des französischen Volksgeistes kennen gelernt haben. Der Franzose kann sich mit einem eigentümlichen Stolze „modern" nennen, denn er macht die Mode und beherrscht durch sie den Außenschein der ganzen Welt. Bringen es jetzt die Juden, vermöge ihrer „riesigen Anstrengungen in Gemeinschaft mit dem liberalen Christentum", dahin, uns ebenfalls eine Mode zu machen, nun — so lohne es ihnen der Gott ihrer Väter, daß sie an uns armen deutschen Sklaven der französischen Mode so viel Gutes tun! Vorläufig sieht es aber noch ganz anders damit aus: denn, trotz aller ihrer Macht, haben sie keine Mittel zur Originalität, und dies namentlich für die Anwendung derjenigen Macht, von welcher sie behaupten, daß nichts ihr widerstehen könnte: der „Federmacht". Mit fremden Federn kann man sich schmücken, geradeso wie mit den deliziösen Namen, unter denen uns jetzt unsre neuen jüdischen Mitbürger ebenso überraschend als entzückend entgegentreten, während wir armen alten Bürger- und Bauerngeschlechter uns

mit den recht kümmerlichen „Schmidt" „Müller" „Weber" „Wagner" usw. für alle Zukunft begnügen müssen. Fremde Namen tun allenfalls jedoch nicht viel zur Sache; aber die Federn müssen uns aus der eigenen Haut gewachsen sein, nämlich, wenn wir uns damit nicht nur putzen, sondern aus uns damit schreiben wollen, und zwar in dem Sinne und mit der Wirkung schreiben wollen, daß wir dadurch eine ganze alte Welt zu besiegen verhoffen können, was sonst einem Papageno noch nicht beigekommen ist. Diese alte Welt — oder wollen wir sagen: diese deutsche Welt, hat aber noch ihre Originale, denen ihre Federn noch ohne Anwendung von Johannistriebkraft wachsen; und unsre „bedeutende Stimme" gibt selbst zu, daß unsre Gelehrten „schön" und „geistvoll" schreiben; von diesen ist zwar zu befürchten, daß sie, unter dem beständig sich aufdrängenden Einflusse der jüdischen Journalistik, endlich auch noch ihr weniges Schön- und Geistvoll-Schreiben verlernen; sie sprechen und schweigen bereits „selbstredend", ganz wie die moderne „Federmacht". Aber immerhin hat das „liberale Judentum" noch „riesig" zu arbeiten, bis alle originalen Anlagen seiner deutschen Mitbürgerschaft gänzlich ruiniert sind, bis die auf unsrer eigenen Haut gewachsenen Federn nur noch Spiele mit unverstandenen Worten, falsch übersetzte und verkehrt angewendete „bon mots" u. dgl. niederschreiben, oder auch bis alle unsre Musiker die merkwürdige Kunst sich angeeignet haben, zu komponieren, ohne daß ihnen etwas einfällt.

Es ist möglich, daß sich dann auch uns die jüdische Originalität auf dem Gebiete des deutschen Geisteslebens offenbaren wird, nämlich, wann kein Mensch mehr sein eignes Wort versteht. Bei dem unteren Volke, z. B. bei unsren Bauern, ist es, durch die Fürsorge des riesig arbeitenden liberalen Judentums, fast schon so weit gekommen, daß der sonst Verständigste „selbstredend" kein vernünftiges Wort mehr herausbringt, und nur den reinsten Unsinn zu verstehen glaubt.

Aufrichtig gesagt, es fällt schwer, sich von dem Siege der modernen Judenwelt viel Heil für uns zu erwarten. So sind mir denn auch einzelne ernstbegabte Männer jüdischer Abstammung bekannt geworden, welche, bei dem Bestreben, ihren deutschen Mitbürgern nahe zu treten, wirklich große Anstrengungen darauf verwendet haben, uns Deutsche, unsre Sprache und Ge-

schichte gründlich zu verstehen; diese haben sich aber von den modernen Welteroberungskämpfen ihrer ehemaligen Glaubensgenossen durchaus abgewendet, ja, sogar sich sehr ernstlich z. B. mir befreundet. Diese Wenigen gehen den „Modernen“ also ab, wogegen der Journalist und Essayer bei ihnen einzig zu voller Akklamation gelangt.

Was nun eigentlich hinter der „Orthodoxie“ stecken mag, welche die „bedeutende Stimme“ im Geleite der „Modernen“ siegreich zu bekämpfen gedenkt, wird nicht leicht deutlich: ich fürchte, daß auch dieses Wort, so geradehin auf unsre bis jetzt noch bestehende Geisteswelt bezogen, ziemlich konfus verstanden und munkelhaft angewandt worden ist. Sollte es sich auf die jüdische Orthodoxie beziehen, so dürfte man darunter vielleicht die Lehren des Talmud verstehen, von welchen sich abzuwenden unsren jüdischen Mitbürgern nicht unratsam erscheinen möchte, da, soviel wir hiervon wissen, bei Befolgung dieser Lehren ein wohlwollendes Zusammengehen mit uns ihnen doch ungemein erschwert sein muß. Aber, dies würde doch das deutsche Volk, welchem das liberale Judentum aufhelfen will, nichts Rechtes angehen, und es haben dergleichen die Juden unter sich selbst abzumachen. Dagegen geht nun die christliche Orthodoxie die liberalen Juden doch wiederum gar nichts an, — es wäre denn, daß sie sich vor lauter Liberalismus in einer schwachen Stunde hätten taufen lassen. Also ist es doch wohl mehr die Orthodoxie des deutschen Geistes überhaupt, was sie meinen, — also etwa die Rechtgläubigkeit in betreff der bisherigen deutschen Wissenschaft, Kunst und Philosophie. Diese Rechtgläubigkeit ist aber wiederum schwer zu verstehen, und namentlich nicht leicht zu definieren. Mancher glaubt, mancher zweifelt; es wird, auch ohne die Juden, viel gestritten, kritisiert, und im Ganzen nichts Rechtes produziert. Auch der Deutsche hat seine Liebe und seine Freude: er freut sich am Schaden anderer, und er „liebt das Strahlende zu schwärzen“. Wir sind nicht vollkommen. Somit betrachten wir dies als ein fatales Thema, welches wir heute besser unberührt lassen; ebenso wie die „Popularität“, welche die „bedeutende Stimme“ zum Schiboleth unsrer Zeit erhebt; und zwar übergehe ich diesen Passus um so lieber, als das „Schiboleth“ mir Schrecken einflößt: auf nähere Erkundigung nach der Bedeutung dieses Wortes erfuhr ich nämlich, daß es, an sich von

keinem beziehungsvollen Werte, von den alten Juden in einer Schlacht als Erkennungszeichen für die Angehörigen eines Stammes, welchen sie gewohnter Maßen auszurotten im Sinne hatten, benutzt wurde: wer nämlich das „Sch" ohne Zischlaut, wie ein weiches „S" aussprach, wurde niedergemacht. Ein immerhin fatales „Mot d'ordre" für den Kampf um Popularität, zumal bei uns Deutschen, denen der Abgang semitischer Zischlaute sehr verderblich werden dürfte, wenn es einmal zur rechten Popularitätsschlacht der liberal-modernen Juden kommen sollte.

Auch für eine nähere Beleuchtung des „Modernen" dürfte es, selbst nach diesen so dürftigen Erörterungen, diesmal genug sein. Dagegen erlaube ich mir, vielleicht zur Erheiterung des befreundeten Patronatvereins-Mitgliedes, welches diese Zeilen liest, für heute meine Mitteilung durch die Aufzeichnung eines drolligen Reimes zu beschließen, der mir gelegentlich einmal einfiel. Er heißt:

„Laßt klüglich alles Alte modern;
wir rechten Leute sind modern."

Publikum und Popularität.

I.

„Schlecht ist nicht das Schlechte, denn es täuscht nur selten;
das Mittelmäßige ist schlecht, weil es für gut kann gelten."

So sagt ein indischer Weisheitsspruch.

Wer ist nun das „Publikum", dem das Schlechte wie das Mittelmäßige dargeboten wird? Woher nimmt es das Urteil zur Unterscheidung, und namentlich die, wie es scheint, so schwierige Erkenntnis des Mittelmäßigen, da das Gute selbst sich ihm gar nicht darbietet, sondern das Merkmal des Guten eben darin besteht, daß es für sich selbst da ist, und das im Mittelmäßigen und Schlechten erzogene Publikum sich erst erheben muß, um an das Gute heranzutreten?

Nun hat aber alles, außer eben das Gute, sein Publikum. Niemals wird ein Ausbeuter der Wirkung des Mittelmäßigen sich auf den Bund seiner Mitinteressenten berufen, sondern immer auf das „Publikum", nach welchem er sich zu richten habe. Hier ein Beispiel. Vor einiger Zeit wendete sich einer meiner jüngeren Freunde an den, nun verewigten, Herausgeber der „Gartenlaube" mit der Bitte um die Aufnahme der von ihm verfaßten ernstlichen Berichtigung eines entstellenden Artikels über mich, mein Werk und mein Vorhaben, welcher, der Gewohnheit gemäß, in jenem gemütlichen Blatte seinen Platz gefunden hatte. Der so populär gewordene Herausgeber wies

diese Bitte ab, weil er auf „sein Publikum" Rücksicht zu nehmen habe. Das war also das Publikum der „Gartenlaube": gewiß keine Kleinigkeit; denn ich hörte kürzlich, dieses höchst solide Volksblatt erfreue sich einer ungeheuren Anzahl von Abnehmern. Offenbar gibt es jedoch neben diesem wiederum ein anderes Publikum, welches zum Allermindesten nicht weniger zahlreich ist, als jener Leserbund, nämlich das unermeßlich mannigfaltig zusammengesetzte Theaterpublikum, ich will nur sagen: Deutschlands. Hiermit steht es nun sonderbar. Die Theaterdirektoren, welche die Bedürfnisse dieses Publikums etwa in gleicher Weise besorgen, wie z. B. der verewigte Herausgeber der „Gartenlaube" für die des seinigen beflissen war, können, mit wenigen Ausnahmen, alle mich nicht leiden, ganz so wie die Redaktoren und Rezensenten unsrer großen politischen Zeitungen; sie finden aber ihren Vorteil darin, ihrem Publikum meine Opern vorzuführen, und entschuldigen sich wiederum mit der ihnen nötigen Rücksicht auf dieses ihr Publikum, wenn Jene ihnen Vorwürfe hierüber machen. Wie mag hierzu sich das Publikum der „Gartenlaube" verhalten? Welches ist wirklich ein „Publikum"? Dieses oder jenes?

Jedenfalls herrscht hier eine große Verwirrung. Man könnte annehmen, solch eine beliebige Anzahl von Lesern eines Blattes habe in Wirklichkeit nicht den Charakter eines Publikums, denn sie bezeugt durch nichts, daß sie eine Initiative ausübe, viel weniger ein Urteil habe; wogegen ihr Charakter die Trägheit sei, welche sich das eigene Denken und Urteilen in weislicher Bequemlichkeit erspare, und dies um so eifriger und störrischer, als endlich die langjährige Gewohnheit dieser Trägheitsübung den Stempel der Überzeugung aufdrücke. Das ist nun aber anders bei dem Publikum der Theater: dieses nimmt unleugbar Initiative, und spricht sich, oft zum Erstaunen der dabei Interessierten, ganz unmittelbar darüber aus, was ihm gefällt und was ihm nicht gefällt. Es kann gröblich getäuscht werden, und soweit die Journale, namentlich auf die Direktoren der Theater, Einfluß gewinnen, kann besonders das Schlechte, sonderbarerweise aber weniger das Mittelmäßige, das Gefallen eines Theaterpublikums oft tief im Schmutze herumziehen. Aber, es weiß sich aus jeder Versunkenheit auch wieder herauf zu helfen, und dies ist unausbleiblich der Fall,

sobald ihm etwas Gutes geboten wird. Kommt es hierzu, so hat alle Chikane dagegen die Macht verloren. Der vermögende Bürger einer kleinen Stadt hatte einem meiner Freunde vor etwa zwei Jahren sich für einen Patronatplatz zu den Bayreuther Bühnenfestspielen gemeldet: er nahm dies zurück, als er aus der „Gartenlaube" erfahren hatte, meine Sache sei Schwindel und Geldprellerei. Endlich zog ihn die Neugier an; er wohnte einer Vorstellung des „Ring des Nibelungen" bei und erklärte infolgedessen meinem Freunde, zu jeder Aufführung desselben wieder nach Bayreuth kommen zu wollen. Wahrscheinlich nahm er an, daß in diesem einzigen Falle die „Gartenlaube" ihrem Publikum einmal zu viel zugemutet habe, nämlich: dem vorgeführten Kunstwerke gegenüber ohne Eindruck zu bleiben.

Dies wäre für jetzt etwas vom Theaterpublikum! Man ersieht, an dieses ist eine Berufung möglich: wenn es nicht zu urteilen versteht, so empfängt es Eindrücke doch unmittelbar, und zwar durch Hören und Sehen, sowie durch seelische Empfindungen. Was ihm ein wirkliches Urteil erschwert, ist, daß seine Empfindungen nie vollkommen rein sein können, weil ihm im besten Falle immer nur das Mittelmäßige geboten wird, und dies mit dem Anspruche für das Gute zu gelten. Ich sagte anfänglich, das Gute böte sich ihm nicht dar, und ich schien mir selber zu widersprechen, als ich, in der Folge, den Fall annahm, daß es ihm wirklich dargeboten würde, als welchen Fall ich meine Bayreuther Bühnenfestspiele heranzuziehen mir erlaubte.

Hierüber wünschte ich mich nun verständlich zu machen. Ohne einen allgemeinen, für alle Kulturepochen gültigen Grundsatz aufstellen zu wollen, fasse ich für jetzt unsre heutigen öffentlichen Kunstzustände in das Auge, wenn ich behaupte, daß unmöglich etwas wirklich gut sein kann, wenn es von vornherein für eine Darbietung an das Publikum berechnet und diese beabsichtigte Darbietung bei Entwerfung und Ausführung eines Kunstwerkes dem Autor als maßgebend vorschwebt. Daß dagegen Werke, deren Entstehung und Ausführung dieser Absicht durchaus ferne liegen mußten, dennoch dem „Publikum" dargeboten werden, ist ein dämonischer, in der tiefsten Nötigung zur Konzeption solcher Werke aber begründeter Schicksalszug, durch den das Werk von seinem Schöpfer der Welt

gewissermaßen abgetreten werden muß. Fraget den Autor, ob er sein Werk als ihm noch angehörig betrachtet, wenn es in die Wege sich verliert, auf welchen nur das Mittelmäßige angetroffen wird, und zwar das Mittelmäßige, welches sich für das Gute gibt. Das von dem oben angeführten indischen Spruche nicht Berührte ist aber, daß eben das Gute nur unter der Gestalt des Mittelmäßigen in unsre Öffentlichkeit tritt, und in dieser Verunstaltung dem Urteile als dem Mittelmäßigen gleich dargeboten wird, weil das Gute in seiner reinen Gestalt, ebensowenig als die vollkommene Gerechtigkeit, in unsrer Welt zu der ihm adäquaten Erscheinung kommen kann.

Wir sprechen noch vom Publikum unsrer Theater. Ihm werden die Werke unsrer großen Dichter und Tonsetzer vorgeführt: gewiß gehören diese dem seltenen, ja einzigen Guten an, was wir besitzen; aber schon, daß wir sie besitzen und als unser Eigentum behandeln, hat sie, eben für uns, in das Gemeingut des Mittelmäßigen geworfen. An der Seite welch anderer Produkte werden sie dem Publikum vorgeführt? Schon dieses Eine, daß sie auf derselben Bühne wie jene, und von denselben Darstellern, welche in jenen sich heimisch fühlen, uns vorgeführt werden, so wie daß wir endlich diese entwürdigende Nebeneinanderstellung und Vermischung ruhig dahinnehmen, bezeugt doch deutlich, daß jenes Gute uns nur dann verständlich gemacht werden zu können scheint, wenn es uns auf der Bodenfläche des Mittelmäßigen dargeboten wird. Das Mittelmäßige aber ist die breite Grundlage, und für das Mittelmäßige sind die Kräfte angeleitet und geübt, so daß es von unsren Schauspielern und Sängern richtiger und besser wiedergegeben wird, als, wie demnach sehr natürlich, das Gute.

Dieses festzustellen war für unsre Untersuchung zuerst nötig, und über die Richtigkeit dieser Feststellung wird, so denke ich, nicht viel zu streiten sein: nämlich, daß nur das Mittelmäßige auf unsren Theatern gut, d. h. seinem Charakter entsprechend, das Gute aber schlecht, weil im Charakter der Mittelmäßigkeit, uns vorgeführt wird. Wer durch diesen Schleier hindurchblickt, und das Gute in seiner wahren Reinheit erkennt, kann, streng genommen, nicht mehr zu dem heutigen Theaterpublikum gezählt werden; wiewohl, was eben sehr bezeichnend für den Charakter eines Theaterpublikums ist, diese

Ausnahmen gerade nur hier angetroffen werden: während einem bloßen Leserpublikum, namentlich einem Zeitungsleserpublikum, jener Durchblick auf das wahrhaft Gute stets verwehrt bleiben wird. —

Was ist nun aber der Charakter des Mittelmäßigen?

Gemeinhin verstehen wir unter diesem wohl dasjenige, was uns nicht etwas unbekannt Neues, das Bekannte aber in gefälliger und schmeichelnder Form bringt. Es könnte, im guten Sinn, das Produkt des Talentes darunter verstanden sein, wenn wir dieses mit Schopenhauer so auffassen, daß das Talent in ein Ziel treffe, welches wir zwar alle sehen, aber nicht leicht erreichen; wogegen das Genie, der Genius des „Guten", in ein Ziel treffe, das wir anderen gar nicht einmal sehen.

Die eigentliche Virtuosität gehört daher dem Talente an, und an dem musikalischen Virtuosen wird die voranstehende Definition am verständlichsten. Wir haben da die Werke unsrer großen Tonsetzer vor uns; sie richtig und im Geiste der Meister uns vorzutragen vermag aber nur, wer hierfür das Talent hat. Um seine Virtuosität ganz für sich glänzen zu lassen, richtet sich der Musiker oft eigene Tonstücke her: diese gehören dann in die Gattung des Mittelmäßigen, während ihre Virtuosität an sich dieser Gattung eigentlich schon nicht mehr zugeschrieben werden kann, da wir doch offen bekennen müssen, daß ein mittelmäßiger Virtuos in gar keiner Gattung mitzählt. — Eine, der bezeichneten sehr nahe verwandte Virtuosität, also die Wirksamkeit des eigentlichen Talentes, treffen wir im schriftstellerischen Fache mit großer Bestimmtheit bei den Franzosen an. Diese besitzen das Werkzeug zu ihrer Ausübung namentlich in einer, wie es scheint, eigens dafür ausgebildeten Sprache, in welcher geistvoll, witzig, und unter allen Umständen zierlich und klar sich auszudrücken als höchstes Gesetz gilt. Es ist unmöglich, daß ein französischer Schriftsteller Beachtung findet, wenn seine Arbeit nicht vor allem diesen Anforderungen seiner Sprache genügt. Vielleicht erschwert gerade auch diese vorzügliche Aufmerksamkeit, welche er auf seinen Ausdruck, seine Schreibart ganz an und für sich zu verwenden hat, dem französischen Schriftsteller wahre Neuheit seiner Gedanken, also etwa das Erkennen des Ziels, welches andere noch nicht sehen; eben schon aus dem

Grunde, weil er für diesen durchaus neuen Gedanken den glücklichen, auf alle sofort zutreffend wirkenden Ausdruck nicht finden können würde. Hieraus dürfte es zu erklären sein, daß die Franzosen in ihrer Literatur so unübertreffliche Virtuosen aufzuweisen haben, während der intensive Wert ihrer Werke, mit den großen Ausnahmen früherer Epochen, sich selten über das Mittelmäßige erhebt.

Nichts Verkehrteres kann man sich nun denken, als die Eigenschaft, welche die Franzosen auf dem Grunde ihrer Sprache zu geistreichen Virtuosen macht, von deutschen Schriftstellern adoptiert zu sehen. Die deutsche Sprache als Instrument der Virtuosität behandeln zu wollen, durfte nur Solchen einfallen, welchen die deutsche Sprache in Wahrheit fremd ist und daher zu üblen Zwecken von ihnen gemißbraucht wird. Keiner unsrer großen Dichter und Weisen kann daher als Sprachvirtuos beurteilt werden: jeder von ihnen war noch in der Lage Luthers, welcher für seine Übersetzung der Bibel sich in allen deutschen Mundarten umsehen mußte, um das Wort und die Wendung zu finden, dasjenige Neue deutsch-volkstümlich auszudrücken, als welches ihm der Urtext der heiligen Bücher aufgegangen war. Denn dies ist der Unterschied des deutschen Geistes von dem jedes anderen Kulturvolkes, daß die für ihn Zeugenden und in ihm Wirkenden zu allernächst etwas noch Unausgesprochenes ersahen, ehe sie daran gingen, überhaupt zu schreiben, welches für sie nur eine Nötigung infolge der vorangegangenen Eingebung war. So hatte jeder unsrer großen Dichter und Weisen sich seine Sprache erst zu bilden; eine Nötigung, welcher selbst die erfinderischen Griechen nicht unterworfen gewesen zu sein scheinen, weil ihre Sprache ihnen als ein stets nur lebenvoll gesprochenes, und deshalb jeder Anschauung und Empfindung willig gehorchendes, nicht aber durch schlechte Schriftstellerei verdorbenes, Element zu Gebote stand. Wie beklagte es dagegen Goethe, in einem Gedicht aus Italien, durch seine Geburt zur Handhabung der deutschen Sprache verurteilt zu sein, in welcher er sich alles erst erfinden müßte, was z. B. den Italienern und Franzosen ganz von selbst sich darböte. Daß wir unter solchen Nöten nur wirklich originale Geister unter uns als produktiv haben erstehen sehen, möge uns über uns selbst belehren, und jedenfalls zu der Erkenntnis

bringen, daß es mit uns Deutschen eine besondere Bewandtnis habe. Diese Erkenntnis wird uns aber auch darüber belehren, daß, wenn Virtuosität in irgend einem Kunstzweige die Dokumentation des Talentes ist, dieses Talent, wenigstens im Zweige der Literatur, den Deutschen völlig abgehen muß: wer hierin sich zur Virtuosität auszubilden bemüht, wird Stümper bleiben; wenn er aber als solcher, ähnlich wie etwa der musikalische Virtuos sich eigene Stücke komponiert, für seine vermeintliche Virtuosität sich dichterische Entwürfe zurecht legt, so werden diese nicht der Kategorie des Mittelmäßigen, sondern des einfach Schlechten, d. h. gänzlich Nichtigen, angehören.

Dieses Schlechte, weil Nichtige, ist nun aber das Element unsrer ganzen „modernen" — sogenannten belletristischen — Literatur geworden. Die Verfasser unsrer zahlreichen Literatur-Geschichtsbücher scheinen sich hierauf besinnen zu wollen, wobei sie auf allerhand sonderbare Einfälle geraten, wie z. B., daß wir jetzt nichts Gutes mehr hervorbrächten, weil Goethe und Schiller uns auf Abwege geführt hätten, von denen uns wieder abzuleiten unsre feuilletonistische Straßenjugend etwa berufen sein müsse. Wer so etwas mit großer Ignoranz, aber gehöriger Schamlosigkeit bis in sein sechzigstes Jahr als biederes Handwerk betreibt, dem besorgt der Kultusminister eine Pension. Kein Wunder nun, daß diesen Männern der gedruckten deutschen Intelligenz das eigentlich Gute, das Werk des Genies, ungemein verhaßt ist, schon weil es sie so sehr stört; und wie leicht fällt es ihnen, für diesen Haß sich Teilnehmer zu verschaffen: das ganze lesende Publikum, ja — die ganze, durch das Zeitungslesen heruntergebrachte Nation selber, steht rüstig ihnen zur Seite.

Es war uns ja, durch die unglaublichsten Täuschungen unsrer Regierungen über den Charakter der Deutschen und die daraus entsprungenen, halsstarrig festgehaltenen Irrungen und ausgeübten Mißgriffe so ungemein leicht gemacht worden, liberal zu sein. Was eigentlich unter dem Liberalismus zu verstehen war, konnten wir ruhig den Predigern und Geschäftsbesorgern desselben zur Erwägung und Ausführung überlassen. Wir wollten demnach — vor allen Dingen — Preßfreiheit, und wer einmal von der Zensur eingesteckt wurde, war ein Märtyrer und jedenfalls ein wahrhaftiger Mann, welchem überallhin mit

dem Urteile zu folgen war. Brachte dieser die Einnahmen seines Journales endlich auf eine Rente von einer halben Million Taler für sich, so bewunderte man den Märtyrer außerdem noch als sehr verständigen Geschäftsmann. Dies geht aber nun so fort, trotzdem die Feinde des Liberalismus, nachdem uns von jenseits Preßfreiheit und allgemeines Stimmrecht aus reinem Vergnügen an der Sache dekretiert worden, gar nicht mehr recht zu bekämpfen sind. Aber im rüstigen Kampfe, d. h. in der Bekämpfung von irgend etwas als gefährlich Ausgegebenem, liegt die Macht des Journalisten, und der Anreiz, den er auf sein Publikum ausübt. Da heißt es denn: die Macht haben wir, 400000 Abonnenten stehen hinter uns und sehen uns von dort aus zu: was bekämpfen wir jetzt? Da kommt alsbald das ganze Literaten- und Rezensententum zur Hilfe: Alle sind liberal und hassen das Ungemeine, vor allem das seinen eigenen Weg Gehende und um sie nicht sich Kümmernde. Je seltener diese Beute anzutreffen ist, desto einmütiger stürzt sich alles darauf, wenn sie sich einmal darbietet. Und das Publikum, immer von hinten, sieht zu, hat dabei jedenfalls den Genuß der Schadenfreude und außerdem die Genugtuung der Überzeugung, immer für die Volksrechte einzustehen, da ja z. B. auch in Kunstangelegenheiten, von denen es gar nichts versteht, immer die zu völliger Berühmtheit erhobenen Hauptrezensenten der größten, bewährtesten und allerlieberalsten Zeitungen es sind, welche sein Gewissen darüber beruhigen, daß seine Verhöhnung des von jenen Geschmähten am rechten Platze sei. Was dagegen die einzige würdige Aufgabe für den Gebrauch solch einer, mit erstaunlichem Erfolge aufgebrachten Journalmacht wäre, das kommt den Gewalthabern derselben nie bei: nämlich, einen unbekannten oder verkannten großen Mann an das Licht zu ziehen und seine Sache zur allgemeinen Anerkennung zu bringen. Außer dem richtigen Mute fehlt ihnen aber vor allen Dingen der nötige Geist und Verstand hierfür, und es gilt dies für jedes Gebiet. Als diese liberalen Vorkämpfer für die Preßfreiheit sich abärgerten, ließen sie den Nationalökonomen Friedrich List mit seinen großen, für die Wohlfahrt des deutschen Volkes so höchst ersprießlichen Plänen ruhig unbeachtet zugrunde gehen, um es weislich der Nachwelt zu überlassen, diesem Manne, der zur Durchführung seiner Pläne allerdings nicht

der Preßfreiheit, sondern der Preßtüchtigkeit bedurfte, ein Monument, d. h. sich selbst ein Schmachsäule, zu setzen. Wo blieb der große Schopenhauer, dieser wahrhaft einzig freie deutsche Mann seiner Zeit, wenn ihn nicht ein englischer Reviewer uns entdeckt hätte? Noch jetzt weiß das deutsche Volk nichts anderes von ihm, als was gelegentlich irgend ein Eisenbahnreisender von einem anderen hört, nämlich: Schopenhauers Lehre sei, man solle sich totschießen. — Das sind solche Züge der Bildung, wie sie an heiteren Sommerabenden in der gemütlichen Gartenlaube zu gewinnen ist.

Nun hat dies alles aber doch auch noch eine andere Seite. Wir gerieten bei unsrer Untersuchung zuletzt ausschließlich auf die Leiter des Publikums, und ließen das Publikum selbst darüber aus dem Auge. Jene sind für den von ihnen angerichteten Schaden nicht durchweg so verantwortlich, als es dem strengen Beurteiler ihres Treibens erscheinen mag: sie leisten am Ende das, wozu sie befähigt sind, sowohl in moralischer wie in intellektueller Hinsicht. Ihrer sind viele; es gibt der Literaten wie Sand am Meere, und leben will jeder. Sie könnten etwas Nützlicheres und Erfreulicheres treiben; das ist wahr. Aber es ist so leicht und daher so verlockend geworden, literarisch und journalistisch zu faulenzen, zumal da es so viel einbringt. Wer verhilft ihnen nun zu dieser, so wenig Erlernung kostenden und doch so schnell lohnenden Ausübung aggressiver literarischer Faulenzerei?

Offenbar ist dies das Publikum selbst, welchem sie wiederum den Hang zur Trägheit, die seichte Lust, sich an Strohfeuer zu wärmen, sowie die eigentliche Neigung des Deutschen zur Schadenfreude, das Gefallen am Geschmeicheltwerden zur angenehmsten Gewohnheit gemacht haben. Diesem Publikum beizukommen möchte ich mich nicht getrauen: wer einmal, sei es im Eisenbahnwagen, im Kaffeehaus oder in der Gartenlaube lieber liest, als selbst hört, sieht und erfährt, dem ist durch alles Schreiben und Drucken von unsrer Seite nichts anzuhaben. Da werden zehn Auflagen einer Schandschrift über denjenigen verschlungen, dessen eigene Schrift man gar nicht erst zur Hand nimmt.* Das hat nun einmal seine tiefen, bis in das Metaphysische reichenden Gründe.

Welches andere Publikum ich dagegen meine, und welche

günstigen Erfolge von ihm für ein besseres Gedeihen namentlich unsrer verwahrlosten öffentlichen Kunst- und Kulturzustände zu erwarten sein dürften, deuteten ich schon an, und ich behalte mir nun vor, meine Ansichten hierüber in einem folgenden zweiten Artikel deutlicher darzulegen, — oder, in der modernen Virtuosensprache ausgedrückt: klarzustellen.

II.

Wenn ich diesem Artikel das „eritis sicut deus scientes bonum et malum" voransetze, und diesem das „vox populi vox dei" nachfolgen lasse, so habe ich etwa den Weg, den ich mit der beabsichtigten Untersuchung einzuhalten gedenke, nicht unrichtig bezeichnet, wobei nur noch das „mundus vult decipi" in unangenehme Mitbetrachtung zu ziehen sein dürfte. —

Was ist gut, und was ist schlecht? Und wer entscheidet hierüber? — Die Kritik? So könnten wir die Ausübung einer wahrhaftigen Befähigung zum Urteilen nennen; nur kann die beste Kritik nichts anderes sein, als die nachträgliche Zusammenstellung der Eigenschaften eines Werkes mit der Wirkung, welche es auf diejenigen hervorgebracht, denen es dargeboten worden ist. Somit möchte die beste Kritik, wie etwa die des Aristoteles, mehr als eine, wenn auch naturgemäß unfruchtbare, Anleitung bei fernerem Produzieren zu wirken beabsichtigen, sobald sie nicht bloß als Spiel des Verstandes zur Herausfindung und Erklärung der Vernunft des auf ganz anderem Wege bereits ausgesprochenen Urteiles sich kund gäbe.

Sehen wir, nach dieser ihr zugeteilten Bedeutung, hier ebenso von der Kritik ab, wie von dem Leserpublikum, für welches sie bestimmt ist, notwendig bereits abgesehen werden mußte, so bleibt uns für den Hauptzweck dieser Untersuchung nur diejenige lebendige Versammlung, welcher das Kunstwerk unmittelbar vorgeführt wird, zur Betrachtung übrig.

Bekennen wir zuvörderst, daß es schwer fällt, einem heutigen Theaterpublikum sofort die bedeutenden Eigenschaften zuzusprechen, welche wir, notgedrungen, jener „vox populi"

zuerkennen wollten oder mußten. Wenn in ihm alle üblen Eigenschaften jeder Menge überhaupt sich geltend machen; wenn hier Trägheit neben Zügellosigkeit, Rohheit neben Geziertheit, namentlich aber Unempfänglichkeit und Abgeschlossenheit gegen Eindrücke tieferer Art, vollauf anzutreffen sind, so müssen wir doch auch bestätigen, daß wiederum hier, wie bei jeder Menge überhaupt, diejenigen Elemente hingebungsvoller Empfänglichkeit anzutreffen sind, ohne deren Mitwirkung nichts Gutes je in die Welt hätte treten können. Wo wäre die Wirkung der Evangelien geblieben, wenn nicht eben die Menge, der „populus“, jene Elemente in sich schloß?

Das Üble ist eben nur, daß namentlich das heutige deutsche Publikum aus so gar verschiedenartigen Elementen sich zusammensetzt. Sobald ein neues Werk Aufsehen erregt, treibt die Neugierde alles in das Theater, welches auch für das Gewöhnliche als der Versammlungsort der Zerstreuungsbedürftigen überhaupt angesehen wird. Wer im Theater, die meistens schlechten Aufführungen unbeachtet lassend, sich hingegen ein sehr unterhaltendes und lehrreiches Schauspiel verschaffen will, der wende der Bühne den Rücken zu und betrachte sich das Publikum, — was anderseits durch die Konstruktion unsrer Theatersäle so sehr erleichtert wird, daß an vielen Plätzen, sobald man sich den Hals nicht beständig verdrehen will, geradeswegs die Nötigung zu solcher Richtung in Anschlag gebracht zu sein scheint. Bei dieser Betrachtung werden wir alsbald finden, daß ein großer Teil der Zuschauer rein aus Irrtum und in falscher Annahme heute in das Theater geraten ist. Der Trieb, der alle in das Theater geführt hat, mag immerhin nur als Unterhaltungssucht erkannt werden, und dies in betreff eines jeden der Gekommenen; allein, die ungemeine Verschiedenheit der Empfänglichkeit, sowie ihrer Grade, wird dem ein Theaterpublikum beobachtenden Physiognomiker hier deutlicher erkennbar, als irgendwo sonst, selbst als in der Kirche, weil hier die Heuchelei zudeckt, was dort sich ohne jede Scheu offenbaren darf. Hierbei sind aber die verschiedenen Gesellschafts- und Bildungsstufen, denen die Zuschauer angehören, keineswegs für die Verschiedenheit der Empfänglichkeit der Individuen maßgebend: auf den ersten, wie auf den letzten Plätzen trifft sich das gleiche Phänomen der Empfänglichkeit

und der Unempfänglichkeit dicht nebeneinander an. In einer der vorzüglichen früheren Aufführungen des „Tristan“ in München beobachtete ich, während des letzten Aktes, eine lebensvolle Dame mittleren Alters in vollster Verzweiflung der Gelangweiltheit sich gebärdend, während ihrem Gatten, einem graubärtigen höheren Offiziere, die Tränen der tiefsten Ergriffenheit über die Wangen flossen. So beklagte sich ein von mir hochgeschätzter würdiger alter Herr von freundlichster Lebensgesinnung bei einer Aufführung der „Walküre“ in Bayreuth während des zweiten Aktes über die von ihm als unerträglich empfundene Länge der Szene zwischen Wotan und Brünnhilde; seine neben ihm sitzende Frau, eine ehrwürdige, häuslich sorgsame Matrone, erklärte ihm hiergegen, daß sie nur bedauern würde, die tiefe Ergriffenheit von ihr genommen zu sehen, in welcher sie die Klage dieses Heidengottes über sein Schicksal gefesselt hielte. — Offenbar zeigt es sich an solchen Beispielen, daß die natürliche Empfänglichkeit für unmittelbare Eindrücke von theatralischen Vorstellungen und den ihnen zugrunde liegenden dichterischen Absichten eben so ungemein verschieden ist, wie die Temperamente überhaupt, ganz abgesehen von den verschiedenen Graden der Bildung, es sind. Die eine hätte ein bunt abwechselndes Ballett, den anderen ein geistvoll spannendes Intriguenspiel gefesselt, wogegen ihre Nachbarn wiederum gleichgiltig geblieben sein könnten. — Wie soll hier geholfen und der heterogenen Menge des Allbefriedigende vorgeführt werden? Der Theaterdirektor des Prologes zum „Faust“ scheint die Mittel hierzu anraten zu wollen.

Die Franzosen aber haben dies, mindestens für ihr Pariser Publikum, bereits besser verstanden. Sie kultivieren für jedes Genre ein besonderes Theater; dieses wird von denen besucht, welchen dieses Genre zusagt: und so kommt es, daß die Franzosen, vom intensiven Werte ihrer Produktionen abgesehen, immer Vorzügliches zutage bringen, nämlich immer homogene theatralische Leistungen vor einem homogenen Publikum.

Wie steht es hiermit bei uns?

Wo in den größeren unsrer Hauptstädte, namentlich infolge der Freigebung der Theater an die Spekulation neben den von den Höfen unterhaltenen Theatern sogenannte Genre- und Volkstheater sich eingefunden haben, dürfte dem Pariser

Vorbilde auch in Deutschland etwas näher getreten worden sein. Versagen wir er uns an dieser Stelle, die Leistungen dieser Theater abzuschätzen, und dürfen wir den Wert derselben schon aus dem Grunde wenig hoch anschlagen, weil sie fast gar keine Originalprodukte, sondern meistens nur „lokalisierte" ausländische Ware bieten, so möchten wir immerhin gern annehmen, daß, der Verschiedenartigkeit des Genres dieser Theater entsprechend, im größeren Publikum sich auch die Scheidung derjenigen Elemente vollziehen dürfte, welche in ihrer unmittelbaren Mischung die zuvor bezeichnete verwirrende, uns beunruhigende Physiognomie desselben uns zur Wahrnehmung brachte. Es scheint dagegen, daß die Operntheater, schon ihres alles anziehenden szenischen wie musikalischen Prunkes wegen, immer der Gefahr ausgesetzt bleiben werden, ihre Leistungen einem in sich tief gespaltenen, durchaus ungleich empfänglichen Publikum vorführen zu müssen. Wir ersehen, daß in Berührung mit einem so höchst ungleichartigen Publikum jeder Berichterstatter über das hier angetroffene Gefallen oder Mißfallen seine besondere Ansicht geltend machen kann; das absolut richtige Urteil in diesem Betreff möchte hier schwerer als sonst wo zu ermitteln sein.

Daß an den hieraus entstehenden Verwirrungen der Charakter der Leistungen dieser Operntheater zumeist selbst die Schuld trägt, ist unleugbar. Hier fehlt es eben an jeder Ausbildung eines Stiles, infolge deren wenigstens der reine Kunstgeschmack des Publikums zu einer Sicherheit gelangen könnte, um vermöge eines verfeinerten Sinnes für Form den psychologischen Zufall der Eindrücke in so weit beherrschen zu können, daß die Empfänglichkeit dafür nicht einzig dem Temperamente überlassen bliebe. Ihre guten Theater haben es hingegen den Franzosen erleichtert, ihren Sinn für Form auf das Vorteilhafteste auszubilden. Wer die höchst spontanen Kundgebungen des Pariser Publikums bei einer zart ausgeführten Nuance des Schauspielers oder Musikers, sowie überhaupt bei der Manifestation eines schicklichen Formensinnes erfahren hat, wird, von Deutschland kommend, hiervon wahrhaft überrascht worden sein. Man hatte den Parisern gesagt, ich verurteile und vermiede die Melodie: als ich ihnen vor längerer Zeit in einem Konzerte den Tannhäuser-Marsch vor-

spielen ließ, unterbrach das Auditorium nach den sechzehn Takten des ersten Cantabiles mit vollstem Beifallssturme das Tonstück. Etwas diesem Sinne ähnliches traf ich noch bei dem Wiener Publikum an: hier war es ersichtlich, daß alles mit zarter Aufmerksamkeit der Entwicklung eines mannigfaltig gegliederten melodischen Gedankens folgte, um, gleichsam bei dem Punktum der Phrase angekommen, auf das Lebhafteste seine Freude hieran zu bezeigen. Nirgends habe ich dies sonst in Deutschland angetroffen; wogegen ich meistens nur den summarischen Ausbrüchen enthusiastischer Bezeigungen es zu entnehmen hatte, daß ich im großen ganzen auf Empfänglichkeit im allgemeinen getroffen war.

Des einen Mittels, uns des Urteiles des Publikums zu versichern, nämlich der Berechnung seines Formensinnes, ja überhaupt seines Kunstgeschmackes, hat sich derjenige zu entschlagen, welcher seine Produkte dem heutigen deutschen Theaterpublikum darbietet. Es ist wahrhaft niederschlagend, selbst an unsren Gebildetsten wahrnehmen zu müssen, daß sie ein gute von einer schlechten Aufführung, oder das in einzelnen Zügen hier erreichte, dort aber gröblich verfehlte Gelingen, nicht eigentlich zu unterscheiden wissen. Wenn es z. B. mir bloß auf den Anschein ankäme, dürfte ich mich dieser traurigen Erfahrung fast freuen; denn, genötigt die Stücke des „Ring des Nibelungen" den Theatern zur Weiteraufführung zu überlassen, muß mir die sonderbare Tröstung ankommen, daß alles, was ich für die Bayreuther Festaufführungen meines Werkes aufbot, um es nach allen Seiten so richtig und giltig wie möglich zur Darstellung zu bringen, dort gar nicht vermißt werden wird und, im Gegenteile, grobe Übertreibungen zart angedeuteter szenischer Vorgänge (z. B. des sogenannten Feuerzaubers) für viel gelungener, als nach meiner Anleitung ausgeführt, gelten werden.

Wer sich an das deutsche Publikum zu wenden hat, darf daher nichts in Berechnung ziehen, als seine, wenn auch mannigfaltig gebrochene, Empfänglichkeit für mehr seelische als künstlerische Eindrücke; und, so verdorben das Urteil im allgemeinen durch die grassierende Journalistik auch sein mag, ist dieses Publikum doch einzig nur als ein naiv empfängliches in Betracht zu nehmen, welchem, in seinem wahren seelischen Ele-

mente erfaßt, jenes angelesene Vorurteil alsbald vollständig benommen werden kann.

Wie soll nun aber der verfahren, der an diese naive Empfänglichkeit zu appellieren sich bestimmt fühlt, da seine Erfahrung ihm anderseits zeigt, wie gerade diese Empfänglichkeit von der Überzahl der Theaterstückmacher ebenfalls in Berechnung gezogen und zur Ausbeutung für das Schlechte benützt wird? Bei diesen herrscht die Maxime: „mundus vult decipi" vor, welche mein großer Freund Franz Liszt einst gut gelaunt als „mundus vult Schundus" wiedergab. Wer diese Maxime dagegen verwirft, und das Publikum zu betrügen demnach weder ein Interesse noch Lust empfindet, der dürfte daher wohl für so lange, als ihm die Muße dazu vergönnt ist, sich ganz selbst anzugehören, das Publikum einmal ganz aus den Augen lassen; je weniger er an dieses denkt, wird ihm, dem ganz seinem Werke Zugewendeten, dann ein ideales Publikum, wie aus seinem eigenen Inneren, entgegentreten: sollte dieses auch nicht viel von Kunst und Kunstform verstehen, so wird desto mehr ihm selbst die Kunst und ihre Form geläufig werden, und zwar die rechte, wahre, die gar nichts von sich merken läßt, und deren Anwendung er nur bedarf, um klar und deutlich sein innerlich erschautes mannigfaltiges Gebilde dem mühelosen Empfängnisse der außer ihm atmenden Seele anzuvertrauen.

So entsteht, wie ich dies früher sagte, einzig das, was man das Gute in der Kunst nennen kann. Es ist ganz gleich dem moralisch Guten, da auch dies keiner Absicht, keinem Anliegen entspringen kann. Hiergegen möchte nun das Schlechte eben darin bestehen, daß die Absicht, durchaus nur zu gefallen, sowohl das Gebilde als dessen Ausführung hervorruft und bestimmt. Da wir bei unsrem Publikum nicht einen ausgebildeten Sinn für künstlerische Form, sondern fast einzig eine sehr verschiedenartige Empfänglichkeit, wie sie schon durch das Verlangen nach Unterhaltung erweckt wird, in Berechnung ziehen durften, so müssen wir das Werk, welches eben nur diese Unterhaltungssucht auszubeuten beabsichtigt, als an sich gewiß jedes Wertes bar erkennen, und insofern der Kategorie des moralisch Schlechten sehr nahe angehörig bezeichnen, als es auf Nutzziehung aus den bedenklichsten Eigenschaften der Menge ausgeht.

Hier gilt eben die Lebensregel: „die Welt will betrogen sein, also betrügen wir".

Dennoch möchte ich die Rohheit, welche in der Anwendung dieser Maxime sich kundgibt, noch nicht das absolut Schlechte nennen; hier kann die Naivität des Weltkindes, welches in der allgemeinen Täuschung über die wahre Bedeutung des Lebens, halb aufgeweckt, halb stumpfsinnig, durch dieses Leben sich dahin behilft, noch immer zu einem Ausdruck gelangen, welcher das schlummernde Talent uns zur Wahrnehmung bringt. Wenn das, was wir unter einer würdigen Popularität begreifen möchten, bei dem so bedenklich unklaren Verhältnisse der Kunst zu unsrer modernen Öffentlichkeit fast kaum mit Sicherheit bestimmt werden kann, haben wir denjenigen, welche in dem zuletzt berührten Sinne die Unterhaltung des Publikums sich angelegen sein lassen, eigentlich eine moderne Popularität einzig zuzusprechen. Ich glaube, daß die allermeisten unsrer populär gewordenen Schauspielschreiber und Opernkomponisten mit vollem Bewußtsein auf nichts anderes ausgegangen sind, als die Welt zu täuschen, um ihr zu schmeicheln: daß dies mit Talent, ja mit Zügen von Genialität geschehen konnte, sollte uns immer wieder nur zu genauerer Besinnung über den Charakter des Publikums veranlassen, durch dessen ernstliches Erkanntwerden wir gewiß zu einem weit schonenderen Urteil über die ihm zu dienen Beflissenen angeleitet würden, als anderseits der intensive Wert ihrer Arbeiten es uns gestattet. An einem eminenten Beispiele glaube ich bereits einmal auf das hier vorliegende Problem deutlich hingewiesen zu haben, als ich die Mitteilung meiner Erinnerungen an Rossini (im achten Bande meiner Schriften) mit dem Urteile beschloß, daß der geringe intensive Wert seiner Werke nicht seiner Begabung, sondern lediglich seinem Publikum, sowie dem Charakter seiner Zeitumgebung (man denke an den Wiener Kongreß!) in Rechnung zu bringen sei. An einer Abschätzung des Wertes gerade Rossinis wird es uns jetzt auch recht deutlich aufgehen, was eigentlich das Schlechte in der Kunst ist. Unmöglich kann Rossini unter die schlechten, ganz gewiß auch nicht unter die mittelmäßigen Komponisten gezählt werden; da wir ihn jedenfalls aber auch nicht unsren deutschen Kunstheroen, unsrem Mozart oder Beethoven zugesellen können, so bleibt hier ein fast

kaum zu bestimmendes Wertphänomen übrig, vielleicht dasselbe, was in unsrem indischen Weisheitsspruche so geistvoll negativ bezeichnet wird, wenn er nicht das Schlechte, sondern das Mittelmäßige schlecht nennt. Es bleibt nämlich übrig, mit der Täuschung des Publikums zugleich auf die Täuschung des wahren Kunsturteiles auszugehen, ungefähr wie leichte und fehlerhafte Ware für schwere und solide anbringen zu wollen, um die allerwiderwärtigste Erscheinung zutage zu fördern. In dieser Erscheinung, welche ich in verschiedenen früheren Abhandlungen hinlänglich zu charakterisieren versucht habe, spiegelt sich aber unsre ganze heutige öffentliche Kunstwelt mit einem um so vertrauensseligeren Behagen, als unser ganzer offizieller Richterstaat, Universitäten, Hochschulen und Ministerien an der Spitze, ihr unausgesetzt die Preise höchster Solidität zuerkennt.

Dieses Publikum näher zu beleuchten, welches jenem einzig Schlechten ein akademisches Gefallen zugewendet hält, behalte ich mir heute für einen späteren Artikel vor, wogegen ich für jetzt wünschte, das mir gestellte Thema durch einen Versuch der Aufdeckung der „vox populi" eben im Gegensatze zu jenem akademisch sich gebärdenden Publikum, in einem tröstlichen Sinne einem vorläufigen Abschlusse noch entgegen zu führen.

Ich bezeichnete die Werkstätte des wahrhaft Guten in der Kunst; sie lag fern vom eigentlichen Publikum ab. Hier mußte die Kunst des Schaffens ein Geheimnis bleiben, ein Geheimnis vielleicht für den Schöpfer selber. Das Werk selbst erschreckt die scheinbaren Kunstgenossen: ist alles in ihm durchaus verdreht und neu, oder längst schon dagewesen und alt? Hierüber wird gestritten. Es scheint, als handele es sich um eine Mißgeburt. Endlich tritt es vor das Publikum, ja — vor unser Theaterpublikum: dieses findet zunächst sein Gewohntes nicht wieder: hier dünkt etwas zu lang, dort möchte etwas Verweilen zu wünschen sein. Unruhe, Beklemmung, Aufregung. Das Werk wird wiederholt: immer wieder zieht es an; das Ungewohnte wird gewohnt, wie Altverständliches. Die Entscheidung fällt: das Gottesurteil ist ausgesprochen, und der Rezensent — schimpft fort. Ich glaube, man kann heutigen Tages auf dem Kunstgebiete keine deutlichere „vox dei" vernehmen.

Diesen unendlich wichtigen, einzig erlösenden Prozeß dem Walten des Zufalles zu entziehen, und ungestört ihn vor sich

gehen zu lassen, gab dem Verfasser dieser Zeilen den Plan zu den Bühnenfestspielen in Bayreuth ein. Bei dem ersten Versuche zu seiner Aufführung war seinen Freunden leider die vor allem beabsichtigte Ungestörtheit versagt. Wiederum drängte sich das Allerfremdartigste zusammen, und wir erlebten im großen und ganzen doch nur eben wieder eine „Opernaufführung". So muß denn nochmals an die problematische „vox populi" appelliert werden. Der „Nibelungenring" wird in Stadt- und Hoftheatern gegen bar ausgewechselt, und wiederum ist eine neue Erfahrung auf rätselhaftem Gebiete zu machen. —

Um schließlich noch der, in der Überschrift genannten „Popularität" zu erwähnen, auf welche ich später nach etwas ausführlicher zurückzukommen gedenke, so deute ich das interessante Problem, welches hierbei zu besprechen sein wird, vorläufig mit abermaliger Bezugnahme auf das soeben berührte Schicksal meines Bühnenfestspieles an. Viele mir Gewogene sind der Meinung, es sei providentiell, daß jenes mein Werk jetzt gezwungenermaßen sich über die Welt zerstreue; denn dadurch sei ihm diejenige Popularität gesichert, welche ihm bei seinen vereinsamten Aufführungen in unsrem Bayreuther Bühnenfestspielhause notwendig vorenthalten sein würde. Dieser Ansicht dünken mich nun noch große Irrtümer zugrunde zu liegen. Was durch unsre Theater gegenwärtig zu einem Eigentum ihrer Abonnenten und Extrabesucher geworden ist, kann mir durch diesen Aneignungsakt noch nicht als volkstümlich, will sagen: dem Volke eigentümlich gelten. Erst die höchste Reinheit im Verkehr eines Kunstwerkes mit seinem Publikum kann die nötige Grundlage zu seiner edlen Popularität bilden. Wenn ich die vox populi hochstelle, so kann ich doch nicht das heutzutage „populär" Gewordene als Produkt des „deus" jener „vox" anerkennen. Was sagen mir die sechzig Auflagen des „Trompeter von Säckingen"? Was die 400000 Abonnenten der „Gartenlaube"? —

Hierüber denn ein anderes Mal.

III.

Wir betrachteten uns das Publikum der Zeitungsleser und das der Theatergänger, um auf den Populus und die von ihm ausgehende Popularität für jetzt erst nur einen trüb ausspähenden Blick zu werfen. Noch mehr sollten wir befürchten, diesen Ausblick uns zu trüben, wenn wir zuvor noch das akademische Publikum in unsre Betrachtung ziehen. „Wann spricht das Volk, halt ich das Maul", lasse ich einmal einen meiner Meistersinger sagen; und wohl ist anzunehmen, daß eine ähnlich sich ausdrückende stolze Maxime der Grundsatz alles Kathedertums sei, möge nun das Katheder in der Schulstube oder im Kollegiumsaale stehen. Doch hat die Physiognomie des akademischen Wesens bereits den Vorteil für sich, selbst populär zu sein: man schlage die vortrefflichen „fliegenden Blätter" auf, und sogleich wird selbst der auf der Eisenbahn reisende Bauer den „Professor" erkennen, wie ihn die geistvollen Zeichnungen der Münchener Künstler uns zu harmloser Unterhaltung öfters dort vorführen; zu diesem Typus komme nun noch der gewiß nicht minder populäre Student, mit der Kinderkappe auf einem Teile des Kopfes, in Kanonenstiefeln, den überschwellenden Bierbauch vor sich hertreibend, und wir haben den Lehrer und den Schüler der „Wissenschaft" vor uns, welche stolz auf uns Künstler, Dichter und Musiker, als die Spätgeburten einer verrotteten Weltanschauungsmethode herabblicken.

Sind die Pfleger dieser Wissenschaft zwar in ihrer Erscheinung vor den Augen des Volks populär, so entgeht ihnen leider doch jeder Einfluß auf das Volk selbst, wogegen sie sich ausschließlich an die Minister der deutschen Staaten halten. Diese sind zwar meistens nur Juristen, und haben auf den Universitäten etwa das gelernt, was ein Engländer, der seine Staatskarriere als Rechtsanwalt beginnt, im Geschäfte eines Advokaten sich aneignet; aber, je weniger sie von der eigentlichen „Wissenschaft" verstehen, desto eifriger sind sie auf die Dotierung und Vermehrung der Universitätskräfte des Landes bedacht, weil man uns nun einmal im Auslande beständig nachsagt, daß, wenn auch sonst nicht viel an uns sein sollte, wenigstens unsre Universitäten sehr viel taugten. Namentlich auch unsre Fürsten,

denen übrigens eine vortreffliche Soldatenzucht vom Auslande bereitwillig nachgerühmt wird, hören gern von ihren Universitäten sprechen, und sie überbieten sich gegenseitig in der „Hebung" derselben, wie es denn kürzlich einen König von Sachsen in der Fürsorge für seine Universität zu Leipzig nicht eher ruhen ließ, als bis die Anzahl der dort Studierenden die der Berliner Universität überholt hatte. Wie stolz dürfen sich unter solchen allerhöchsten Eiferbezeigungen für sie die Pfleger der deutschen „Wissenschaft" sich fühlen!

Daß dieser Eifer von oben einzig der Befriedigung einer immerhin würdigen Eitelkeit gelte, ist allerdings nicht durchweg anzunehmen. Die sehr große Fürsorge für die Disziplin derjenigen Lehrfächer, welche zur Abrichtung von Staatsdienern verwendbar sind, bezeugt, daß die Regierungen bei der Pflege der Gymnasien und Universitäten auch einen praktischen Zweck im Auge haben. Wir erfuhren durch eine Druckschrift des Göttinger Professors P. de Lagarde vor einiger Zeit hierüber wiederum sehr Belehrendes, wodurch wir in den Stand gesetzt wurden, die eigentlichen Absichten der Staatsministerien, sowie die besonderen Ansichten derselben über das nützlich zu Verwendende aus den Gebieten der einzelnen Wissenschaften, gut zu erkennen. Auf das große Anliegen der Regierungen, besonders ausdauernder Arbeitskräfte sich zu versichern, hat man durch die uns bekannt werdenden strengen Anordnungen im betreff der täglichen Unterrichtsstunden, namentlich in den Gymnasien, zu schließen. Frägt ein um die Gesundheit seines Sohnes bekümmerter Vater z. B. einen Gymnasialdirektor, ob der, den ganzen Tag einnehmende Lehrstundenplan nicht wenigstens einige Nachmittagsstunden, etwa schon für die nebenbei immer noch zu Hause auszuarbeitenden Aufgaben, freilassen dürfte, so erfährt er, daß der Herr Minister von allen Vorstellungen hierüber nichts wissen wolle; der Staat gebrauche tüchtige Arbeiter, und von früh an müsse das junge Blut auf der Schulbank sich das Sitzfleisch gehörig abhärten, um dereinst auf dem Bureaustuhle den ganzen Tag über behaglich sich fühlen zu können. Die Brillen scheinen für dieses Unterrichtssystem besonders erfunden zu sein, und warum die Leute in früheren Zeiten offenbar hellere Köpfe hatten, kam gewiß daher, daß sie mit ihren Augen auch heller sahen und der Brillen nicht bedurften. —

Hiergegen scheinen nun die Universitätsjahre, mit eigentümlichem staatspädagogischem Instinkte, für das Ausrasen der Jugendkraft freigegeben zu sein. Namentlich der zukünftige Staatsdiener sieht hier, bei übrigens vollkommen freigelassener Verwendung seiner Zeit, nur dem Schreckgespenste des schließlichen Staatsexamens entgegen, welchem er endlich aber in allerletzter Zeit durch tüchtiges Auswendiglernen der Staatsgerechtigkeits-Rezepte beizukommen weiß. Die schönen Zwischenjahre benützt er zu seiner Ausbildung als „Student". Da wird der „Comment" geübt; die „Mensur", die „Korpsfarbe" verschönern seine rhetórischen Bilder bis in seine dereinstige Parlaments- ja Kanzlerwirksamkeit hinein; der „Biersalamander" übernimmt das Amt des Kummers und der Sorge, welche einst Falstaff „aufblähten und vor der Zeit dick machten". Dann kommt die „Büffelei", das Examen, endlich die Anstellung, und der — „Philister" ist fertig, dem der gehörige Servilismus und das nötige Sitzefleisch mit der Zeit bis auf die glorreichsten Höhen der Staatslenkerschaft verhelfen, wo dann wieder von neuem nach unten hin angeordnet und die Schule tüchtig überwacht wird, damit es keinem einmal besser ergehe, als dem Herrn Minister selbst es ergangen ist. — Dieses sind die Leute, welche in Staatsbedienstungen, Abgeordnetenkammern und Reichsparlamenten z. B. auch über öffentliche Kunstanstalten und Entwürfe zur Veredlung derselben ihre Gutachten abzugeben haben würden, wenn sie aus Unvorsichtigkeit zur Förderung durch den Staat empfohlen werden sollten. Als Theaterpublikum lieben sie den Genre des „Einen Jux will er sich machen". —

Hiermit wäre nun etwa der Nützlichkeitskreislauf unseres akademischen Staatslebens angedeutet. Daneben besteht aber ein anderer, dessen Nutzen für einen ganz idealen angesehen sein will, und von dessen korrekter Ausfüllung der Akademiker uns das Heil der ganzen Welt verspricht: hier herrscht die reine Wissenschaft und ihr ewiger Fortschritt. Beide sind der „philosophischen Fakultät" übergeben, in welcher Philologie und Naturwissenschaften mit inbegriffen sind. Den „Fortschritt", für welchen die Regierungen sehr viel ausgeben, besorgen wohl die Sektionen der Naturwissenschaft so ziemlich allein, und hier steht, wenn wir nicht irren, die Chemie an der Spitze. Diese greift durch ihre populär nützlichen Abzweigungen allerdings in

das praktische Leben ein, wie man dieses namentlich an der fortschreitend wissenschaftlicheren Lebensverfälschung bemerkt; dennoch ist sie, vermöge ihrer dem öffentlichen Nutzen nicht unmittelbar zugewendeten Arbeiten und deren Ergebnisse, der eigentlich anreizende Beglücker und Wohltäter der übrigen philosophischen Branchen geworden, während die Zoo- oder Biologie zu Zeiten unangenehm störend namentlich auf die mit der Staatstheologie sich berührenden Zweige der Philosophie einwirkt, was allerdings wiederum den Erfolg hat, die eintretenden Schwankungen auf solchen Gebieten als Leben und Bewegung des Fortschrittes erscheinen zu lassen. Hiergegen wirken die stets sich mehrenden Entdeckungen der Physik, und vor allem eben der Chemie, als wahre Entzückungen auf die spezifische Philosophie, an welchen selbst die Philologie ihren ganz einträglichen Anteil zu nehmen ermöglicht. Hier, in dieser letzteren, ist nämlich gar nichts recht Neues mehr hervorzuholen, es müsse denn den archäologischen Schatzgräbern einmal gelingen, bisher unbeachtete Lapidarinschriften, namentlich aus dem lateinischen Altertume, aufzuzeigen, wodurch einem wagehalsigen Philologen es dann ermöglicht wird, z. B. gewisse bisher übliche Schreibarten oder Buchstaben umzuändern, was dann als ungeahnter Fortschritt dem großen Gelehrten zu erstaunlichem Ruhme verhilft. Philologen wie Philosophen erhalten aber, namentlich wo sie sich auf dem Felde der Ästhetik begegnen, durch die Physik im allgemeinen, noch ganz besondere Ermunterungen, ja Verpflichtungen, zu einem, noch gar nicht zu begrenzenden Fortschreiten auf dem Gebiete der Kritik alles Menschlichen und Unmenschlichen. Es scheint nämlich, daß sie den Experimenten jener Wissenschaft die tiefe Berechtigung zu einer ganz besonderen Skepsis entnehmen, welche es ihnen ermöglicht, sich von den bisher üblichen Ansichten abwendend, dann in einer gewissen Verwirrung wieder zu ihnen zurückkehrend, in einem steten Umsichherumdrehen sich zu erhalten, welches ihnen dann ihren gebührenden Anteil am ewigen Fortschritte im allgemeinen zu versichern scheint. Je unbeachteter die hier bezeichneten Saturnalien der Wissenschaft vor sich gehen, desto kühner und unbarmherziger werden dabei die edelsten Opfer abgeschlachtet und auf dem Altar der Skepsis dargebracht. Jeder deutsche Professor muß einmal ein Buch geschrieben haben, welches ihn zum be-

rühmten Manne macht: nun ist ein naturgemäß Neues aufzufinden nicht jedem beschieden; somit hilft man sich, um das nötige Aufsehen zu machen, gern damit, die Ansichten eines Vorgängers als grundfalsch darzustellen, was dann um so mehr Wirkung hervorbringt, je bedeutender und größtenteils unverstandener der jetzt Verhöhnte war. In geringeren Fällen kann so etwas unterhaltend werden, z. B. wenn der eine Ästhetiker Typenbildungen verbietet, der andere sie aber den Dichtern wieder erlaubt. Die wichtigeren Vorgänge sind nun aber die, wo überhaupt jede Größe, namentlich das so sehr beschwerliche „Genie", als verderblich, ja der ganze Begriff: Genie als grundirrtümlich über Bord geworfen werden.

Dieses ist das Ergebnis der neuesten Methode der Wissenschaft, welche sich in allgemeinen die „historische Schule" nennt. Stützte sich bisher der wirkliche Geschichtsschreiber mit immer größerer Vorsicht nur auf beglaubigte Dokumente, wie sie bei emsigster Nachforschung aus den verschiedenartigsten Archiven aufgefunden werden mußten, und vermeinte er nur auf Grund dieser ein geschichtliches Faktum feststellen zu dürfen, so war hiergegen nicht viel zu sagen, obgleich mancher erhabene Zug, den bisher die Überlieferung unsrer Begeisterung vorgeführt hatte, oft zum wahrhaften Bedauern des Geschichtsforschers selbst, in den historischen Papierkorb geworfen werden mußte; was die Geschichtsdarstellung einer so merklichen Trockenheit verfallen ließ, daß man sich wiederum zur Auffrischung derselben durch allerhand pikante Frivolitäten veranlaßt sah, welche, wie z. B. die neuesten Darstellungen des Tiberius, oder des Nero, bereits gar zu stark in das Geistreiche umschlugen. Der Beurteiler aller menschlichen und göttlichen Dinge, wie er am kühnsten endlich aus der, auf die philosophische Darstellung der Welt angewendeten, historischen Schule hervorgeht, bedient sich dagegen der archivarischen Künste nur unter Leitung der Chemie, oder der Physik im allgemeinen. Hier wird zunächst jede Annahme einer Nötigung zu einer metaphysischen Erklärungsweise für die, der rein physikalischen Erkenntnis etwa unverständlich bleibenden, Erscheinungen des gesamten Weltdaseins durchaus, und zwar mit recht derbem Hohne, verworfen. Soviel ich von den Vorstellungen der Gelehrten dieser Schule mir zum Verständnis bringen konnte, scheint es mir, daß der so redliche, vor-

sichtige und fast nur hypothetisch zu Werke gehende Darwin, durch die Ergebnisse seiner Forschungen auf dem Gebiete der Biologie, die entscheidendste Veranlassung zur immer kühneren Ausbildung jener historischen Schule gegeben hat. Mich dünkt auch, daß diese Wendung namentlich durch große Mißverständnisse, besonders aber durch viele Oberflächlichkeit des Urteiles bei der allzuhastigen Anwendung der dort gewonnenen Einsichten auf das philosophische Gebiet vor sich gegangen sei. Diese Mängel scheinen mir sich im Hauptpunkte darin zu zeigen, daß der Begriff des Spontanen, der Spontaneität überhaupt, mit einem sonderbar überstürzenden Eifer, und mindestens etwas zu früh, aus dem neuen Welterkennungssystem hinausgeworfen worden ist. Es stellt sich hier nämlich heraus, daß, da keine Veränderung ohne hinreichenden Grund vor sich gegangen ist, auch die überraschendsten Erscheinungen, wie z. B. in bedeutendster Form das Werk des „Genies", aus lauter Gründen, wenn auch bisweilen sehr vielen und noch nicht ganz erklärten, resultieren, welchen beizukommen uns außerordentlich leicht sein werde, wenn die Chemie sich einmal auf die Logik geworfen haben wird. Einstweilen werden aber da, wo die Schlußreihe der logischen Deduktionen für die Erklärung des Werkes des Genies noch nicht als ganz zutreffend aufgefunden werden kann, gemeinere Naturkräfte, die meistens als Temperamentfehler erkannt werden, wie Heftigkeit des Willens, einseitige Energie und Obstination, zur Hilfe genommen, um die Angelegenheit doch möglichst immer wieder auf das Gebiet der Physik zu verweisen.

Da mit dem Fortschritte der Naturwissenschaften somit alle Geheimnisse des Daseins notwendig der Erkenntnis endlich als in Wahrheit bloß eingebildete Geheimnisse offengelegt werden müssen, kommt es fortan überhaupt nur noch auf Erkennen an, wobei, wie es scheint, das intuitive Erkennen gänzlich ausgeschlossen bleibt, weil dieses schon zu metaphysischen Allotrien veranlassen, nämlich zum Erkennen von Verhältnissen führen könnte, welche der abstrakt wissenschaftlichen Erkenntnis so lange mit Recht vorbehalten bleiben sollen, bis die Logik, unter Anleitung der Evidenz durch die Chemie, damit in das Reine gekommen ist.

Mir ist, als hätten wir hiermit die Erfolge der neueren,

sogenannten „historischen" Methode der Wissenschaft, wenn auch nur oberflächlich (wie dies den außerhalb der Aufklärungsmysterien Stehenden nicht anders möglich ist), berührt, welchen nach das rein erkennende Subjekt, auf dem Katheder sitzend, allein als existenzberechtigt übrig bleibt. Eine würdige Erscheinung am Schlusse der Welttragödie! Wie es diesem einzelnen Erkennenden schließlich dann zu Mute sein dürfte, ist nicht leicht vorzustellen, und wünschen wir ihm gern, daß er dann, am Ende seiner Laufbahn, nicht die Ausrufe des Faust am Beginne der Goetheschen Tragödie wiederhole! Jedenfalls, so befürchten wir, können nicht viele jenen Erkennensgenuß mit ihm teilen, und für das große Behagen des Einzelnen, sollte sich dies auch bewähren, dürfte doch, so dünkt uns, der sonst nur auf gemeinsamen Nutzen bedachte Staat zuviel Geld ausgeben. Mit diesem Nutzen für das Allgemeine dürfte es aber ernstlich schlecht bestellt sein, schon weil es uns schwer fällt, jenen allerreinst Erkennenden als einen Menschen unter Menschen anzusehen. Sein Leben bringt er vor und hinter dem Katheder zu; ein weiterer Spielraum, als dieser Wechsel des Sitzplatzes zuläßt, steht ihm für die Kenntnis des Lebens nicht zu Gebote. Die Anschauung alles dessen, was er denkt, ist ihm meistens von früher Jugend her versagt, und seine Berührung mit der sogenannten Wirklichkeit des Daseins ist ein Tappen ohne Fühlen. Gewiß würde ihn, gäbe es nicht Universitäten und Professuren, für deren Pflege unser so gelehrtenstolzer Staat sich freigebig besorgt zeigt, niemand recht beachten. Er mag mit seinen Standesgenossen, sowie den sonstigen „Bildungsphilistern", als ein Publikum erscheinen, welchem selbst hie und da viellesende Fürstensöhne und -töchter zu akademischen Ergehungen sich beimischen; der Kunst, welche dem Goliath des Erkennens immer mehr nur noch als ein Rudiment aus einer früheren Erkennensstufe der Menschheit, ungefähr wie der vom tierischen wirklichen Schweife uns verbliebene Schwanzknochen, erscheint, ihr schenkt er zwar nur noch Beachtung, wenn sie ihm archäologische Ausblicke zur Begründung historischer Schlußsätze darbietet: so schätzt er z. B. die Mendelssohnische „Antigone", dann auch Bilder, über welche er lesen kann, um sie nicht sehen zu müssen: Einfluß auf die Kunst übt er aber nur in so weit, als er dabei sein muß, wenn Akademien, Hochschulen u. dgl. gestiftet werden, wo er

dann das Seinige redlich dazu beiträgt, keine Produktivität aufkommen zu lassen, weil hiermit leicht Rückfälle in den Inspirationsschwindel überwundener Kulturperioden veranlaßt werden könnten. Am allerwenigsten fällt es ihm ein, dem Volke sich zuzuwenden, welches hier wieder um Gelehrte gar nicht sich bekümmert; weswegen es allerdings auch schwer zu sagen ist, auf welchem Wege das Volk schließlich einmal zu einigem Erkennen gelangen soll. Und doch wäre es eine nicht unwürdige Aufgabe, diese letztere Frage ernstlich in Erwägung zu ziehen. Das Volk lernt nämlich auf einem, dem des historisch-wissenschaftlich Erkennenden gänzlich entgegengesetzten Wege, d. h. im Sinne dieses lernt es gar nichts. Erkennt es nun nicht, so kennt es aber doch: es kennt seine großen Männer, und es liebt das Genie, das jene hassen; endlich aber, was ihnen gar ein Gräuel ist, verehrt es das Göttliche. Um auf das Volk zu wirken, bliebe daher von den akademischen Fakultäten nur die der Theologen übrig. Beachten wir, ob uns eine Hoffnung dafür erwachsen könnte, aus dem so kostspieligen Aufwande des Staates für höhere geistige Bildungsanstalten irgend einen wohltätigen Einfluß auf das Volk hervorgehen zu sehen. —

Noch besteht das Christentum; seine ältesten kirchlichen Institutionen bestehen selbst mit einer Festigkeit, die manchen um die Staatskultur Bemühten sogar desperat und feig macht. Ob ein inniges, wahrhaft beglückendes Verhältnis zu den christlichen Satzungen bei der Mehrheit der heutigen Christen bestehen mag, ist gewiß nicht leicht zu ergründen. Der Gebildete zweifelt, der gemeine Mann verzweifelt. Die Wissenschaft macht den Gottschöpfer immer unmöglicher; der von Jesus uns geoffenbarte Gott ist uns aber von Beginn der Kirche an durch die Theologen aus einer erhabensten Ersichtlichkeit zu einem immer unverständlicheren Probleme gemacht worden. Daß der Gott unsres Heilandes uns aus dem Stammgotte Israels erklärt werden sollte, ist eine der schrecklichsten Verwirrungen der Weltgeschichte; sie hat sich zu allen Zeiten gerächt, und rächt sich heute durch den immer unumwundener sich aussprechenden Atheismus der gröbsten wie der feinsten Geister. Wir müssen es erleben, daß der Christengott in leere Kirchen verwiesen wird, während dem Jehova immer stolzere Tempel mitten unter uns erbaut werden. Und fast scheint es seine Richtigkeit damit zu

haben, daß der Jehova den so ungeheuer mißverständlich aus ihm hergeleiteten Gott des Erlösers schließlich ganz verdrängen könnte. Wird Jesus für des Jehova Sohn ausgegeben, so kann jeder jüdische Rabbiner, wie dies denn auch zu jeder Zeit vor sich gegangen ist, alle christliche Theologie siegreich widerlegen. In welcher trübseligen, ja ganz unwürdigen Lage wird nun unsre gesamte Theologie erhalten, da sie unsren Kirchenlehrern und Volkspredigern fast nichts anderes beizubringen hat, als die Anleitung zu einer unaufrichtigen Erklärung des wahren Inhaltes unsrer so über alles teuren Evangelien! Zu was anderem ist der Prediger auf der Kanzel angehalten, als zu Kompromissen zwischen den tiefsten Widersprüchen, deren Subtilitäten uns notwendig im Glauben selbst irre machen, so daß wir endlich fragen müssen, wer denn noch Jesus kenne? — Vielleicht die historische Kritik? Sie steht mitten unter dem Judentum und verwundert sich, daß heute des Sonntags früh noch die Glocken für einen vor zweitausend Jahren gekreuzigten Juden läuten, ganz wie dies jeder Jude auch tut. Wie oft und genau sind nun schon die Evangelien kritisch untersucht, ihre Entstehung und Zusammensetzung unverkennbar richtig herausgestellt worden, so daß gerade aus der hieraus ersichtlich gewordenen Unechtheit und Unzugehörigkeit des Widersprucherregenden die erhabene Gestalt des Erlösers und sein Werk endlich auch, so vermeinen wir, der Kritik unverkennbar deutlich sich erschlossen haben müßte. Aber nur den Gott, den uns Jesus offenbarte, den Gott, welchen alle Götter, Helden und Weisen der Welt nicht kannten, und der nun den armen Galiläischen Hirten und Fischern mitten unter Pharisäern, Schriftgelehrten und Opferpriestern mit solcher seelendurchdringenden Gewalt und Einfachheit sich kundgab, daß, wer ihn erkannt hatte, die Welt mit allen ihren Gütern für nichtig ansah, — diesen Gott, der nie wieder offenbart werden kann, weil er dies eine Mal, zum ersten Male, uns offenbart worden ist, — diesen Gott sieht der Kritiker stets von neuem mit Mißtrauen an, weil er ihn immer wieder für den Judenweltmacher Jehova halten zu müssen glaubt!

Es muß uns trösten, daß es endlich doch noch zweierlei kritische Geister, und zweierlei Methoden der Erkenntniswissenschaft gibt. Der große Kritiker Voltaire, dieser Abgott aller

freien Geister, erkannte das „Mädchen von Orleans" nach den ihm zur Zeit vorliegenden historischen Dokumenten, und glaubte sich durch diese zu der in seinem berühmt gewordenen Schmutzgedichte ausgeführten Ansicht über die „Pucelle" berechtigt. Noch Schiller lagen keine anderen Dokumente vor: sei es nun aber eine andere, wahrscheinlich fehlerhafte Kritik, oder sei es die von unsren freien Geistern verachtete Inspiration des Dichters, was ihm es eingab, „der Menschheit edles Bild" in jener Jungfrau von Orleans zu erkennen, — er schenkte dem Volke durch seine dichterische Heiligsprechung der Heldin nicht nur ein unendlich rührendes und stets geliebtes Werk, sondern arbeitete damit auch der ihm nachhinkenden historischen Kritik vor, welcher endlich ein glücklicher Fund die richtigen Dokumente zur Beurteilung einer wundervollen Erscheinung zuführte. Diese Jeanne d'Arc war Jungfrau und konnte es nie anders sein, weil aller Naturtrieb in ihr, durch eine wunderbare Umkehr seiner selbst, zum Heldentriebe für die Errettung ihres Vaterlandes geworden war. Sehet nun den Christusknaben auf den Armen der Sixtinischen Madonna. Was dort unsrem Schiller für die Erkennung der wunderbar begabten Vaterlandsbefreierin eingegeben, war hier Rafael für den theologisch entstellten und unkenntlich gewordenen Erlöser der Welt aufgegangen. Sehet dort das Kind auf euch herab, weit über euch hinweg in die Welt und über alle erkennbare Welt hinaus, den Sonnenblick des nun unerläßlich gewordenen Erlösungsentschlusses ausstrahlen, und fragt euch, ob dies „bedeutet" oder „ist"? —

Sollte es der Theologie so ganz unmöglich sein, den großen Schritt zu tun, welcher der Wissenschaft ihre unbestreitbare Wahrheit durch Auslieferung des Jehova, der christlichen Welt aber ihren rein offenbarten Gott in Jesus dem Einzigen zugestatte?

Eine schwere Frage, und gewiß eine noch schwerere Zumutung. Drohender dürften sich aber wohl beide gestalten, wenn die jetzt noch auf dem Gebiete einer edlen Wissenschaft lösbaren Aufgaben von dem Volke selbst sich einst gestellt und in seiner Weise gelöst werden sollten. Wie ich dieses schon berührte, dürfte der zweifelnde und der verzweifelnde Teil der Menschheit endlich in dem so trivialen Bekenntnisse des Atheismus zusammentreffen. Bereits erleben wir es. Nichts anderes

dünkt uns bisher in diesem Bekenntnisse noch ausgedrückt, als große Unbefriedigung. Wohin diese führen kann, gälte zu erwägen. Der Politiker arbeitet mit einem Kapitale, an welchem ein großer Teil des Volkes keinen Anspruch hat. Wir erleben es, wie dieser Anteil endlich verlangt wird. Nie ist die Welt, seit dem Aufhören der Sklaverei, auffälliger in den Gegensatz von Besitz und Nichtbesitz geraten. Vielleicht war es unvorsichtig, den Nichtbesitzenden Anteilnahme an einer Gesetzgebung einzuräumen, welche nur für die Besitzenden gelten sollte. Die Verwirrungen hieraus sind schon jetzt nicht ausgeblieben; ihnen zu begegnen, dürfte weisen Staatsmännern dadurch gelingen, daß den Nichtbesitzenden wenigstens ein Interesse am Bestehen des Besitzes überhaupt zugeführt werde. Vieles zeigt, daß an der hierfür nötigen Weisheit zu zweifeln ist, wogegen Unterdrückung leichter und schneller wirksam erscheint. Unstreitig ist die Macht des Erhaltungstriebes stärker, als man gewöhnlich glaubt: das römische Reich erhielt sich ein halbes Jahrtausend in seiner Auflösung. Die zweitausendjährige Periode, in welcher wir bisher große geschichtliche Kulturen von der Barbarei bis wiederum zur Barbarei sich entwickeln sahen, dürfte für uns etwa um die Mitte des nächsten Jahrtausendes gleicher Weise sich abgeschlossen haben. Kann man sich vorstellen, in welchem Zustande von Barbarei wir angekommen sein werden, wenn unser Weltverkehr noch etwa sechshundert Jahre in der Richtung des Unterganges des römischen Weltreiches sich bewegt haben wird? Ich glaube, daß die von den ersten Christen noch für ihre Lebenszeit erwartete, dann als mystisches Dogma festgehaltene Wiederkehr des Heilandes, vielleicht selbst unter den in der Apokalypse geschilderten nicht ganz unähnlichen Vorgängen, für jene vorauszusehende Zeit einen Sinn haben dürfte. Denn das Eine müssen wir bei einem denkbaren dereinstigen gänzlichen Verfalle unsrer Kultur in Barbarei annehmen, daß es dann auch mit unsrer historischen Wissenschaft, Kritik und Erkenntnischemie zu Ende ist; wogegen dann etwa auch zu hoffen wäre, daß die Theologie schließlich mit dem Evangelium in das Reine gekommen, und die freie Erkenntnis der Offenbarung ohne jehovistische Subtilitäten uns erschlossen wäre, für welchen Erfolg der Heiland seine Wiederkehr uns eben verhießen hätte.

Dieses würde dann eine wirkliche Popularisierung der tief-

sten Wissenschaft begründen. In dieser oder jener Weise der Heilung unausbleiblicher Schäden in der Entwicklung des menschlichen Geschlechtes vorzuarbeiten, ungefähr wie Schiller mit seiner Konzeption der Jungfrau von Orleans der Bestätigung durch geschichtliche Dokumente vorarbeitete, dürfte eine wahre, an das — für jetzt ideale — Volk, im edelsten Sinne desselben, sich richtende Kunst sehr wohl berufen erscheinen. Wiederum einer solchen, im erhabensten Sinne populären, Kunst jetzt und zu jeder Zeit in der Weise vorzuarbeiten, daß die Bindeglieder der ältesten und edelsten Kunst nie vollständig zerreißen, dürften schon diese Bemühungen nicht nutzlos erscheinen lassen. Jedenfalls dürfte auch nur solchen Werken der Kunst eine adelnde Popularität zugesprochen werden, und nur diese Popularität kann es sien, welche durch ihr geahntes Einwirken die Schöpfungen der Gegenwart über die Gemeinheit des für jetzt so geltenden populären Gefallens erhebt.

Das Publikum in Zeit und Raum.

Mit dieser Überschrift möge eine allgemeine Betrachtung derjenigen Verhältnisse und Beziehungen eingeleitet werden, in welche wir das künstlerisch und dichterisch produzierende Individuum zu der jeweilig als Vertreter der menschlichen Gattung ihm zugewiesenen, für heute Publikum zu nennenden, gesellschaftlichen Gemeinde gestellt sehen. Unter diesen Verhältnissen können wir zunächst zwei ganz verschiedene feststellen: entweder, Publikum und Künstler passen zusammen, oder sie passen gar nicht zu einander. Im letzteren Falle wird die historisch-wissenschaftliche Schule immer dem Künstler die Schuld geben und ihn für ein überhaupt unpassendes Wesen erklären, weil sie sich nachzuweisen getraut, daß jedes hervorragende Individuum stets nur das Produkt seiner zeitlichen und räumlichen Umgebung, überhaupt seiner Zeit, somit der geschichtlichen Periode der Entwicklung des menschlichen Gattungsgeistes, in welche es geworfen, sein könne. Die Richtigkeit einer solchen Behauptung scheint unleugbar; nur bleibt dabei wieder zu erklären, warum jenes Individuum, je bedeutender es war, in desto größerem Widerspruche mit seiner Zeit sich befand. Dies dürfte dann wiederum so geradhin nicht leicht abgehen. Um das allererhabenste Beispiel hiergegen anzuführen, dürften wir füglich auf Jesus Christus hinweisen, gegen dessen Erscheinung sich die Gattungsmitwelt doch gewiß nicht so benahm, als hätte sie ihn in ihrem Schoße genährt und nun als ihr recht passendes Produkt anerkennen zu dürfen sich gefreut. Offenbar bereiten Zeit und

Raum große Verlegenheiten. Wenn es zwar ganz undenklich erscheinen muß, für Christus' Auftreten eine passendere Zeit und Örtlichkeit als gerade Galiläa und die Jahre seiner Wirksamkeit nachzuweisen, und wir sogleich erkennen müssen, daß etwa eine deutsche Universität der Jetztzeit unsrem Erlöser auch keine besondere Erleichterung geboten haben dürfte; so könnte man dagegen Schopenhauers Ausruf über Giordano Brunos Schicksal anführen, welches durch stupide Mönche der gesegneten Renaissancezeit im schönen Italien einen Mann auf dem Scheiterhaufen sterben ließ, der zur selben Zeit am Ganges als Weiser und Heiliger geehrt worden wäre.

Ohne hier ausführlicher auf die, zu jeder Zeit und an jedem Orte für uns deutlich erkennbaren Bedrängnisse und Leiden großer Geister, wie sie diesen aus ihren Beziehungen zu ihrer Umgebung erwuchsen, einzugehen, somit der Erforschung der tieferen Gründe hiervon ausweichend, wollen wir für dieses Mal nur die eine Erkenntnis als unerläßlich feststellen, daß jenes Verhältnis von tragischer Natur ist und der menschlichen Gattung als solches aufzugehen hat, wenn sie sich über sich selbst klar werden will. Im echten religiösen Glauben dürfte ihr dies bereits gelungen sein, weswegen auch die jeweilig in Lebensfunktion begriffene Allgemeinheit diesen Glauben gern loszuwerden sucht.

Uns soll es dagegen zuvörderst angehen, die Tragik jenes Verhältnisses aus der Unterworfenheit jeder individuellen Erscheinung unter die Bedingungen von Zeit und Raum uns deutlich zu machen, wobei es zu einem Anschein von so starker Realität dieser beiden Faktoren kommen dürfte, daß die Kritik der reinen Vernunft, welche Zeit und Raum nur in unser Gehirn versetzt, fast in das Schwanken geraten könnte. In Wirklichkeit sind es diese beiden Tyrannen, welche das Erscheinen großer Geister zu völligen Anomalien, ja Sinnwidrigkeiten machen, worüber dann die in Zeit und Raum sich ausstreckende Allgemeinheit, wie zum Vergnügen jener Tyrannen, mit einem gewissen Rechte sich lustig machen darf.

Wenn wir in der Betrachtung des Verlaufes der Geschichte nichts anderem nachgehen als den in ihm vorwaltenden Gesetzen der Schwere, denen gemäß Druck und Gegendruck Gestaltungen, wie ähnlich sie uns die Oberfläche der Erde dar-

bietet, hervorbringen, so müssen wir uns bei dem fast plötzlichen Auftauchen überragender geistiger Größen oft fragen, nach welchen Gesetzen wohl diese gebildet sein möchten. Wir können dann nicht anderes als ein, von jenen ganz verschiedenartiges Gesetz annehmen, welches, vor dem geschichtlichen Ausblicke verborgen, in geheimnisvollen Sukzessionen ein Geistesleben ordnet, dessen Wirksamkeit die Verneinung der Welt und ihrer Geschichte anleitet und vorbereitet. Hierbei bemerken wir nun, daß gerade diejenigen Punkte, in welchen diese Geister mit ihrer Zeit und Umgebung sich berühren, die Ausgänge von Irrtümern und Befangenheiten für ihre eigenen Kundgebungen werden, so daß eben die Einwirkungen der Zeit sie in einem tragischen Sinne verwirren und das Schicksal der großen geistigen Individuen dahin entscheiden, daß ihr Wirken, dort, wo es ihrer Zeit verständlich zu sein scheint, für das höhere Geistesleben sich als nichtig erweist, und erst eine spätere, anderseits durch die, jener Mitwelt unverständlich gebliebene Anleitung zu richtiger Erkenntnis gelangte Nachwelt den wahren Sinn ihrer Offenbarungen erfaßt. Somit wäre also gerade das Zeitgemäße an den Werken eines großen Geistes das Bedenkliche.

Beispiele werden uns dies deutlich machen. Platons Zeit- und Weltumgebung war eine eminent politische; ganz von dieser abliegend konzipierte er seine Ideenlehre, welche in den spätesten Jahrhunderten erst ihre richtige Würdigung und wissenschaftliche Ausbildung erhielt: auf den Geist seiner Zeit und Welt angewendet gestaltete sich ihm diese Lehre dagegen zu einem Systeme für den Staat von so wunderlicher Ungeheuerlichkeit, daß hiervon zwar das größeste Aufsehen, zugleich aber auch die größeste Verwirrung über den eigentlichen Gehalt seiner Ideenlehre ausging. Offenbar wäre Platon am Ganges gerade in diesen Irrtum über die Natur des Staates nicht verfallen; in Sizilien erging es ihm dafür sogar übel. Was demnach seine Zeit und Umgebung für die Kungebung dieses seltenen Geistes förderte, geschah nicht eben zu seinem Vorteile, so daß seine wahre Lehre, die Ideenlehre, als ein Produkt seiner Zeit und Mitwelt zu betrachten gewiß keinen Sinn hat.

Ein weiteres Beispiel ist Dante. Insoweit sein großes Gedicht ein Produkt seiner Zeit war, erscheint es uns fast widerwärtig; gerade aber nur dadurch, daß es die Vorstellungen

seiner Zeit von der Realität des mittelalterlichen Glaubensspukes zur Darstellung brachte, erregte es schon das Aufsehen der Mitwelt. Sind wir nun von den Vorstellungen dieser Welt befreit, so fühlen wir, von der unvergleichlichen dichterischen Kraft ihrer Darstellung angezogen, uns genötigt, mit fast schmerzlicher Anstrengung gerade jene zu überwinden, um den erhabenen Geist des Dichters als eines Weltenrichters von idealster Reinheit frei auf uns wirken zu lassen, — eine Wirkung, von welcher es sehr unsicher ist, daß gerade sie selbst die Nachwelt stets richtig bestimmt hat, weshalb uns Dante als ein, durch die Einwirkungen seiner Zeit auf ihn, in riesigster Erscheinung zu schauerlicher Einsamkeit Verdammter bedünken kann.

Um noch eines Beispieles zu gedenken, erwähnen wir den großen Calderon, den wir gewiß durchaus unrichtig beurteilen würden, wenn wir ihn für ein Produkt der zu seiner Zeit im Katholizismus herrschenden Lehre der Jesuiten ansehen wollten; denn es ist offenbar, daß, wenn des Meisters tiefe Welterkenntnis die jesuitische Weltanschauung weit hinter sich läßt, diese seine Dichtungen für deren zeitgemäße Gestaltung doch so stark beeinflußt, daß wir erst den Eindruck davon zu überwinden haben, um den erhabenen Tiefsinn seiner Ideen rein zu erfassen. Ein ebenso reiner Ausdruck dieser Ideen war dem Dichter bei der Vorführung seiner Dramen für ein Publikum unmöglich, welches zu dem tiefen Sinn derselben nur durch die jesuitischen Lehrsätze, in welchen es erzogen wurde, hingeführt werden zu können schien.

Wollen wir nun gestehen, daß die großen griechischen Tragiker von der Zeit und dem Raum ihrer Umgebung so glücklich umschlossen waren, daß diese eher produktiv als behindernd ihre Werke beeinflußten, so bekennen wir zugleich, hier einer ausnähmlichen Erscheinung gegenüber zu stehen, welche manchem neueren Kritiker auch bereits als Fabel aufgehen will. Für unser Auge ist diese harmonische Erscheinung eben so in das Gebiet alles durch Raum und Zeit zur Unzugänglichkeit Verurteilten gerückt, wie jedes andere Produkt des schaffenden Menschengeistes. So gut, wie wir für Platon, Dante und Calderon die Bedingungen von Zeit und Raum ihrer Umgebung zur Erklärung herbeiziehen mußten, haben wir dies für die reine

Veranschaulichung der attischen Tragödie nötig, welche schon zur Zeit ihrer Blüte in Syrakus ganz anders wirkte als in Athen. Und hiermit berühren wir nun den eigentlichen Hauptpunkt unsrer Untersuchung. Wir ersehen nämlich, daß dieselbe Zeitumgebung, welche den großen Geist in seiner Kundgebung nachteilig beeinflußte, anderseits einzig die Bedingungen für die anschauliche Erscheinung des Geistesproduktes enthielt, so daß, seiner Zeit und Umgebung entrückt, dieses Produkt des wichtigsten Teiles seiner lebenvollen Wirkungsfähigkeit beraubt ist. Dies beweisen uns die Versuche zur Wiederbelebung gerade der attischen Tragödie auf unsren Theatern am deutlichsten. Haben wir hierbei Zeit, Raum und die in ihnen sich darstellende Sitte, namentlich Staat und Religion, als ein uns ganz fremd Gewordenes erst uns erklären zu lassen, und dies oft von Gelehrten, die eigentlich gar nichts von der Sache verstehen, so können wir immerhin jedoch zu der Ansicht gelangen, daß dort in Zeit und Raum einmal etwas zur Erscheinung kam, dem wir vergebens in einer anderen Zeit und einer anderen Örtlichkeit nachspüren. Dort scheint uns die dichterische Absicht großer Geister sich vollkommen verwirklicht zu haben, weil Zeit und Raum ihrer Lebensumgebung so gestimmt waren, daß sie diese Absicht fast mit Ersichtlichkeit selbst hervorriefen.

Je näher wir nun den unsrer Erfahrung zugänglichen Erscheinungen, namentlich auf dem Gebiete der Kunstwelt, treten, will ein tröstlicher Ausblick auf nur ähnliche harmonische Verhältnisse immer mehr schwinden. Im betreff der großen Maler der Renaissancezeit beklagte schon Goethe die widerwärtigen Gegenstände, als gequälte Märtyrer u. dgl., welche sie darzustellen hatten; von welchem Charakter ihre Besteller und Lohngeber waren, brauchen wir hierbei erst nicht zu untersuchen, auch nicht, daß zuweilen ein großer Dichter verhungerte: begegnete dies dem großen Cervantes, so fand doch sein Werk sofort die ausgebreitetste Teilnahme; und auf dies letztere möge es uns für hier ankommen, wo wir nur die behindernden Einflüsse von Zeit und Raum auf die Gestalt und Erscheinung des Kunstwerkes selbst in Erwägung ziehen wollen.

In diesem betreff ersehen wir nun, daß, je zeitgemäßer ein produktiver Kopf sich einrichtete, desto besser auch er dabei fuhr. Noch heute kommt es keinem Franzosen bei, ein Theater-

stück zu konzipieren, für welches er das Theater mit Darstellern und Publikum nicht schon vorrätig findet. Eine wahre Studie für das erfolgreiche Eingehen auf das durch die Umstände Gegebene bietet die Geschichte der Entstehung aller italienischen Opern, namentlich auch Rossinis. Unser Gutzkow kündigt bei neuen Auflagen seiner Romane Überarbeitungen derselben unter Bezugnahme auf die neuesten Zeitereignisse an. — Betrachten wir dagegen nun die Schicksale solcher Autoren und Werke, denen eine ähnliche Zeit- und Ortgemäßheit nicht zustatten kam. In erster Reihe sind hierfür Werke der dramatischen Kunst in Betracht zu nehmen, und zwar namentlich musikalisch ausgeführte, weil die Veränderlichkeit des Musikgeschmackes sehr entscheidend ihr Schicksal bestimmt, während Werken des rezitierten Dramas keine so eindringliche Ausdrucksweise zu eigen ist, daß ihre Veränderlichkeit den Geschmack heftig berührte. An den Opern Mozarts können wir deutlich ersehen, daß das, was sie über ihre Zeit erhob, sie in den sonderbaren Nachteil versetzt, außer ihrer Zeit fortzuleben, wo ihnen nun aber die lebendigen Bedingungen abgehen, welche zu ihrer Zeit ihre Konzeption und Ausführung bestimmten. Vor diesem eigentümlichen Schicksale blieben alle übrigen Werke der italienischen Opernkomponisten bewahrt: keines überlebte seine Zeit, welcher sie einzig angehörten und entsprungen waren. Mit „Figaros Hochzeit" und „Don Juan" war dies anders: unmöglich konnten diese Werke nur als für den Bedarf einiger italienischer Opernsaisons vorhanden betrachtet werden; der Stempel der Unsterblichkeit war ihnen aufgedrückt. Unsterblichkeit! — Ein verhängnisvolles Weihegeschenk! Welchen Qualen des Daseins ist die abgeschiedene Seele solch eines Meisterwerkes nicht ausgesetzt, wenn sie durch ein modernes Theatermedium zum Behagen des nachweltlichen Publikums wieder hervorgequält wird! Wohnen wir heute einer Aufführung des „Figaro" oder des „Don Juan" bei, möchten wir dem Werke dann nicht gönnen, es hätte einmal voll und ganz gelebt, um uns die Erinnerung hieran als schöne Sage zu hinterlassen, statt dessen wir es jetzt durch ein ihm ganz fremdes Leben als zur Mißhandlung Wiedererweckten hindurchgetrieben sehen?

In diesen Werken Mozarts vereinigen sich die Elemente der Blütezeit des italienischen Musikgeschmackes mit den Ge-

gebenheiten der Räumlichkeit des italienischen Operntheaters zu einem ganz bestimmten Charakteristikon, in welchem sich der Geist des Ausganges des vorigen Jahrhunderts schön und liebenswürdig ausdrückt. Außerhalb dieser Bedingungen, in unsre heutige Zeit und Umgebung versetzt, erleidet das Ewige dieser Kunstschöpfungen eine Entstellung, die wir vergebens durch neue Verkleidungen und Umstimmungen der realistischen Form desselben zu beseitigen trachten. Wie dürfte es uns beikommen, z. B. am „Don Juan" etwas ändern zu wollen, — was doch fast jeder für das Werk Begeisterte einmal für nötig gehalten hat, — wenn uns nicht die Erscheinung des herrlichen Werkes auf unsren Theatern wirklich ängstigte? Fast jeder Opernregisseur nimmt sich einmal vor, den „Don Juan" zeitgemäß herzurichten; während jeder Verständige sich sagen sollte, daß nicht dies Werk unsrer Zeit gemäß, sondern wir uns der Zeit des „Don Juan" gemäß umändern müßten, um mit Mozarts Schöpfung in Übereinstimmung zu geraten. Um auf die Ungeeignetheit der Wiedervorführungsversuche gerade auch dieses Werkes hinzuweisen, nehme ich hier noch gar nicht einmal unsre dafür gänzlich unentsprechenden Darstellungsmittel in Betracht; ich sehe für das deutsche Publikum von der entstellenden Wirkung deutscher Übersetzungen des italienischen Textes, sowie von der Unmöglichkeit, das italienische sogenannte Parlando-Rezitativ zu ersetzen, ab, und will annehmen, es gelänge, eine Operntruppe von Italienern für eine ganz korrekte Aufführung des „Don Juan" auszubilden: immer würden wir in diesem letzteren Falle, von der Darstellung auf das Publikum zurückblickend, finden müssen, daß wir uns am falschen Orte befänden, welcher peinliche Eindruck unsrer Phantasie aber schon dadurch erspart wird, daß wir uns jene — für unsre Zeit ideal gewordene — Aufführung gar nicht vorstellen können.

Noch deutlicher dürfte sich dies alles an dem Schicksale der „Zauberflöte" herausstellen. Die Umstände, unter denen dieses Werk zutage kam, waren diesmal kleinlicher und dürftiger Art; hier galt es nicht, für ein vortreffliches italienisches Sängerpersonal das Schönste, was diesem irgendwie vorzulegen war, zu schreiben, sondern aus der Sphäre eines meisterlich ausgebildeten und üppig gepflegten Kunstgenres auf den Boden eines, bisher musikalisch durchaus niedrig behandelten,

Schauplatzes für Wiener Spaßmacher sich zu begeben. Daß Mozarts Schöpfung die an seine Arbeit gestellten Anforderungen so unverhältnismäßig übertraf, daß hier nicht ein Individuum sondern ein ganzes Genus von überraschendster Neuheit geboren schien, müssen wir als den Grund davon betrachten, daß dieses Werk einsam dasteht und keiner Zeit recht angeeignet werden kann. Hier ist das Ewige, für alle Zeit und Menschheit Giltige (ich verweise nur auf den Dialog des Sprechers mit Tamino!) auf eine so unlösbare Weise mit der eigentlichen trivialen Tendenz des vom Dichter absichtlich auf gemeines Gefallen seitens eines Wiener Vorstadtpublikums berechneten Theaterstückes verbunden, daß es einer erklärenden und vermittelnden historischen Kritik bedarf, um das Ganze in seiner zufällig gestalteten Eigenart zu verstehen und gut zu heißen. Stellen wir die Faktoren dieses Werkes genau nebeneinander, so erhalten wir hieraus einen sprechenden Beleg für die oben behauptete Tragik im Schicksale des schaffenden Geistes durch seine Unterworfenheit unter die Bedingungen der Zeit und des Raumes für sein Wirken. Ein Wiener Vorstadttheater mit dessen auf den Geschmack seines Publikums spekulierendem Theaterdirektor liefert dem größesten Musiker seiner Zeit den Text zu einem Effektstück, um sich durch dessen Mitarbeiterschaft vor dem Bankerott zu retten; Mozart schreibt dazu eine Musik von ewiger Schönheit. Aber diese Schönheit ist unlösbar dem Werke jenes Theaterdirektors einverleibt, und bleibt in Wahrheit, da diese Verbindung unauflösbar ist, dem Wiener Vorstadtpublikum auf der Stufe des zu jener Zeit ihm eigenen Geschmackes in einem unaffektierten Sinne, wie gewidmet, so verständlich. Wollten wir jetzt die „Zauberflöte" vollständig beurteilen und genießen können, so müßten wir sie — durch irgend einen der heutigen spiritistischen Zauberer — uns im Theater an der Wien im Jahre ihrer ersten Aufführungen vorstellen lassen. Oder sollte uns eine heutige Aufführung auf dem Berliner Hoftheater dasselbe Verständnis bringen können?

Fürwahr, die Vorstellung der Idealität von Zeit und Raum wird uns bei solchen Betrachtungen übel erschwert, und müßten wir diese für unsre schließlichen Untersuchungen wohl füglich, wenigstens der Idealität des reinen Kunstwerkes

gegenüber, als die krassesten Realitäten betrachten, wenn wir unter ihren abstrakten Formen nicht wiederum nur das reale Publikum und seine Eigenschaften zu verstehen hätten. Die Verschiedenartigkeit des gleichzeitigen Publikums derselben Nation versuchte ich in meinen vorangehenden Artikeln näher zu beleuchten; wenn ich diesmal die gleiche Verschiedenartigkeit nach Zeit und Raum deutlich zu machen wünschte, so gedenke ich für den Schluß dieser Betrachtungen die eigentlichen Zeit- und Nationaltendenzen dennoch unberücksichtigt zu lassen, vielleicht schon aus Furcht, bei der Erforschung und Darstellung derselben zu weit zu geraten und in willkürlichen Annahmen mich zu verlieren, wie z. B. über die Kunsttendenzen des neuesten deutschen Reiches, welche ich doch wohl zu hoch anschlagen dürfte, wenn ich sie nach der Wirksamkeit des Oberdirektors der vier norddeutschen Hoftheater zu bemessen durch persönliche Rücksicht mich verleitet fühlen sollte. Auch möchte ich, nachdem wir unser Thema nach so bedeutenden Dimensionen hin in das Auge faßten, die Frage nicht in die Untersuchung absoluter Lokalitätsdifferenzen sich verlaufen lassen, wiewohl ich von der entscheidenden Wichtigkeit einer solchen Differenz selbst ein merkwürdiges Beispiel erlebt habe, nämlich an dem Schicksale meines „Tannhäusers" in Paris, welcher (aus guten Gründen!) in der großen Oper ausgepfiffen wurde, während er, nach dem Dafürhalten Sachverständiger, in einem weniger von seinem Stammpublikum beherrschten Theater der französischen Hauptstadt, vielleicht bis auf unsre Tage, recht gut als bescheidener Abendstern neben der Sonne des Gounodschen „Faust" hätte fortleuchten können.

Es sind jedoch wichtigere Eigenschaften des nach Zeit und Raum sich auseinander scheidenden Publikums, welche sich mir zur Erwägung aufdrängten, als ich das Schicksal der Lisztschen Musik mir zu erklären suchte, welches zu erörtern die eigentliche Veranlassung zu den voranstehenden Untersuchungen gab, die ich demnach mit dieser Erörterung am Schicklichsten abzuschließen glaube. Diesmal war es die Dante-Symphonie Liszts, nach deren erneuter Anhörung ich mich abermals von dem Problem befangen fühlte, welche Stellung dieser ebenso genialen als meisterlichen Schöpfung in unsrer Kunstwelt anzuweisen sei. Nachdem ich kurz zuvor mit der Lektüre der „gött-

lichen Komödie" beschäftigt gewesen, und hierbei neuerdings alle die Schwierigkeiten der Beurteilung dieses Werkes, über welche ich mich oben äußerte, erwogen hatte, trat jetzt jene Lisztsche Tondichtung mir wie der Schöpfungsakt eines erlösenden Genius entgegen, der Dantes unaussprechlich tiefsinniges Wollen aus der Hölle seiner Vorstellungen durch das reinigende Feuer der musikalischen Idealität in das Paradies seligst selbstgewisser Empfindung befreite. Dies ist die Seele des Danteschen Gedichtes in reinster Verklärung. Solchen erlösenden Dienst konnte noch Michael Angelo seinem großen dichterischen Meister nicht erweisen; erst als durch Bach und Beethoven unsre Musik auch des Pinsels und Griffels des ungeheuren Florentiners sich zu bemächtigen angeleitet war, konnte die wahre Erlösung Dantes vollbracht werden.

Dieses Werk ist unsrer Zeit und seinem Publikum so gut wie unbekannt geblieben. Es ist eine der erstaunlichsten Taten der Musik: aber nicht einmal die dümmste Verwunderung hat sie bisher auf sich gezogen. Ich habe in einem früheren Briefe über Liszt* die äußeren Gründe des frechen Mißwollens der deutschen Musikerwelt für Liszts Auftreten als schaffender Tonsetzer zu erörtern versucht: diese sollen uns heute nicht abermals bemühen; wer das deutsche Konzertwesen, dessen Heroen, vom General bis zum Korporal kennt, weiß, mit welcher Assekuranz-Gesellschaft für Talentlosigkeit er es hier zu tun hat. Dagegen nehmen wir nur dieses Werk, und die ihm ähnlichen Arbeiten Liszts, in Betrachtung, um aus ihrem Charakter selbst uns ihre Zeit- und Raumungemäßheit in der jetzt träg verlaufenden Gegenwart zu erklären. Offenbar sind diese Lisztschen Konzeptionen zu gewaltig für ein Publikum, welches den „Faust" im Theater sich durch den seichten Gounod, im Konzertsaal durch den schwülstigen Schumann musikalisch vorzaubern läßt**. Hiermit wollen wir das Publikum nicht anklagen; es hat ein Recht, so zu sein wie es ist, zumal wenn es unter der Leitung seiner Führer nicht anders sein kann. Dagegen fragen wir uns nur, wie unter solchen Gegebenheiten des

* Schriften und Dichtungen. Bd. V.

** In Leipzig hörte man bei einer Aufführung der Dante-Symphonie zu einer drastischen Stelle des ersten Teiles aus dem Publikum den Hilferuf: „Ei! Herr Jesus!"

Raumes und der Zeit Konzeptionen wie die Lisztschen entstehen konnten. In etwas ist gewiß jeder große Geist jenen Zeit- und Ortbestimmungen nahestehend, ja, wir sahen auf die größesten diese Bestimmungen sogar verwirrend einwirken. Ich erklärte mir zuletzt diese so anregenden und unabweislichen Einflüsse aus dem eminenten Aufschwunge der vorzüglichsten Geister Frankreichs in den beiden das Jahr 1830 umschließenden Dezennien. Die Pariser Gesellschaft bot um jene Zeit einer besonderen Blüte ihrer Staatsmänner, Gelehrten, Schriftsteller, Dichter, Maler, Skulptoren und Musiker so bestimmte und charakteristische Aufforderungen zum Anschluß an ihre Bestrebungen dar, daß eine feurige Phantasie sie sich wohl zu einem Auditorium vereinigt vorstellen durfte, welchem eine Dante- oder Faust-Symphonie, ohne kleinliche Mißverständnisse befürchten zu müssen, vorgeführt werden könnte. Ich glaube in dem Mute Liszts, diese Kompositionen auszuführen, die Anregungen, sowie auch den besonderen Charakter dieser Anregungen aus jener Zeit und an jenem räumlichen Vereinigungspunkte, als produktive Motoren zu erkennen, und — schätze sie hoch, wenngleich es der über Zeit und Raum weit hinausliegenden Natur des Lisztschen Genius bedurfte, um jenen Anregungen ein ewiges Werk abzugewinnen, möge dieses Ewige vorläufig in Leipzig und Berlin auch übel ankommen. —

Blicken wir schließlich noch einmal auf das Bild zurück, welches uns das in Zeit und Raum sich bewegende Publikum darbot, so könnten wir es mit dem Strome vergleichen, in dessen Betracht wir uns nun zu entschließen hätten, ob wir mit ihm, oder gegen ihn schwimmen wollten. Was wir mit ihm schwimmen sehen, mag sich einbilden, dem steten Fortschritte anzugehören; jedenfalls wird es ihm leicht, sich fortreißen zu lassen, und es merkt nichts davon, im großen Meere der Gemeinheit verschlungen zu werden. Gegen den Strom zu schwimmen muß diejenigen lächerlich dünken, die zu der ungeheuren Anstrengung, welche es kostet, nicht ein unwiderstehlicher Drang bestimmt. Wirklich können wir aber der uns fortreißenden Strömung des Lebens nicht anders wehren, als wenn wir ihr entgegen nach dem Quell des Stromes steuern.

Wir werden zu erliegen befürchten müssen; in höchster Ermattung rettet uns aber zuweilen ein gelingendes Auftauchen: da hören die Wellen unsren Ruf, und staunend steht die Strömung für Augenblicke still, wie wann ein großer Geist einmal unvermutet zur Welt spricht. Und wieder taucht der kühne Schwimmer unter, nicht dem Leben, sondern dem Quell des Lebens nach geht sein Trachten. Wer, wenn er zu diesem Quell gelangte, würde wohl Lust empfinden, sich je wieder in den Strom zu stürzen? Von seliger Höhe herab gewahrt er das ferne Weltmeer mit seinen sich gegenseitig vernichtenden Ungeheuern; was dort sich vernichtet, wollen wir ihm verdenken, wenn er es verneint?

Aber was wird das „Publikum" dazu sagen? — Ich denke, das Stück ist aus und man trennt sich. —

Ein Rückblick

auf die

Bühnenfestspiele des Jahres 1876.

Wohl irre ich nicht, wenn ich annehme, daß den Freunden meines mit den Bayreuther Bühnenfestspielen kundgegebenen Gedankens eine nähere Mitteilung meiner persönlichen Ansicht über den Ausfall der nun vor zwei Jahren wirklich stattgefundenen ersten Aufführungen nicht unwillkommen sein dürfte. Bereits hatte ich zwar schon in der nächsten Zeit nach diesen Aufführungen zu einigen Ansprachen an die bisherigen Patrone derselben Veranlassung, als ich sie zur wirklichen Durchführung des von ihnen so weit geförderten Unternehmens durch Deckung des schließlich sich herausstellenden Defizits aufforderte. Was ich bei solcher unerfreulichen Angelegenheit nur kurz aussprechen konnte, nämlich meine Ansicht über das Gelingen jener Aufführungen selbst, drängt es mich jetzt aber mit etwas näherem Eingehen mitzuteilen, wobei ich vor der nötigen Einmischung von Betrachtungen des äußerlichen Mißerfolges meiner Bemühungen in das mir so wohltuende Gedenken der tief begründeten künstlerischen Genugtuung, welche ich mir gewinnen durfte, nicht zurückzuschrecken gedenke.

Wenn ich mich ernstlich frage, wer mir dieses ermöglicht hat, daß dort auf dem Hügel bei Bayreuth ein vollständig aus-

geführtes großes Theatergebäude, ganz nach meinen Angaben, von mir errichtet steht, welches nachzuahmen der ganzen modernen Theaterwelt unmöglich bleiben muß, sowie daß in diesem Theater die besten musikalisch-dramatischen Kräfte sich um mich vereinigten, um einer unerhört neuen, schwierigen und anstrengenden künstlerischen Aufgabe freiwillig sich zu unterziehen, und sie zu ihrem eigenen Erstaunen glücklich zu lösen, so kann ich in erster Linie mir nur diese verwirklichenden Künstler selbst vorführen, deren von vornherein kundgegebene Bereitwilligkeit zur Mitwirkung in Wahrheit erst den außerhalb stehenden ungemein wenigen Freunden meines Gedankens es ermöglichte, für die Zusammenbringung der nötigen materiellen Mittel sich zu bemühen.

Ich gedenke hierbei jenes Tages der Grundsteinlegung des Bühnenfestspielhauses im Jahre 1872: die ersten Sänger der Berliner Oper hatten sich bereitwillig eingefunden, um die wenigen Sologesangstellen der Chöre der „neunten" Symphonie zu übernehmen; die vortrefflichsten Gesangvereine verschiedener Städte, die vorzüglichsten Instrumentisten unsrer größten Orchester, waren meiner einfachen freundschaftlichen Aufforderung zur Mitwirkung an der Ausführung jenes Werkes, welchem ich die Bedeutung des Grundsteines meines eigenen künstlerischen Gebäudes beigelegt wünschte, eifrigst gefolgt. Wer die Weihestunden dieses Tages miterlebte, mußte hiervon die Empfindung gewinnen, als sei die Ausführung meines weiteren Unternehmens zu einer gemeinsamen Angelegenheit viel verzweigter künstlerischer und nationaler Interessen geworden. In betreff des künstlerischen Interesses hatte ich mich nicht geirrt: dieses ist mir bis zum letzten Augenblicke treu und meinem Unternehmen innig verwoben geblieben. Sehr gewiß hatte ich mich aber in der Annahme, auch ein nationales Interesse geweckt zu haben, getäuscht. Und dieses ist nun der Punkt, von welchem meine weiteren Betrachtungen bei diesem Rückblicke auszugehen haben, wobei es weder zu Klagen noch zu Verklagungen, sondern lediglich zur Bestätigung einer Erfahrung und der Erkenntnis des Charakters dieser Erfahrung kommen soll.

Wie glänzend der äußere Hergang bei den endlich ausgeführten Bühnenfestspielen in jenen sonnigen Sommertagen des Jahres 1876 sich ausnahm, durfte nach allen Seiten hin un-

gemeines Aufsehen erwecken. Es erschien sehr wahrhaftig, daß so noch nie ein Künstler geehrt worden sei; denn hatte man erlebt, daß ein solcher zu Kaiser und Fürsten berufen worden war, so konnte niemand sich erinnern, daß je Kaiser und Fürsten zu ihm gekommen seien. Dabei mochte doch auch wiederum jeder annehmen, daß, was den Gedanken meines Unternehmens mir eingegeben, nichts anderes als Ehrgeiz gewesen sein könne, da meinem rein künstlerischen Bedürfnisse es doch gewiß genügt haben müßte, meine Werke überall aufgeführt und mit stets andauerndem Beifall aufgenommen zu sehen. Gewiß schien es etwas ganz außerhalb der Sphäre des Künstlers Liegendes gewesen zu sein, was mich angetrieben haben mochte, und wirklich fand ich die Annahme dieses einen Etwas in der zumeist von meinen hohen Gästen mir bezeugten Anerkennung meines Mutes und meiner Ausdauer ausgesprochen, mit welcher ich eine Unternehmung zum Ziele geführt hätte, an deren Zustandekommen niemand, und die hohen Häupter selbst am wenigsten, geglaubt hätten. Es mußte mir deutlich werden, daß mehr die Verwunderung über dieses wirkliche Zustandekommen die Teilnahme der höchsten Regionen mir zugewendet hatte, als die eigentliche Beachtung des Gedankens, der das Unternehmen mir eingab. Somit konnte es auch in der Gesinnung meiner hohen Gönner mit der so ungemein beneidenswert mich hinstellenden Bezeugung jener Anerkennung für vollkommen abgetan gelten. Hierüber mich zu täuschen durfte nach der Begrüßung meiner hohen Gäste mir nicht beikommen, und es konnte mir nur das Erstaunen darüber verbleiben, daß meinen Bühnenfestspielen überhaupt eine so hoch ehrende Beachtung widerfahren war.

Auch dies durfte mir nicht unerklärlich bleiben, sobald ich auf die Hauptkraft zurückging, deren rastloser Tätigkeit ich das materielle Zustandekommen meines Unternehmens einzig verdankte. Diese war die meinem künstlerischen Ideale mit innigstem Ernste zugewandte edle Frau, deren Namen ich zuletzt öffentlich meinen Freunden nannte, als ich ihr meine Schrift über das „Bühnenfestspielhaus zu Bayreuth" widmete. Unumwunden bekenne ich, daß ohne die jahrelang mit stets erneuerter Energie durchgeführte Werbung dieser, gesellschaftlich so bedeutend gestellten, in allen Kreisen hochgeehrten Frau, an eine

Aufbringung der Mittel zur Bestreitung der nötigsten Kosten der Unternehmung, an eine Förderung derselben nicht zu denken gewesen wäre. Unermüdet wie unverwundbar setzte sie sich dem Belächeln ihres Eifers, ja selbst der offenen Verspottung von seiten unsrer so schön gebildeten Publizistik aus; glaubte man nicht an das Wahnbild ihrer Begeisterung, so war doch der Begeisterung selbst nicht zu widerstehen; man brachte Opfer, um die verehrte Frau zu verbinden. Mußte mich die Wahrnehmung hiervon tief rühren, so konnte es mich doch auch nur beschämen einen endlichen Erfolg weniger dem Glauben an mein Werk oder einer wirklichen Bewegung im Geistesleben der für wiedererweckt gehaltenen Nation, als vielmehr der Unwiderstehlichkeit der Werbungen einer hochgestellten Gönnerin verdanken zu sollen. War es vordem mein Lieblingsgedanke gewesen, meine Bühnenfestspiele von einem deutschen Fürsten der Nation als ein königliches Geschenk vorgeführt zu sehen, und hatte ich in meinem erhabenen Beschützer und königlichen Wohltäter den zur Ausführung dieses Gedankens berufenen Fürsten gefunden, so hatte damals das bloße Verlauten hiervon einen solchen Sturm des Widerwillens allseitig heraufgezogen, daß es mir zur Pflicht gemacht war, durch freiwilliges Zurücktreten von jedem Versuche zur Ausführung jenes Gedankens wenigstens von einem fürstlichen Haupte die schmachvollsten Kränkungen ferne zu halten. Jetzt glaubte ich dagegen meinen Stolz darein zu setzen müssen, daß ich den etwa wiedererwachten deutschen Geist, in den Sphären, denen die Pflege dieses Geistes als Ehrenpunkt obliegen zu müssen schien, für die Durchführung meines Werkes anriefe. Ich versäumte nicht, mich um die Teilnahme des deutschen Reichskanzlers zu bemühen.

Großherzige Illusionen zu nähren, ist dem deutschen Wesen nicht unanständig. Hätte Herr Dr. Busch die Versailler Tischreden unsres Reichsreformators bereits damals zu veröffentlichen für gut gehalten, so würde ich jedoch wohl der Illusion, welche mich in jenen Sphären Teilnahme für meinen Gedanken erwecken zu können, annehmen ließ, jedenfalls keinen Augenblick mich hingegeben haben. Nachdem eine Zusendung meiner Schrift über „deutsche Kunst und deutsche Politik" dort keine Beachtung gefunden hatte, setzte ich meine Werbung durch eine brieflich sehr ernst motivierte Bitte, wenigstens die zwei letzten Seiten meiner

Broschüre über das „Bühnenfestspielhaus zu Bayreuth“ einer Durchlesung zu würdigen, unentmutigt fort. Das Ausbleiben jeder Erwiderung hatte mich davon in Kenntnis zu setzen, daß mein Anspruch auf Beachtung in der obersten Staatsregion für anmaßend gelten zu müssen schien, womit, wie ich ebenfalls ersah, man sich zugleich in dort nie aus dem Auge verlorener Übereinstimmung mit der großen Presse erhielt. Anderseits hatte aber meine unermüdlich tätige Gönnerin ein wohlwollendes Interesse des ehrwürdigen Hauptes unsres Reiches zu erwecken und wach zu erhalten gewußt. Ich ward veranlaßt, zu einer Zeit empfindlicher Hemmungen im Fortgange des Unternehmens, den Kaiser selbst um eine nennenswerte Hilfe hierfür ehrfurchtsvollst anzugehen; hierzu entschloß ich mich jedoch erst dann, als mir berichtet war, es sei dem Oberhaupte des Reiches ein gewisser Fonds zur Förderung nationaler Interessen zugestellt, über dessen Verwendung es ganz nach persönlichem Ermessen zu verfügen habe. Es ward mir versichert, der Kaiser habe mein Gesuch sogleich bewilligt und dem Reichskanzleramte in diesem Sinne empfohlen; auf ein entgegengesetztes Gutachten des damaligen Präsidenten dieses Amtes sei aber die Sache fallen gelassen worden. Man sagte mir dann, der Reichskanzler selbst habe hiervon gar nichts gewußt; die Angelegenheit habe Herr Delbrück allein in der Hand gehabt: daß dieser dem Kaiser abgeraten habe, sei nicht zu verwundern, denn er sei ganz nur Finanzmann, und bekümmere sich um sonst nichts. Dagegen hieß es, der Kultusminister, Herr Falk, welchen ich etwa als Vertreter meiner Idee in das Auge fassen wollte, sei ganz nur Jurist, und wisse sonst von nichts. Aus dem Reichskanzleramte gab man mir den Rat, ich möge mich an den Reichstag wenden: dieser Zumutung erwiderte ich nun aber, daß ich mich an die Gnade des Kaisers, sowie an die Einsicht des Reichskanzlers, nicht aber an die Ansichten der Herren Reichstagsabgeordneten zu wenden vermeint hätte. Als späterhin dem Defizit abgeholfen werden sollte, hatte man wiederum eine Einbringung an den Reichstag im Sinne, und wünschte den Antrag der dort am leichtesten durchfallenden Fortschrittspartei zugewiesen. Ich hatte bald von Reich und Kanzel genug.

Bei weitem erfreulicher wirkten dagegen die Bemühungen aufrichtiger Freunde meines Unternehmens, welche in den ver-

schiedensten Städten, Deutschlands und selbst des Auslandes Vereine zur Sammlung von Beiträgen gegründet hatten. Ich würde diese Vereine gern als die einzige und wahrhaft moralische Stütze, die ich finden durfte, angesehen haben, wenn nicht ein unvermeidliches Übel dabei zum Vorschein gekommen wäre. Die Kosten des Unternehmens waren, namentlich durch die diesmalige Nötigung zur Aufführung eines beträchtlichen Baues, zu bedeutend, als daß sie durch die unvermögenderen Freunde meiner Kunst selbst hätten aufgebracht werden können; ich mußte auf einen ungewöhnlichen Preis für einen Patronat-Anteil halten; diesen suchte man dadurch zu erschwingen, daß man den Ertrag geringer Einzahlungen zum Ankauf von Patronatanteilen zusammenschoß, und diese nun durch das Los unter die Mitglieder der Vereine verteilen ließ. Kam es den Sammlern vor allem nur darauf an, eine möglichst große Anzahl von beisteuernden Mitgliedern zu werben, so konnte es nicht ausbleiben, daß sich hierunter auch solche einfanden, denen der Gedanke der Unternehmung durchaus fern lag, und die nur durch die Aussicht auf einen Losgewinn, welcher dann durch vorteilhaften Weiterverkauf einbringlich zu verwerten war, herbeigezogen werden konnten. Die üblen Folgen hiervon stellten sich im bedenklichsten Sinne heraus: die Plätze zu den Festspielaufführungen wurden öffentlich ausgeboten und ganz wie zu großstädtischen Opernaufführungen verkauft. Zu einem sehr großen Teile hatten wir auch hier wiederum mit einem recht eigentlichen Opernpublikum, mit Rezensenten und allem sonstigen Ingredienz zu tun, welchem gegenüber alle unsre Vorkehrungen, wie z. B. die Enthaltung der Darsteller und des Autors von der üblichen Entgegennahme des sogenannten Herausrufes, allen Sinn verloren. Wir wurden wieder kritisiert und heruntergerissen, ganz wie wenn wir fürs Geld uns zum besten gegeben hätten. Als ich aber schließlich für die Deckung des Defizits der, von mir eigentlich meinen Patronen übergebenen, Unternehmung eben diese Patrone angehen zu dürfen glaubte, fand ich denn, daß meine Unternehmung wirklich gar keine Patrone gehabt hatte, sondern nur Zuschauer auf sehr teuer bezahlten Plätzen. Außer einem im österreichischen Schlesien begüterten, vornehmen Gönner, welcher in sehr beträchtlicher Weise einer mit dem Patronate übernommenen höheren Verpflichtung entsprach, waren es wieder

nur die sehr wenigen persönlich mir ergebenen, für jetzt aber erschöpften Freunde, welche meine Aufforderung beachteten. Wie war dies im Ernste auch anders zu erwarten, da ja die ergiebigsten Unterstützungen durch Werbung meiner einen, unermüdlichen Gönnerin beim Sultan und dem Khediff von Ägypten erst herbeigeschafft worden waren. Schließlich hätte ich unter den nun, statt auf meinen Patronen, auf mir lastenden Verpflichtungen vollständig erdrückt werden müssen, wenn sich nicht die eine Hilfe mir wieder auftat, welcher für dieses Mal entbehren zu dürfen bei dem Beginnen der Unternehmung mein stolzer Wunsch war, ohne deren energischestes Eingreifen aber ein großer Teil der Vorbereitungen schon gar nicht einmal in Angriff hätte genommen werden können, und welche nun, eingedenk der alten unwürdigen Stürme, ungenannt mir ihre Wohltat angedeihen lassen wollte. —

Dies waren die „Bühnenfestspiele des Jahres 1876". Wollte man mir deren Wiederholung zumuten? —

Leider mußte ich die hier besprochene äußere Seite des vollbrachten Unternehmens zunächst und rückhaltslos darlegen: denn nur dem Charakter dieser äußeren Lage der Dinge ist, zum allergrößten Teile wenigstens, das beizumessen, was in der künstlerischen Ausführung wiederum nicht zum vollständigen Gelingen kam.

„Ich habe nicht geglaubt, daß Sie es zustande bringen würden", — sagte mir der Kaiser. Von wem aber ward dieser Unglaube nicht geteilt? Dieser war es, der so manches Unfertige schließlich an den Tag brachte, da in Wahrheit nur die endlich mein Werk mit treuester Hingebung selbst darstellenden Künstlern ihren Glauben bewahrten, weil sie vom rechten Willen begeistert waren. Aber außer diesen unmittelbar darstellenden Künstlern stand mir vom allerersten Anfang herein ein Mann zur Seite, ohne dessen Bereitwilligkeit hierzu der Anfang selbst mir gar nicht erst möglich geworden wäre. Es galt zu allererst der Aufführung eines Theatergebäudes, zu welchem die für München früher entworfenen Semperschen Pläne eigentlich nur so weit benutzt werden konnten, als in ihnen meine Angaben vorlagen; dann sollte dieses Theater eine Bühneneinrichtung von vollendetster Zweckmäßigkeit für die Ausführung der kom-

plizierteſten ſzeniſchen Vorgänge erhalten, endlich die Szene ſelbſt durch Dekorationen in wahrhaft künſtleriſcher Abſicht ſo ausgeführt werden, daß wir diesmal dem üblichen Opern- und Ballett-Flitterſtile nicht mehr zu begegnen hatten. Meine Unterhandlungen über dieſes alles mit Karl Brandt in Darmſtadt, auf welchen durch einen früher von mir beobachteten charakteriſtiſchen Vorgang mein Blick gelenkt worden war, führten nach einem innigen Einvernehmen über die Beſonderheit des ganzen Vorhabens zu einem ſchnellen Abſchluß in betreff der Übernahme aller Beſorgungen der ſoeben bezeichneten Ausführungen von ſeiten dieſes ebenſo energiſchen als einſichtigen und erfinderiſchen Mannes, welcher von nun an meine Hauptſtütze bei der Durchführung meines ganzen Planes ward. Er wußte mir den vortrefflichen Architekten, Otto Brückwald in Leipzig zuzuweiſen, mit welchem er ſich über die Eigentümlichkeiten des Bühnenfeſtſpielhauſes ſo genau und erfolgreich verſtändigte, daß dieſes Gebäude, als das einzige meine Unternehmung überdauernde Zeugnis der Tüchtigkeit derſelben, für die Würdigung und Bewunderung jedes Sachkenners daſtehen darf. — Große Vorſicht erheiſchte die Wahl des Dekorationsmalers, bis wir in dem geiſtvollen Profeſſor Joſeph Hoffmann in Wien den genialen Entwerfer der Skizzen fanden, nach welchen von den höchſt ſtrebſamen, ſeit kurzem erſt in höhere Übung getretenen Gebrüdern Brückner in Koburg ſchließlich die Dekorationen des „Ringes des Nibelungen" für unſer Feſtſpielhaus ausgeführt wurden. Iſt unſer Theatergebäude bis jetzt keinem Tadel eines Verſtändigen unterworfen worden, ſo haben ſich einzelne Ausführungen im ſzeniſch-dekorativen Teile unſrer Feſtſpiele Ausſtellungen, namentlich von beſſerwiſſenden Unverſtändigen zugezogen. Worin einzelne Schwächen hierbei lagen, wußte niemand beſſer als wir ſelbſt; wir wußten aber auch, woher ſie rührten. Glaubte das ganze deutſche Reich mit ſeinen höchſten Spitzen bis zu allerletzt nicht an das Zuſtandekommen der Sache, ſo war es nicht zu verwundern, daß dieſer Unglaube auch manchen bei der Ausführung Beteiligten einnahm, da jeder derſelben außerdem unter der materiellen Erſchwerung durch Ungenügendheit der uns zur Verfügung geſtellten Geldmittel zu leiden hatte, welche wie ein nagender Wurm dem Fortgange der Arbeiten ſtets innewohnte. Trotz der wahrhaft heldenmütigen

Bemühungen unsres Verwaltungsrates, dessen aufopfernde Tätigkeit gar nicht genug zu rühmen ist, stockte es selbst in der inneren Ausführung des Theaterbaues, wobei es schließlich zu einem sonderbaren Mißverständnisse kam, durch welches selbst von meinen besten Freunden mir exzentrische Übertreibungen zur Last gelegt wurden. Die Einrichtung für die Gasbeleuchtung des Zuschauerraumes war wirklich erst am Mittag der ersten Vorstellung des „Rheingoldes" soweit fertig geworden, daß überhaupt wenigstens beleuchtet werden konnte, wenngleich eine Regulierung dieser Beleuchtung durch genaue Abmessung der verschiedenen Brennapparate noch nicht hatte vorgenommen werden können. Das Ergebnis hiervon war, daß der richtige Grad für die Einziehung der Beleuchtung nicht bemessen und eingehalten werden konnte, und gegen unsern Willen im Zuschauerraume vollkommene Nacht ward, wo wir nur eine starke Dämpfung des Lichtes beabsichtigten. Dieser Übelstand konnte erst bei den späteren Wiederholungen des ganzen Festspieles gehoben werden: alle Berichte bezogen sich aber auf diese erste Aufführung und niemand ist es später eingefallen, nach den Erfahrungen der zweiten und dritten Aufführungen uns gegen die Vorwürfe der absurdesten Intentionen zu verteidigen, welche uns die unbillige Beurteilung der ersten Tage zugezogen hatte. Ebenso erging es uns mit der Herstellung des Lindwurmes übel: diese wurde einfach als eine Stümperei beurteilt, weil niemand sich die Mühe gab zu bedenken, daß wir uns hier — aus Not — mit einer unfertigen Vorrichtung helfen mußten. Dagegen hatten wir, weil deutsche Mechaniker hierfür noch nicht genügende Übung besaßen, uns an einen in England vorzüglich erprobten Anfertiger beweglicher Tier- und Riesengestalten gewendet, diesen mit großen Kosten honoriert, seinerseits aber die, vermutlich aus dem sonst allgemeinen Unglauben an das rechtzeitige Zustandekommen der Aufführungen sich ergebenden, Folgen der Verzögerung in der Zusendung der einzelnen Teile seines Werkes zu erfahren, so daß wir uns in der letzten Stunde entschließen mußten unser Ungetüm ohne den Hals desselben, welcher noch heute auf einer der Stationen zwischen London und Bayreuth unentdeckt liegt, mit dicht an den ungeheuren Rumpf geheftetem Kopfe, somit allerdings in großer Entstelltheit, in die Aktion zu führen. — Außer diesem und ähnlichem Ungemach hatte

niemand mehr als wir selbst auch Unfertigkeiten in der Herstellung der Dekorationen zu beklagen. Der jetzt auf den Theatern, welche sich neuerdings der Mühen der Aufführung des „Siegfried“ unterzogen haben, mit für uns so beschämend lebendig sich bewegenden Blättern ausgestattete Lindenbaum des zweiten Aktes mußte — immer aus demselben Grunde der Verzögerung — erst hier am Orte flüchtig nachgeschafft werden; der Schlußszene der „Götterdämmerung“ blieb eine wohlerprobte Ausführung der hintern Verkleidungen für alle Vorstellungen versagt.

Nur wenigen unter unsren Zuschauern scheint dagegen die bisher nirgendswo noch übertroffene Gesamtleistung der Szenerie, deren mannigfaltigste Ausführungen wir ihnen in vier Tagen hinter einander mit rastloser Folge vorführten, von so bestimmendem Eindrucke gewesen zu sein, daß jene verschwindend geringen Gebrechen davor ihrer Beachtung entgangen wären. Im Namen dieser wenigen richte ich hier aber nochmals laut an die vorzüglichen Genossen meines Werkes, und vor alle man den von den Sorgen und Mühen jener Tage fast erdrückten, mit unglaublicher Energie aber das Begonnene ruhmreich durchführenden Freund, Karl Brandt, eine feierliche Danksagung.

Und immer freundlicher und gerührter wird mein Dank sich auszudrücken haben, wenn ich heute nochmals der einzigen Ermöglicher meines Werkes, der dramatischen Darsteller desselben und der so herrlich auf idealem Boden sie tragenden Musiker gedenke.

Gewiß hat nie einer künstlerischen Genossenschaft ein so wahrhaft nur für die Gesamtaufgabe eingenommener und ihrer Lösung mit vollendeter Hingebung zugewendeter Geist innegewohnt, als er hier sich kundgab. Waltete bei einem großen Teil der Zuschauer der ersten Aufführungen der Hang zur Schadenfreude vor, so konnte uns nur die Freude am Gelingen für die Beängstigungen und Sorgen belohnen, welche unsrer Hoffnung auf ein vollständiges Gelingen zuzeiten entgegentraten. Beseelten diese Gefühle uns alle, so will ich doch, und wenn auch nur zur Freude seiner Genossen, Albert Niemann in diesem Sinne als das eigentliche Enthusiasmus treibende Element unseres Vereines mit Namen nennen. Alle würden

eine Lähmung empfunden haben, wenn seine Mitwirkung in Zweifel hätte gezogen werden sollen. Zu jedem Anteil bereit schlug er mir vor, neben dem Siegmund in der „Walküre" auch den Siegfried in der „Götterdämmerung" zu übernehmen, während die hiermit betrauete, bis dahin ungeübtere Kraft allein für den jungen Siegfried des vorangehenden Teiles einzustehen haben sollte. Meine Eingenommenheit für einen gewissen dramatischen Realismus ließ mich die Störung einer Täuschung befürchten, wenn derselbe Held an zwei aufeinander folgenden Abenden zwei verschiedenen Darstellern übergeben würde; ich lehnte dankend Niemanns Antrag ab, und hatte dies aufrichtig zu bereuen, da, abgesehen von dem zu erwartenden Unterschiede der künstlerischen Leistungen selbst, der Sänger des Siegfried nach den großen Anstrengungen des vorangehenden Tages seiner Darstellung des Helden der Schlußtragödie nicht mehr die nötige Energie zuzuwenden vermochte. — So hatten wir im allgemeinen auch für die Besetzung der vielen und wichtigen Partien des Gesamtwerkes große Schwierigkeiten zu überwinden. Manchen vorzüglichen Sänger mußte ich unherbeigezogen lassen, weil ich für meine Götter, Riesen und Helden nur hohe und kräftige Gestalten verwenden zu dürfen glaubte, so daß es wiederum dem Glück zuzuschreiben war, wenn es wirklich möglich ward, in der Wahl meiner Darsteller auch nach dieser Seite hin ganz den Erfordernissen entsprechen zu können. Zum Erstaunen aller glückten auch in diesem Sinne die Gestalten der beiden Nibelungen, von denen sich namentlich „Mime" einer ungemeinen Popularität erfreute, während ich bis heute darüber verwundert bleibe, die Leistung Karl Hills als „Alberich" bei weitem nicht nach ihrem eminenten Wert beachtet gefunden zu haben. Diese letztere Erfahrung mußte meine Ansicht über das gewöhnliche Urteil unsres Publikums insofern bestätigen, daß dieses — im für jetzt besten Falle — immer mehr von ethischen, als künstlerischen Eindrücken abhängt: daß Hill so vollständig meine dringend von mir empfohlene Aufgabe löste, nämlich jeden, ihm sonst so natürlichen, gefühlvoll-gemütlichen Akzent zu vermeiden, stets nur Hast, Gier, Haß und Wut zu zeigen, und zwar noch selbst da, wo er als kaum sichtbares Gespenst nur noch flüstern darf, — daß, sage ich, dieser ungemein begabte Künstler hier-

durch eine so charakteristische Leistung von höchster Meisterschaft uns bot, wie sie ähnlich nirgends auf dem Gebiete des Dramas noch anzutreffen war, wurde gegen den mißfälligen Eindruck übersehen, welchen der böse Dämon etwa auf die Zuhörerschaft bei der Erzählung eines Kindermärchens macht. Ich für mein Teil gestehe, daß ich das gespenstisch-traumhafte Zwiegespräch zwischen Alberich und Hagen, im Beginn des zweiten Aufzuges der „Götterdämmerung“, für einen der vollendetsten Teile unsrer Gesamtleistung halte, wie ich es denn auch als vorzügliche Begünstigung des Glückes ansehe, daß ich noch in der letzten Stunde, nach dem Zurücktreten des zuvor dafür bestimmten Sängers, für die Partie des Hagen einen so ausgezeichneten Darsteller wie den vortrefflichen Bassisten Gustav Siehr aus Wiesbaden gewinnen konnte. Dieser Künstler, von dem ich zuvor nie etwas gehört hatte, machte mich von neuem damit bekannt, welche ungemeinen Begabungen unter uns Deutschen anzutreffen, und wie leicht diese zu den vollendetsten Leistungen anzuleiten sind, sobald sie dazu eben nur richtig angeleitet werden. Siehr erlernte die außerordentlich schwierige Partie des „Hagen“ in kaum zwei Wochen, und eignete sich diesen Charakter in Stimme, Sprache, Gebärde, Bewegung, Schritt und Tritt so vollständig an, daß er ihre Durchführung zu einer Meisterleistung erhob.

Will ich aber einen Mann bezeichnen, welchen ich wegen vorzüglicher Eigenschaften als einen ganz besonderen Typus dessen betrachte, was der Deutsche nach seiner eigensten Natur durch nur in ihm anzutreffenden Fleiß und zartestes Ehrgefühl auch auf dem Gebiete der idealsten Kunst zu leisten vermag, so nenne ich den Darsteller meines „Wotan“, Franz Betz. Wem hatte es mehr als mir vor der Möglichkeit gezagt, die enorm ausgeführte, fast nur monologisch sich gestaltende Szene des „Wotan“ im zweiten Akte der „Walküre“ in ihrer Vollständigkeit einem Theaterpublikum vorführen zu können? Ich möchte zweifeln, ob der größte Schauspieler der Welt ohne gerechtes Bangen an eine nur rezitierte Durchführung dieser Szene gegangen sein würde; und, habe ich allerdings gerade hier die belebende, das Vergangenste deutlich vergegenwärtigende Macht der Musik erproben dürfen, so lag gerade wiederum in der ungemeinen Schwierigkeit, der hier so neuen Anwendung des musi-

kalischen Elementes vollkommen Herr zu werden, die fast erschreckende Aufgabe, welche Betz in einer so vollendeten Weise löste, daß ich mit dieser seiner Leistung das Übermäßigste bezeichne, was bisher auf dem Gebiet der musikalischen Dramatik geboten wurde. Man denke sich nur einen italienischen oder französischen Sänger vor dieser Aufgabe, und wie schnell sie dieser als unlösbar verworfen haben würde. Hier war für den Vortrag, für die Behandlung der Stimme, des Tones und vermöge dieser der Sprache selbst, nicht weniger als alles neu aufzufinden und in innigst geistige Übung zu setzen. Eine jahrelange ernste Vorbereitung befähigte meinen Sänger zu der Meisterschaft in einem Stile, den er durch Lösung seiner Aufgabe selbst erst zu erfinden hatte. Wer von uns den Nachtszenen des „Wanderers" im zweiten und dritten Akte des „Siegfried" beiwohnte, ohne hiervon als von einem nur Geahntem, nun aber furchtbar Verwirklichtem tief erschüttert zu werden, dem dürfte etwa nur durch den „Ritter Bertram" in „Robert der Teufel" zu helfen sein: zu uns hätte er nicht kommen sollen, auch hatte ihn gewiß niemand nach Bayreuth eingeladen. —

Die Herren Maurermeister unseres Bühnenfestspielbaues baten mich, für eine große Gedenktafel von schwarzem Marmor, welche sie mir als Geschenk zum Schmucke des Einganges des Theaters verehren wollten, eine Inschrift zu verfassen. Ich wählte hierzu die Form eines gewöhnlichen Theaterzettels mit der Anführung der Tage der ersten Aufführungen des Bühnenfestspiels, Titel der verschiedenen Stücke und der Benennung des Personales derselben mit den beigefügten Namen der Ausführenden; ganz nach dem Vorgange solcher Theateraffichen, nannte ich auch die Hersteller und Leiter des übrigen Darstellungsapparates, den Dirigenten des Orchesters, meinen Unmögliches leistenden, viel erprobten, für alles einstehenden Hans Richter; fand nun aber auf der Tafel keinen Raum mehr, um, wie ich dies so gern getan haben würde, jeden der zahlreichen Helfer am Werke, wie die vortrefflichen Sänger der „Mannen" und ganz bestimmt auch die alles verwirklichenden, vorzüglichen Musiker des Orchesters, mit Namen aufzeichnen zu lassen. Diese leider ungenannt gebliebenen fühlten sich hierdurch auf das Schmerzlichste gekränkt: keine verständige Erklärung half hier-

gegen; um den Sturm zu beschwören mußte ich die aufreizende Gedenktafel für die Dauer der Festspiele verhängen lassen. — Fast fürchte ich nun heute, bei der Abfasssung dieses Rückblickes auf jene Tage, in dieselbe Lage wie damals zu geraten, wenn ich nicht jedes der mir so werten Künstler namhaft mit meinem Danke Erwähnung tue. Doch will ich mich darauf verlassen, daß jedem von ihnen der Eindruck und die Erinnerung unsres letzten Abschiedes auf der, vor dem Publikum am Schlusse der Vorstellung geöffneten Bühne so innig verblieben sei als mir selbst; und ebenso will ich auch dieses Mal im Gedenken wieder von ihnen Abschied nehmen. Sie alle sind die einzigen, die mein Werk wahrhaft förderten, sowie sie die einzigen sind, welche ich in alle Zukunft bei meiner noch nicht gänzlich erloschenen Hoffnung auf ein wahres Gedeihen unsrer Kunst im Auge behalte.

Daß die Unterlassung weiterer namhafter Anführungen mir namentlich von den weiblichen Genossen unsrer Festspiele nicht als Zeichen der Unbeachtung oder Undankbarkeit angerechnet werden wird, weiß ich bestimmt; denn sie, meine vortrefflichen Sängerinnen, welche, wie echte Walküren — zu edlem Streit und Kampf allen voraus stürmten, bewahrten auch gerade mir immer das tiefste Mitgefühl, die herzlichste Sorge für das Gelingen, die innigste Mitfreude am Glücken. Doch deute ich noch zwei äußerste Pole an, zwischen denen sich gleichsam alles von uns damals Geleistete zu einem rätselvollen Weltschicksalsgewebe ausdehnte. Dort am Eingange — in trauter Flut die lieblichen „Töchter des Rheines“: wer sah und hörte je Anmutigeres? Dort am Ausgange „Brünnhilde“, von dem Ozean ihres Leidens aufgeschleudert: wer darf sich erinnern, zu tragischem Mitleiden je inbrünstiger angefeuert worden zu sein, als durch sie? — Hier war alles ein schöner, tiefbegeisterter Wille, und dieser erzeugte einen künstlerischen Gehorsam, wie ihn ein zweiter nicht leicht wieder antreffen dürfte, — selbst nicht der Berliner Generalintendant, der bei uns einzig eine superiore Autorität vermißte, ohne welche doch am Ende nichts gehen könnte; dagegen ein weiterer Kennerblick aber auch ein anderes Element unter uns vermissen durfte: eine vor längeren Jahren durch Einstudierung einiger Partien meiner Opern zu großer Anerkennung von mir geförderte, sehr talentvolle Sängerin lehnte

ihre Mitwirkung bei unsren Festspielen vom Berliner Hoftheater aus ab: „man wird hier so schlecht," sagte sie.

Ein schöner Zauber machte bei uns alles gut.

Und die auf solche Erfahrung begründete tiefe Überzeugung ist mein schöner Gewinn aus jenen Tagen. Wie er mir und uns allen festzuhalten sei, möge die Frage ausmachen, die wir uns ferner vorlegen wollen.

Wollen wir hoffen?

(1879.)

So oft ich in der letzteren Zeit mich zur Abfassung eines Aufsatzes für unsre Blätter anließ, kam mir immer wieder die Vorstellung davon an, wie vieles und mannigfaltiges bereits von mir über dasselbe, was ich stets nur wieder zu sagen haben könnte, niedergeschrieben, gedruckt und veröffentlicht ist. Sollte ich annehmen dürfen, daß trotzdem manchem eine neue Mitteilung von mir willkommen wäre, so hätte ich zu fürchten, um der Erfüllung solcher Erwartung willen, mich als literarischer Virtuos gebärden zu müssen, wobei ich auf die besondere Schwierigkeit stoßen würde, immer das gleiche Thema neu variieren zu sollen, da ich unmöglich zu dem Auskunftsmittel unsrer eleganten Vielschreiber usw. mich entschließen könnte, nämlich über Dinge zu schreiben, die man nicht versteht. Von neuem mich mitteilen könnte ich daher doch nur an solche, welche nicht nur meine künstlerischen Arbeiten sondern auch meine Schriften gründlich kennen. Allein von diesen habe ich dann zu erwarten, daß sie fernerhin statt meiner reden, sobald reden und schreiben eben immer noch für notwendig erachtet werden muß; während diesem allem sehr bald ein recht gedeihliches Ende gemacht sein dürfte, wenn unsrem Vereine etwa das geschähe, was ein Kritiker dereinst im betreff eines Ifflandischen Schauspieles vorschlug, welches nicht mehr weiter gespielt werden könnte, sobald man im ersten Akte einen Beutel mit fünfhundert Talern auf

die Bühne würfe. Dieser Beutel, sollte er bei uns den Effekt machen, müßte allerdings etwas stärker gefüllt sein, etwa mit den Subsidien der preußischen Hoftheater für schlechte Opern, wozu auch vielleicht die Summe des Defizits der Wiener Hofoper für Ballett und italienische Sänger mitgerechnet sein könnte. Solch ein sonderbarer Vorfall dürfte unser Reden und Schreiben für das Nächste wohl auf ein sehr ersprießliches Maß beschränken, um es dagegen einzig zur Vorbereitung und Unterstützung der nun allein erklärenden Tat verwenden zu können.

Selbst wenn jene unzuerwartende Störung einträte, würde aber, wie ich mich hiervon neuerdings überzeuge, die Richtung, welche zuletzt unsre Besprechungen genommen, allerdings auch noch neben der Tat doch zu recht ergebnisvollen Zielen führen können. Wie leicht selbst Taten wirkungslos bleiben, erfuhren wir an dem Schicksale der Bayreuther Bühnenfestspiele: ihren Erfolg kann ich für jetzt lediglich darin suchen, daß mancher Einzelne durch die empfangenen bedeutenden Eindrücke zu einem näheren Eingehen auf die Tendenzen jener Tat veranlaßt wurde. Hierzu bedurfte es eines recht ernstlich gemeinten Studiums meiner Schriften, und es scheint, daß es diesen meinen Freunden jetzt wichtig dünkt, zur Nachholung großer und sehr schädlicher Versäumnisse in diesem betreff aufzufordern.

Ich bin ganz ihrer Meinung. Ja, ich gestehe, daß ich jene andere, der unsrigen etwa entgegenkommende Tat nicht eher erwarten zu dürfen glaube, als bis die Gedanken, welche ich mit dem „Kunstwerk der Zukunft" verbinde, ihrem ganzen Umfange nach beachtet, verstanden und gewürdigt morden sind.

Seitdem jene Gedanken mir zuerst aufgingen, von mir ausgebildet und in einen weithin ausgearbeiteten Zusammenhang gebracht worden sind, haben mich das Leben und die von ihm mir abgenötigten Zugeständnisse dennoch nie mehr von der Erkenntnis der Richtigkeit meinet Ansichten über das erschreckend Fehlerhafte des Verhältnisses der Kunst zu eben diesem Leben abbringen können. Wohl durften die verschiedenen Notlagen, in welche ich als Künstler geriet, es mir eingeben, wenn auch noch so mühsam, auf Umwegen den richtigen Pfad aufzusuchen. So leitete mich bei meiner Ausführung und Aufführung der „Meistersinger", welche ich zuerst sogar in Nürnberg selbst zu veranstalten wünschte, die Meinung, mit dieser Arbeit ein dem

deutschen Publikum bisher nur stümperhaft noch vorgeführtes Abbild seiner eigenen wahren Natur darzubieten, und ich gab mich der Hoffnung hin, dem Herzen des edleren und tüchtigeren deutschen Bürgertums einen ernstlich gemeinten Gegengruß abzugewinnen. Eine vortreffliche Aufführung auf dem Münchener königlichen Hoftheater fand die wärmste Aufnahme; sonderbarerweise waren es aber einige hierbei anwesende französische Gäste, welche mit großer Lebhaftigkeit das volkstümliche Element meines Werkes erkannten und als solches begrüßten; nichts verriet jedoch einen gleichen Eindruck auf den hier namentlich in das Auge gefaßten Teil des Münchener Publikums. Meine Hoffnung auf Nürnberg selbst täuschte mich dagegen ganz und gar. Wohl wandte sich der dortige Theaterdirektor wegen der Akquisition der „neuen Oper" an mich; ich erfuhr zu gleicher Zeit, daß man dort damit umgehe, Hans Sachs ein Denkmal zu setzen, und legte nun dem Direktor als einzige Honorarbedingung die Abtretung der Einnahme der ersten Aufführung der „Meistersinger" als Beisteuer zu den Kosten der Errichtung jenes Monumentes auf: worauf dieser Direktor mir gar nicht erst antwortete. So nahm mein Werk seine anderen und gewöhnlichen Wege über die Theater: es war schwer auszuführen, gelang nur selten erträglich, ward zu den ‚Opern' gelegt, von den Juden ausgepfiffen und vom deutschen Publikum als eine mit Kopfschütteln aufzunehmende Kuriosität dahingehen gelassen. Dem Denkmal des Hans Sachs gegenüber stellte sich aber in Nürnberg eine imponierende Synagoge reinsten orientalischen Stiles auf.

Dies waren meine Erfahrungen an der deutschen Bürgerwelt. Im betreff des deutschen Adels, welchen ich in meiner Schrift „Deutsche Kunst und deutsche Politik" angegangen hatte, erklärte mir der seiner Zeit an der Spitze der bayerischen Staatsregierung stehende, mir sehr wohlgesinnte Fürst Klodwig Hohenlohe, daß er nicht zehn seines Standes bereit finden würde, auf meine Ideen einzugehen; ob er es mit neun oder acht und ein halb versuchte, ist mir unbekannt geblieben. Jedenfalls scheint ein alter brahmanischer Fluch, welcher ein besonderes sündiges Leben mit der — dem Brahmanen als die schrecklichste geltenden — Wiedergeburt als Jäger belegte, auf diesen heroischen Geschlechtern Germaniens immer noch zu lasten. —

Verzeihe mir der freundliche Leser diese Abschweifung, mit welcher ich ihm eben nur ein ziemlich leicht erkennbares Beispiel für das Aufsuchen auf Umwegen, das ich vorhin erwähnte, vorführen wollte. Waren es Täuschungen und Irrungen, die ich auf solchen Wegen zu erkennen hatte, so waren doch gerade diese es, welche immer wieder meine bereits gewonnenen Ansichten über das Verhältnis der Kunst zu unsrem Leben mir als die richtigen bestätigten. Und so kehre ich, durch alle Umwege unentwegt, zu meinen vor dreißig Jahren von mir konzipierten Gedanken über jenes Verhältnis zurück, indem ich offen bezeuge, daß an dem schroffesten Ausdrucke derselben meine seitherigen Lebenserfahrungen nichts ändern konnten.

Wenn ich dies heute laut bekenne, erschrecke ich damit vielleicht meine freundlichen Gönner des Patronatvereines. Sollen die in meinen Kunstschriften niedergelegten Gedanken von jetzt an ohne die Betretung von Umwegen ausgeführt werden, so erscheint es fast so, als verlangte ich einen Umsturz alles Bestehenden. Glücklicherweise kommen mir da meine werten Freunde zur Hilfe, welche gegenwärtig in unsren „Blättern" über jene meine bedenklichen Schriften mit ebensoviel Kenntnis als Wohlwollen sich verbreiten. Es wird ihnen leicht fallen, Irrtümer über mich zu zerstreuen, welche seinerzeit Polizeiräte und sich für beleidigt haltende Hoftheater-Intendanten befangen halten konnten; dagegen wird es aber unerläßlich dünken, um der von uns gewollten Kunst willen über die erschreckende Gestaltung unsres äußeren wie inneren sozialen Lebens uns ebenfalls keiner Täuschung mehr unterworfen bleiben zu lassen. Und dieses letztere halte ich für um so nötiger, als wir uns diesmal die Frage zu stellen hatten: „wollen wir hoffen?"

Sind wir gesonnen eine Beantwortung dieser Frage ernsthaft in das Auge zu fassen, so müssen wir uns wohl zunächst darüber aufklären, von wem etwas zu hoffen sein soll. Wir sind die Bedürftigen und sehen nach dem Helfer aus. Nicht ich bin der erste, welcher unsren Staat für unfähig erklärte, die Kunst zu fördern; vielmehr scheint mir unser großer Schiller der erste gewesen zu sein, welcher unsre Staatsverfassungen als barbarisch und durchaus kunstfeindlich erkannte und bezeichnete. Mit sehr erleuchtetem Sinne stellte ein vortrefflicher Freund, welcher seit kurzem die Besprechung meiner Schriften für diese

Blätter übernommen hat, die hierher gehörigen Aussprüche Schillers seiner eigenen Arbeit voran; mögen sie auch als zur Einleitung meiner hier folgenden Mitteilungen von mir vorausgesetzt gedacht werden können. —

Wo und von wem wollen wir hoffen?

Die Jesuiten geben dem in ihre Schule eintretenden Zöglinge als erstes und wichtiges Pensum auf, durch die sinnreichsten und zweckdienlichsten Anleitungen hierzu unterstützt, mit dem Aufgebot und der äußersten Anstrengung aller Seelenkräfte sich die Hölle und die ewige Verdammnis vorzustellen. Dagegen antwortete mir ein Pariser Arbeiter, welchem ich wegen seiner Wortbrüchigkeit mit der Hölle gedroht hatte: „O, monsieur, l'enfer est sur la terre". Unser großer Schopenhauer war derselben Ansicht und fand in Dantes „Inferno" unsre Welt des Lebens recht treffend dargestellt. In Wahrheit möchte es den Einsichtsvollen dünken, daß unsre Religionslehrer zweckmäßiger verfahren würden, wenn sie dem Schüler zu allererst die Welt und unser Leben in ihr mit christlich-mitleidsvoller Deutlichkeit erklärten, um so die wahre Liebe zum Erlöser aus dieser Welt, statt — wie jene es tun, — die Furcht vor einem Höllenhenker, als die Quelle aller wahren Tugend dem jungen Herzen zu erwecken.

Für eine Beantwortung der Frage, ob wir hoffen wollen, bedarf ich, soll sie in meinem Sinne ausfallen, jedenfalls der Geneigtheit meines Lesers, mir durch die Gebiete unsres gegenwärtigen Lebens nicht mit sanguinischem Optimismus zu folgen: für denjenigen, der hier alles recht und in möglichster Ordnung findet, ist die Kunst nicht vorhanden, schon weil sie ihm nicht nötig ist. Welcher höheren Anleitung sollte in Wahrheit auch derjenige bedürfen, der sich für die Beurteilung der Erscheinungen dieser Welt der so bequemen Führung durch den Glauben an einen steten Fortschritt der Menschen überläßt? Er möge tun und lassen, was er wolle, so ist er sicher, doch immer mit fortzuschreiten: sieht er großherzigen Bemühungen zu, welche ohne Erfolg bleiben, so sind sie in seinen Augen dem steten Fortschritte undienlich gewesen; gehen z. B. die Leute lieber an ihren Geschäftsorten bequem in die Theater, um den „Nibelungenring" zu sehen, statt sich einmal zu dem etwas mühsamen Besuch von Bayreuth aufzumachen, um sorgfältig eingeleiteten

Bühnenfestspielen beizuwohnen, so wird auch hierin ein Fortschritt der Zeit gesehen, da man nicht mehr zu etwas Außerordentlichem eine Pilgerfahrt anzutreten hat, sondern das Außerordentliche zu dem Gewöhnlichen umgeformt sich behaglich zu Hause vorführen läßt.

Der Blick für das Große geht dem Forsschrittsgläubigen gern verloren; nur ist zu fragen, ob er dafür den richtigen Blick für das Kleine gewinne. Es ist sehr zu fürchten, daß er auch das Kleinste nicht mehr richtig sieht, weil er überhaupt gar kein Urteil haben kann, da ihm jeder ideelle Maßstab abgeht. Wie richtig sahen dagegen die Griechen das Kleinste, weil sie vor allem das Große richtig erkannten! Dagegen hilft sich die Annahme eines steten Fortschrittes durch die Hinweisung auf den „unendlich erweiterten Gesichtskreis" der neueren Welt gegenüber dem engeren der antiken Welt. Sehr zutreffend hat der Dichter Leopardi gerade in dieser Erweiterung des menschlichen Gesichtskreises den Grund für die eingetretene Unfähigkeit der Menschen, das Große richtig zu erkennen, gefunden. Die dem engeren Gesichtskreise der antiken Welt entwachsenen großen Erscheinungen sind für uns, die im unendlich ausgedehnten Gesichtskreise Stehenden, sobald sie uns aus dem Erdboden denn doch einmal plötzlich entgegentreten, sogar von erdrückenderer Größe, als sie für jene, so zahllos sie hervorgehen sehende Welt waren. Mit Recht frägt Schiller, welcher einzelne Neuere heraustreten würde, um sich mit dem einzelnen Athenienser, Mann gegen Mann, um den Preis der Menschheit zu streiten? — Dafür hatte die antike Welt aber auch Religion. Wer die antike Religiosität verspotten möchte, lese in den Schriften des Plutarch, eines klassisch gebildeten Philosophen aus der späteren, so verrufenen Zeit der römisch-griechischen Welt, wie dieser sich über Aberglauben und Unglauben ausspricht, und er wird bekennen, daß wir von keinem unsrer kirchlichen Theologen kaum etwas ähnliches, geschweige denn etwas besseres würden vernehmen können. Hiergegen ist unsre Welt aber religionslos. Wie sollte ein Höchstes in uns leben, wenn wir das Große nicht mehr zu ehren, ja nur zu erkennen fähig sind? Vielmehr, sollten wir es erkennen, so sind wir durch unsre barbarische Zivilisation angeleitet, es zu hassen und zu verfolgen, etwa weil es dem allgemeinen Fortschritte entgegen stehe. Was nun gar soll diese

Welt aber mit dem Höchsten zu schaffen haben? Wie kann ihr Anbetung der Leiden des Erlösers zugemutet werden? Das wäre ja, als wenn man die Welt nicht für vortrefflich hielte! Des Anstandes (und des erweiterten Gesichtskreises) wegen hat man sich jedoch eine Art Gottesdienst von ausreichender Tauglichkeit zurecht gemacht: welcher „Gebildete" geht aber dennoch gern in die Kirche? — Nur vor allem: „fort mit dem Großen!" —

Ist uns nun das Große zuwider, so wird uns im sogenannten erweiterten Gesichtskreise, wie ich dessen zuvor bereits gedachte, aber auch das Kleine immer unkenntlicher, eben weil es immer kleiner wird, wie dies unsre immer fortschreitende Wissenschaft zeigt, welche die Atome zerlegend endlich gar nichts mehr sieht und hierbei sich einbildet, auf das Große zu stoßen; sodaß gerade sie dem unsinnigsten Aberglauben durch die ihr dienenden Philosopheme Nahrung gibt. Wenn unsre Wissenschaft, der Abgott der modernen Welt, unsren Staatsverfassungen so viel gesunden Menschenverstand zuführen könnte, daß sie z. B. ein Mittel gegen das Verhungern arbeitsloser Mitbürger auszufinden vermöchte, müßten wir sie am Ende im Austausche für die impotent gewordene kirchliche Religion dahinnehmen. Aber sie kann gar nichts. Und der Staat steht mit seiner gesellschaftlichen „Ordnung" im erweiterten Gesichtskreise da wie ein verlorenes Kind, und hat nur die eine Sorge, zu verhindern, daß es etwa anders werde. Hierfür rafft er sich zusammen, gibt Gesetze und vermehrt die Armeen: die Tapferkeit wird disziplinarisch ausgebildet, womit dann in vorkommenden Fällen die Ungerechtigkeit gegen üble Folgen beschützt wird. Als Agesilaos zur Zeit des beschränkten Gesichtskreises befragt wurde, was er für höher halte, die Tapferkeit oder die Gerechtigkeit, erklärte er, wer stets gerecht sei, bedürfe der Tapferkeit gar nicht. Ich glaube, man muß solch eine Antwort groß nennen: welcher unsrer Heeresfürsten wird sie in unsren Tagen geben und seine Politik darnach bestimmen? Und doch haben wir nicht einmal mehr den Lorbeerzweig für die Tapferkeit: den Ölzweig, den Palmenzweig aber auch nicht, dafür nur den Industriezweig, der gegenwärtig die ganze Welt unter dem Schutze der strategisch angewandten Gewehrfabrikation beschattet.

Jedoch, was haben wir diese moderne Welt näher zu be-

leuchten nötig, um für uns herauszufinden, daß nichts von ihr zu hoffen sei? Sie wird immer und unter jeder Form, solchen Wünschen, wie wir sie für die Pflege einer edlen Kunst hegen, feindselig sein, weil sie gerade das, was wir wollen, nicht will. Es war mir vergönnt, mit manchem fürstlichen Haupte hierüber in Beziehung zu treten: dem wohlwollendsten war, oder ward, es unmöglich, das Ererbte und Gewohnte durchaus umzuändern; nur von Friedrich Wilhelm IV. von Preußen, als ich im Jahre 1847 diesem geistreichen Monarchen meine Ideen mitteilen wollte, nahm man an, er würde, nachdem er mich verstanden, mir den Rat geben, mich mit dem Opernregisseur Stawinsky zu besprechen, — was immerhin von Friedrich dem Großen noch nicht einmal zu erwarten gewesen wäre. Es kam aber weder zum Anhören noch zum Ratgeben.

Bei solcher tief begründeten Hoffnungslosigkeit könnte man sich schließlich doch noch wie Faust gebärden: „Allein ich will!" Worauf wir allerdings uns von Mephistopheles leiten lassen müßten, wenn er dem: „allein ich will" — antwortet: „das läßt sich hören." Dieser Mephistopheles ist mitten unter uns, und wendet man sich an ihn, so gibt er guten Rat, — freilich in seinem Sinne. In Berlin riet er mir, mein Bühnenfestspielhaus in dieser Stadt zu begründen, welche doch das ganze Reich für nicht zu schlecht zu seiner Begründung und Domizilierung daselbst gehalten habe. Alle Teufel vom krummen und geraden Horne sollten mir dort zu Diensten stehen, sobald es dabei berlinerisch hergehen dürfte, Aktionären die nötigen Zugeständnisse gemacht, und die Aufführungen hübsch in die Wintersaison, wo man gerne zu Hause bleibt, vorgenommen würden, jedenfalls auch nicht vor Kontor- und Bureauschluß anfingen. Ich ersah, daß ich wohl gehört, nicht aber recht verstanden worden war. In der deutschen Kunsthauptstadt München schien man mich besser zu verstehen; man las meine, später in der Schrift über „Deutsche Kunst und deutsche Politik" zusammengestellten Artikel in einer süddeutschen Zeitung, und setzte es durch, daß das Erscheinen dieser Artikel abgebrochen werden mußte: offenbar befürchtete man, ich würde mich um den Hals reden. Als ich nun doch mit der Zeit immer wieder auf das: „Allein ich will!" zurückkam, mußte selbst Mephistopheles endlich die Achseln zucken; seine krummen und geraden Teufel versagten ihm den Dienst,

und die dagegen angerufene rettende Engelschar ließ sich nur heiser und schüchtern im erlösenden Chorgesange vernehmen. Ich muß befürchten, daß wir selbst mit einem verstärkten: „Allein wir wollen!" es nicht viel weiter, ja vielleicht nicht einmal wieder so weit bringen dürften, als damals ich es brachte. Und mein Zweifel hat gute Gründe: wer soll zu uns stehen, wenn es um die Verwirklichung einer Idee sich handelt, welche nichts einbringen kann als innere Genugtuung? Schon ein Jahr nach den Bühnenfestspielen erklärte ich mich wiederum bereit, zu „wollen". Ich stellte meine Erfahrungen und Kenntnisse zu Gebote für Übungen und Anleitungen im Vortrage deutscher musikalischer und musikalisch-dramatischer Kunstwerke. Also etwas, wie eine Schule. Dazu bedurfte es einiger Mittel; diese würden vielleicht, da hier alles als freiwillig geleistet angenommen wurde, mit einiger Geduld aufgebracht worden sein, und ihr vorläufiges Ausbleiben war es nicht, was mich durchaus abschreckte. Aber fast gänzlich fehlte es an Anmeldungen talentvoller junger Leute, die von mir etwas hätten lernen wollen. Dieser Umstand erklärte sich mir bei näherer Erwägung sehr richtig daraus, daß die jungen Leute, welche bei mir etwas gelernt hätten, nirgends eine Anstellung, sei es an einer Hoch- oder Tiefschule, bei einem Orchester (etwa als Dirigenten), noch selbst bei Operntheatern als Sänger, gefunden hätten. Für gewiß aber durfte ich annehmen, daß sie nicht vermeinten, wo anders etwas Besseres zu lernen, denn das hatten mir krumme und gerade Teufel gelassen, daß ich gut dirigiere und richtigen Vortrag beizubringen wisse; wogegen ich mich ja in keiner Weise anheischig gemacht hatte, auch das Komponieren lehren zu wollen, da ich dies von denjenigen Nachfolgern Beethovens, welche Brahmssche Symphonien komponieren, sehr gut besorgt wissen darf. Meine Schüler hätte man demnach alle mit Gehalten und Leibrenten ausstatten müssen, um sie zu dem Wagnis zu bewegen, als „Wagnerianer" sich brotlos zu machen. Hierfür bedürfte es also immer wieder Geld, ja sehr viel Geld, genau genommen so viel um alle Konzertinstitute und Operntheater auszuhungern. Wer mag sich auf so grausame Dinge einlassen? Dort liegt mein Schulgedanke, hier stehe ich im Angesichte meines siebenundsechzigsten Geburtstages, und bekenne, daß das: „Allein ich will!" mir immer schwerer fällt.

Sollte dagegen Mephistopheles sich einmal wieder einfinden, und zwar mit der Versicherung, er wisse schon Mittel, alles nötige Geld von seinen Teufeln zusammen zu bringen, und dies zwar ohne Zugeständnisse an Abonnenten, Aktionäre und „Habitués", so möchte ich mich nach mancher Erfahrung doch fragen, ob mein Ziel, selbst mit der Hilfe ungeheurer Geldsummen, für jetzt durch mich zu erreichen sein könne. Immer liegt eine tiefe Kluft vor uns, die wir durch noch so viele Geldsäcke nicht sobald auszufüllen hoffen dürfen. Was mir stets einzig noch am Herzen liegen könnte, wäre: ein unzweifelhaft deutliches Beispiel zu geben, an welchem die Anlagen des deutschen Geistes zu einer Manifestation, wie sie keinem anderen Volke möglich ist, untrüglich nachgewiesen und einer herrschenden gesellschaftlichen Macht zu dauernder Pflege empfohlen werden könnten. — Ich glaubte nahe daran gewesen zu sein, dieses Beispiel hinzustellen: bei nur einigem kräftigen Entgegenkommen des öffentlichen Geistes der Deutschen hätte dieses Beispiel schon für vollkommen deutlich erachtet werden können. Dies hat sich nicht bewährt; denn unser öffentlicher Geist ist in einem herzlosen Erwägen von Für und Wider befangen; es fehlt uns an dem inneren Müssen. Ganz im Gegensatze zu dem recht humanen, aber nicht besonders „weisen" Nathan Lessings erkennt nämlich der wahrhaft Weise als einzig richtig: Der Mensch muß müssen!

Welche Phasen der Entwicklung dem deutschen Volke zugewiesen sein mögen, ist schwer zu erkennen; unter der vermeintlicher Herrschaft des freien Willens scheint viel an ihm verdorben worden zu sein. Wer z. B. in den heutigen Tagen unsren freien Erwägungen in betreff der Schutzzölle anwohnt, wird schwerlich begreifen, wie hieraus etwas der Nation innerlich Notwendiges hervorgehen könne: ein freier Wille an der Spitze einer wiederum aus freien Willens-Wahlen hervorgegangenen Volksvertretung wird das ihm gut dünkende zustande bringen, so gut wie er vor wenigen Jahren das ihm damals vorteilhaft erscheinende Entgegengesetzte verfügte. Was dagegen sein muß, wird sich zeigen, wann alles einmal eben müssen wird; freilich wird es dann als ein äußerlich auferlegtes Müssen erscheinen, wogegen das innere Müssen schon jetzt nur einem sehr großen

Geiste und sympathetisch produktiven Herzen aufgehen könnte, wie sie unsre Welt eben nicht mehr hervorbringt. Unter dem Drange dieses ihm untrüglich bewußt gewordenen inneren Müssens würde einem so ausgerüsteten Manne eine Kraft erwachsen, welcher kein sogenannter freier, etwa Zoll- oder Freihandelswille zu widerstehen vermöchte. Dies scheint aber die wunderliche Lage zu sein, in welche das deutsche Volk geraten ist: während z. B. der Franzose, und der Engländer, ganz instinktmäßig sicher weiß, was er will, weiß dies der Deutsche nicht und läßt mit sich machen, was „man" will.

Ich glaube, ohne eitle Anmaßung sagen zu können, daß der von mir in jener Schrift „Deutsche Kunst und deutsche Politik" klar ausgearbeitete und vorgelegte Gedanke kein willkürlicher Auswuchs einer sich selbst schmeichelnden Phantasie war: vielmehr gestaltete er sich in mir aus dem immer deutlicheren Innewerden der gerade und einzig dem deutschen Geiste eigentümlichen Kräfte und Anlagen, wie sie sich in einer bedeutenden Reihe deutscher Meister dokumentiert hatten, und — nach meinem Gefühle hiervon — einer höchsten Manifestation als menschen-volkstümliches Kunstwerk zustrebten. Von welcher Wichtigkeit dieses Kunstwerk, so bald es als ein stets lebenvoll sich neu gestaltendes Eigentum der Nation gepflegt würde, für die allerhöchste Kultur dieser und aller Nationen zu verwenden wäre, durfte demjenigen aufgehen, welcher von dem Wirken unsrer modernen Staats- und Kirchenverfassungen nichts Gedeihliches mehr sich versprechen kann. Wenn wir, mit Schiller, beide barbarisch nennen, so ist es — unerhört glücklicherweise! — ein anderer großer Deutscher, welcher uns den Sinn dieses „barbarisch", und zwar aus der heiligen Schrift selbst, übersetzt hat. Luther hatte den elften Vers des vierzehnten Kapitels aus dem ersten Briefe Paulus' an die Korinther zu übertragen. Hier wird das griechische Wort „barbaros" auf den angewendet, dessen Sprache wir nicht verstehen; die Übersetzung des Lateiners, für welchen „barbarus" bereits den griechischen Sinn verloren hatte, und dem unter Barbaren eben nur unzivilisierte und gesetzlose fremde Völkerstämme verständlich waren, liefert — somit schon nicht mehr zutreffend — eben dieses halb sinnlos gewordene „barbarus". Alle folgenden Übersetzer in jede andere Sprache sind dem lateinischen Bei-

spiele nachgefolgt; besonders umständlich und seicht erscheint die französische Übersetzung des Verses: „Si donc je n'entends pas ce que signifient les paroles, je serai barbare pour celui à qui je parle; et celui qui me parle sera barbare pour moi"; — woraus man eine Maxime herleiten könnte, welche — nicht zu ihrem Vorteile — die Franzosen bis heute für ihre Beurteilung anderer Nationen beherrscht, dagegen auch in dieser Beziehung Luthers Übersetzung, wenn er „barbaros" mit „undeutsch" widergibt, unsrem Ausblick auf das Fremde einen milderen, inaggressiven Charakter zuteilt. Luther übersetzt nämlich (zum kopfschüttelnden Erstaunen unsrer Philologen) den ganzen Vers folgendermaßen: „So ich nicht weiß der Stimme Deutung, werde ich undeutsch sein dem, der da redet; und der da redet, wird mir undeutsch sein." — Wer die innig getreue Wiedergebung des griechischen Textes genau erwägt, und nun erkennen muß, wie diese noch sprachsinniger als selbst der Urtext den inneren Sinn desselben uns zuführt, indem sie „Deutung" mit „Deutsch" in unmittelbare Beziehung stellt, der muß von einem tiefen Gefühle für den Wert, welchen wir in unsrer Sprache besitzen, erwärmt und gewiß mit unsäglichem Kummer erfüllt werden, wenn er diesen Schatz frevelhaft uns entwertet sieht. Dagegen hat man neuerdings gefunden, es würde besser gewesen sein, wenn Luther, wie andere Ketzer, verbrannt worden wäre; die römische Renaissance würde dann auch Deutschland eingenommen und uns auf die gleiche Kulturhöhe mit unsren neugebornen Nachbarn gebracht haben. Ich glaube annehmen zu dürfen, daß dieser Wunsch manchem nicht nur „undeutsch", sondern auch „barbarisch" im Sinne unsrer romanischen Nachbarn, vorkommen wird. Wir dagegen wollen uns einer letzten hoffnungsvollen Annahme hingeben, wenn wir das „barbarisch" Schillers bei der Bezeichnung unsrer Staats- und Kirchenverfassungen mit Luther als „undeutsch" übersetzen; womit wir dann, dem Müssen des deutschen Geistes nachforschend, vielleicht selbst eben zum Gewahren eines Hoffnungsdämmers angeleitet werden dürften.

Ist der Deutsche, unter der Undeutschheit seiner ganzen höheren Lebensverfassung leidend, neben diesen so fertig erscheinenden lateinisch umgeborenen Nationen Europas eine bereits zerbröckelte und seiner letzten Zersetzung entgegensiechende

Völkererscheinung, oder lebt in ihm noch eine besondere, der Natur um ihrer Erlösung willen unendlich wichtige, um deswillen aber auch nur mit ungemeiner Geduld und unter den erschwerendsten Verzögerungen zur vollbewußten Reife gedeihende Anlage, — eine Anlage, die, vollkommen ausgebildet, einer weit ausgedehnten neuen Welt den Untergang der uns jetzt immer so überragenden alten Welt ersetzen könnte?

Dies ist die Frage: und in ihrer Beantwortung haben wir das „Müssen" aufzusuchen. Hier will es uns nun dünken, als ob das, was die Deutschen in ihren Reformationskämpfen verloren, Einheit, und europäische Machtstellung, von ihnen aufgegeben werden mußte, um dagegen die Eigentümlichkeit der Anlagen sich zu erhalten, durch welche sie zwar nicht zu Herrschern, wohl aber zu Veredlern der Welt bestimmt sein dürften. Was wir nicht sein müssen, können wir auch nicht sein. Wir könnten mit Hilfe aller uns verwandten germanischen Stämme die ganze Welt mit unsren eigentümlichen Kulturschöpfungen durchdringen, ohne jemals Weltherrscher zu werden. Die Benützung unsrer letzten Siege über die Franzosen beweist dies: Holland, Dänemark, Schweden, die Schweiz, — keines von diesen bezeigt Furcht vor unsrer Herrschergröße, trotzdem ein Napoleon I., nach solchen vorangegangenen Erfolgen, sie leicht dem „Reiche" unterworfen hätte; diese Nachbarn innig uns zu verbinden, haben wir leider aber auch versäumt, und nun machte uns kürzlich ein englischer Jude das Gesetz. Große Politiker, so scheint es, werden wir nie sein; aber vielleicht etwas viel größeres, wenn wir unsre Anlagen richtig ermessen, und das „Müssen" ihrer Verwertung uns zu einem edlen Zwange wird.

Wo unsre undeutschen Barbaren sitzen, wissen wir: als Erkorene des „suffrage universel" treffen wir sie in dem Parlamente an, das von allem weiß, nur nichts vom Sitze der deutschen Kraft. Wer diese in unsren Armeen sucht, kann durch einen Zustand getäuscht werden, in welchem diese gerade jetzt und heute sich uns darstellen; jedenfalls läge ihm aber doch diejenige Kraft näher, welche diese Armeen erhält: dies ist aber unleugbar die deutsche Arbeit. Wer sorgt für diese? England und Amerika wissen uns damit bekannt zu machen, was deutsche Arbeit ist: die Amerikaner bekennen uns, daß die deutschen Arbeiter ihre besten Kräfte sind. Es hat mich neu belebt, hier-

über vor kurzem von einem gebildeten Amerikaner englischer Herkunft aus dessen eigener genauer Erfahrung belehrt werden zu können. Was macht unser „suffrage-universel-Parlament" mit den deutschen Arbeitern? Es zwingt die Tüchtigsten zur Auswanderung und läßt den Rest in Armut, Laster und absurden Verbrechen daheim gelegentlich verkommen. Wir sind nicht klug, und wann wir es einmal werden müssen, dürfte es dann vielleicht nicht hübsch bei uns aussehen, da wir nicht zur rechten Zeit von innen heraus gemußt haben, sondern unsren freien Willen in Handeln und Tandeln uns führen ließen.

Was soll aber da die Kunst, wo nicht einmal die erste und nötigste Lebenskraft einer Nation gepflegt, sondern höchstens mit Almosen dahingepäppelt wird? Wir lassen uns Bilder malen: das ist alles, trotzdem unsre talentvollsten Maler wissen und bekennen, daß sie den großen Malern früherer Perioden gegenüber unmöglich aus dem Stümpern herauskommen können, — vermutlich des steten Fortschrittes wegen, in welchem wir uns befinden. Wie sollte dieser „Fortschritt" aber etwas von uns wissen dürfen, die wir, den tiefsten Anlagen des Deutschen entsprechend, ein Höchstes im Sinne haben?

Aber, die wir für unsre Hoffnung uns schmeicheln wollen, mit der Erkenntnis seiner wahren Anlagen auch der ganzen Kraft des Deutschen mächtig zu sein, wie machtlos sind wir jenen gegenüber, die unsrer Not, weil sie ihnen fremd ist, spotten und im Gefühle ihrer Macht uns verächtlich den Rücken wenden! Es ist nicht gut mit ihnen anzubinden, denn sie haben den vornehmen Mut des Reichen dem Bettler gegenüber: was bekümmern sie sich um das „Déluge", das etwa nach ihnen kommen dürfte?

Gegen diese sonderbare, sich gegenseitig zur Ermutigung dienende, Vornehmheit seiner Gegner, welche den Armen, gänzlich Machtlosen und zur Ängstlichkeit Herabgedrückten unangreifbar und unbezwingbar erscheinen mußte, erfand Oliver Cromwell ein Mittel. Die von der Stadt London angeworbenen brotlosen Ladendiener und Schankaufwärter waren unfähig, der Reiterei der übermütig kühn auf sich vertrauenden Edelleute zu widerstehen. „Wir müssen", meinte Cromwell „eine Truppe haben, die von einem noch stärkeren Selbstgefühle belebt ist, als jene: das kann uns aber nur Gottesfurcht und ein

starker Glaube geben. Laßt mich meine Leute werben, und ich stehe dafür, daß sie nicht geschlagen werden." Bald standen die unbesieglichen Schwadronen da, und Englands Geschichte begann von neuem. Glücklicherweise haben wir mit der Anführung dieses Beispieles nicht auch den Geist anzurufen, dem das Haupt eines Königs zum Opfer fallen mußte: weder Gideon, noch Samuel oder Josua, noch auch der Gott Zebaoth im feurigen Busche haben uns zu helfen, wenn wir den deutschen Geist in unsren Seelen wachrufen und sein Werk zu fördern, uns tüchtig machen wollen. Forschen wir genau und prüfen an allem, was uns als Meinung und Gewohnheit beherrscht, was in ihm — nach Schiller „barbarisch" — nach Luther „undeutsch" ist, da wir doch nur im „Deutschen" echt und wahrhaftig sein können. Fürchten wir uns z. B. nicht vor den Herren Perles und Schmelkes in Wien, auch wenn wir durch ihre Assoziation mit dem Dr. Spitz jene herrlichen Namen für Spitznamen halten, und unter ihrer Maske eine ungeheure Macht der Gegenwart vor uns stehend vermuten müßten: das „Organ für Hochschulen" jener Herren, welches uns kürzlich zu unsrer Demütigung zugeschickt wurde, dürfte wohl an den Hochschulen selbst, namentlich in Berlin, nicht aber bei der gesunden Bürgerschaft Wiens — obwohl es hierbei recht ersichtlich auf die Stimmung der Bevölkerung Österreichs abgesehen war — aufregend wirken, wenn es vor der Gefahr der „Deutschtümelei" von unsrer Seite her warnt.

Wenn wir überhaupt mit einer Erkenntnis und einem damit vielleicht verbundenen Opfer, der (im Sinne der Lage Cromwells gesprochen) Kavallerie unsres Feindes gegenüber uns recht sattelfest machen wollten, hätten wir zunächst der Wirkung der Zeitungspresse unter uns eine immer eingehendere Aufmerksamkeit zu widmen.

Die Natur will, sieht aber nicht. Hätte sie voraussehen können (wie dies Schopenhauer so anschaulich als Beispiel vorführt), daß der Mensch einmal künstlich Feuer und Licht hervorbringen würde, so hätte sie den armen Insekten und sonstigen Animalien, welche in unser Licht sich stürzen und verbrennen, einen sicheren Instinkt gegen diese Gefahr verliehen. Als sie dem Deutschen seine besonderen Anlagen, und hierdurch seine Bestimmung, einbildete, konnte sie nicht voraussehen, daß

einmal das Zeitungslesen erfunden würde. Im Übermaß ihrer Zuneigung gab sie ihm aber so viel Erfindungssinn, daß er selbst sein Unglück sich durch die Erfindung der Buchdruckerkunst bereitete. Künstliches Feuer, wie künstlicher Buchdruck, sind an und für sich nicht unwohltätig; nur den Deutschen sollte wenigstens der letztere in zunehmende Verwirrung bringen. Mit dem Buchdruck fing der Deutsche bereits an übermütig zu latinisieren, sich übersetzte Namen beizulegen, seine Muttersprache zu vernachlässigen und sich eine Literatur herzurichten, welche dem eigentlichen Volke, das bis dahin mit dem Ritter und Fürsten die gleiche Sprache redete, fremd blieb. Luther hatte viel Not mit der Buchdruckerei: er mußte den Teufel der Vieldruckerei um ihn herum durch den Beelzebub der Vielschreiberei abzuwehren suchen, um am Ende doch zu finden, daß für dieses Volk, um welches er sich so unsäglich abgemüht hatte, bei Lichte besehen, ein Papst gerade recht wäre. Worte, Worte — und endlich Buchstaben und wieder Buchstaben, aber kein lebendiger Glaube! Doch es kam noch zum Zeitungsschreiben, und — was viel schrecklicher ist — zum Zeitungslesen. Welcher unsrer großen Dichter und Weisen hat nicht mit zunehmender Beängstigung die durch das Zeitungslesen stets abnehmende Urteilsfähigkeit des deutschen Publikums empfunden und beklagt? Heutzutage ist es nun aber bereits so weit gediehen, daß unsre Staatenlenker weniger die Meinungen der durch allgemeines Stimmrecht gewählten Volksvertreter, als vielmehr die Auslassungen der Zeitungsschreiber beachten und fürchten. Man muß dies endlich begreifen; so verwunderlich es auch ist, daß gerade für den Ankauf der Presse, wenn sie denn einmal so furchtbar ist, die Regierungen nicht das nötige Geld auftreiben können; denn zu kaufen ist doch endlich alles. Nur scheint allerdings unsre heutige Presse auf allem Gelde der Nation selbst zu sitzen: in einem gewissen Sinne könnte man sagen, die Nation lebt von dem, was die Presse ihr zukommen läßt. Daß sie geistig von der Presse lebt, muß für unleugbar gelten: welches dieses geistige Leben ist, ersehen wir aber auch, namentlich an dem „erweiterten Gesichtskreise“, der in der armseligen Bierstube, wenn die Tische nur tüchtig mit Zeitungen belegt sind, sofort jedem von Tabak verqualmten Auge sich öffnet!

Welche sonderbare träumerische Trägheit mag es doch sein, welche den Deutschen unfähig macht, selbst zu erkennen, und ihm dagegen die leidenschaftliche Gewohnheit pflegt, sich um Dinge zu bekümmern, die er nicht versteht, eben weil sie ihm fern liegen? Alles, was er nicht kennt, traut er dem Zeitungsschreiber zu wissen zu: dieser belügt ihn täglich, weil er nur will, nicht aber weiß; das ergötzt nun aber den Zeitungsleser wieder, denn auch er nimmt es endlich nicht mehr so genau, wenn er nur — Zeitungen lesen kann.

Ich glaube hier das ärgste Gift für unsre geistigen sozialen Zustände erkennen zu müssen; auch nehme ich an, daß ein großer Teil meiner Freunde die gleiche Einsicht gewonnen hat. Nur bin ich noch selten, oder fast nie, selbst bei meinen Freunden, auf eine bestimmte Ansicht darüber gestoßen, wie diesem Gifte seine schädliche Kraft zu entziehen sei. Noch ist fast ein jeder der Meinung, ohne die Presse sei nichts zu tun, somit — auch nichts gegen die Presse. Es scheint einzig nur mir bisher noch beigekommen zu sein, daß die Presse nicht zu beachten sei, wobei mich das Gefühl davon leitete, welche Genugtuung mir wohl derjenige Erfolg geben würde, den ich durch die Presse gewinnen dürfte. Mein Nichterfolg in Paris tat mir wohl: hätte ein Erfolg mich erfreuen können, wenn ich ihn durch die gleichen Mittel meines durch mich beängstigten, verborgen bleibenden Antagonisten erkauft haben würde? Diese Herren Zeitungsschreiber, — die einzigen, welche in Deutschland ohne ein Examen bestanden zu haben angestellt werden! — leben von unsrer Furcht vor ihnen; Unbeachtung, gleichbedeutend mit der Verachtung, ist dagegen ihnen sehr widerwärtig. Vor einigen Jahren hatte ich in Wien einmal dem Sängerpersonale meiner Oper zu sagen, daß ich eine sie betreffende Erklärung ihnen mündlich kund gäbe, nicht aber gedruckt und öffentlich, weil ich die Presse verachte. In den Zeitungen wurde alles wortgetreu referiert, nur statt: „ich verachte die Presse" war zu lesen: „ich hasse die Presse". So etwas wie Haß vertragen sie sehr gern, denn „natürlich kann nur der die Presse hassen, welcher die Wahrheit fürchtet!" — Aber auch solche geschickte Fälschungen sollten uns nicht davon abhalten, ohne Haß bei unsrer Verachtung zu bleiben: mir wenigstens bekommt dies ganz erträglich. Zur Durchführung

eines richtigen Verhaltens gegen diese Zeitungs- und Libellenpresse hätten wir demnach gar keinen anderen Aufwand nötig, als den der Abwehr jeder Versuchung, sie zu beachten; und beinahe muß ich glauben, daß dies manchem meiner Freunde dochnoch sehr schwer fallen möchte: immer bleiben auch sie noch in dem Wahne, widerlegen zu können, oder wenigstens doch die Zeitungsleser richtig aufklären zu müssen. Allein, gerade diese Zeitungsleser machen ja das Übel aus: wo wären denn die Schreiber, wenn sie keine Leser hätten? Daß wir ein Volk von Zeitungslesern geworden sind, hierin liegt eben unser Verderb. Wie würde es denn jener literarischen Straßenjugend beikommen, das Edelste mit schlechten Witzen zu besudeln, wenn sie nicht wüßten, daß sie uns damit eine angenehme Unterhaltung gewähren? Ist nicht ein Volk selbst gerade das, als was es sich vertreten läßt? Die Abgeordneten, die wir zu irgend welchen Beratungen delegierten, sind unser Werk: irrten wir bei der Wahl aus Unkenntnis, so ist die Unkenntnis unser Gebrechen; beteiligen wir uns nicht bei der Wahl, so wird unsre Gleichgiltigkeit bestraft; müssen wir nach schlechten Wahlgesetzen wählen, so sind wir daran Schuld, daß man sie uns auferlegen durfte. Kurz, wir selbst sind diejenigen, die zu uns reden und uns regieren. Wie können wir uns nun wundern, daß so zu uns geredet wird, und wir so regiert werden, wie es uns endlich wiederum nicht gefallen will? Was ist der ganze Witz unserer Zeitungsschreiber anderes, als unser Behagen an ihm? Wie könnte diese „Macht" der Presse bestehen, wenn wir sie einfach ignorierten? Und wie wenig Anstrengung nur hätte uns das zu kosten!

Dennoch dürfte es ohne Anstrengung nicht abgehen. Wir müßten eben die Kraft haben, uns andere Gewohnheiten anzubilden. Für eine Gewohnheit des geistigen Verkehres der Deutschen in einem edelsten volkstümlichen Sinne kennen die Leser meiner Schrift über „deutsche Kunst und deutsche Politik" das von mir in das Auge gefaßte Ideal, und habe ich daher nicht nötig heute auf seine Darstellung mich weiter einzulassen. Gebt diesem Ideale in euren Gewohnheiten einen real befruchteten Boden, so muß hieraus eine neue Macht hervorgehen, welche jene Aktien-Literatur-Macht mit der Zeit gänzlich entwertet, wenigstens insoweit, als sie unsren inneren

Wünschen einer Veredelung des öffentlichen Kunstgeistes der Deutschen verhindernd und zersplitternd sich entgegenstellte. Nur ein sehr ernstliches, durch große Geduld und Ausdauer gekräftigtes Bemühen kann aber solche Gewohnheiten unter uns zu einem wirklichen Nerv des Lebens ausbilden: aus einem starken inneren Müssen kann uns einzig die Notwendigkeit zum Handeln erwachsen; ohne solche Notwendigkeit kann aber nichts Echtes und Wahres begründet werden.

Mögen meine Freunde sich namentlich auch über mich nicht täuschen, wenn ich ihnen jetzt mit Geduld und Ausdauer voranschreite. Gerade daß unsre Kräfte jetzt im Wachsen begriffen sind, gibt es mir ein, voreilige Versuche, denen noch kein dauernder Erfolg zugesprochen werden kann, fern zu halten. Daß ich selbst die Hoffnung noch nicht aufgegeben habe, bezeuge ich dadurch, daß ich die Musik zu meinem „Parsifal" in diesen Tagen vollenden konnte. Wie die beglückendste Gunst meines erhabenen Wohltäters mich einst zu der Entwerfung dieses Werkes begeisterte, hat mich jetzt das noch nicht mir verlorene Vertrauen auf den deutschen Geist bei seiner Ausführung erwärmt. Viel, viel liegt aber noch vor mir, was sich nach meinem Gefühle zwischen die Ausführung meines Werkes und dessen Darangebung an die Öffentlichkeit drängt. Dies soll überwunden werden; doch wer mit mir hoffen will, der hoffe auch nur in meinem Sinne: kann ihm ein flüchtiger Anschein nicht mehr genügen, so hofft er mit mir.

Über das Dichten und Komponieren.

Vielleicht auch: „über Buchhandel und Musikhandel?" —
Doch dürfte dies wohl vielen als zu äußerlich aufgefaßt erscheinen. Wiewohl der selige Gutzkow uns das böse Geheimnis bereits aufgedeckt hat, daß Goethes und Schillers ungemessene Popularität sich nur der energischen Spekulation ihres Buchhändlers verdanke. Sollte diese Erklärung sich nicht als durchaus zutreffend bewähren, so läßt sich aus der Aufstellung einer solchen Behauptung doch zum wenigsten ersehen, daß unsre Dichter ähnliche Erfolge durch geschicktes Verfahren ihrer Buchhändler für möglich halten. Ein großes Anlagekapital des Verlegers schiene demnach dazu erforderlich zu sein, um den deutschen „Dichterwald" gehörig zu bepflanzen; somit dürfte es uns nicht wundernehmen, wenn der Buchhändler bei der Hervorbringung von Dichterwerken, namentlich wenn diese für die Berühmtheit bestimmt sind, sich den wichtigsten Anteil hieran zuschreibt. Man könnte, demzufolge, ein bedenkliches Verhältnis zwischen den Dichtern und ihren Verlegern annehmen, in welchem gegenseitige Hochachtung wenig zum Vorschein käme. Ein namhafter Dichter versicherte mich, die Buchhändler seien die betrügerischesten Kaufleute, denn sie hätten beim Handel einzig mit phantastischen Produzenten zu tun, während jeder andere Kaufmann nur auf Geschäfte mit klugen Leuten seinesgleichen angewiesen wäre. Schlimm mag es hiermit immerhin stehen. Der Dichter, oder Komponist, glaubt, um der Versicherung seiner Berühmtheit willen, am besten unter dem Schutze großer Ver-

lagsfirmen zu gedeihen. Solch eine Firma unterhält mit reichen Kapitalien ungeheure Druckereien oder Notenstechereien; diese müssen immer zu arbeiten haben, demnach der Verleger auf gutes Glück hin vieles Unnütze, was ihm vorkommt, drucken oder stechen lassen muß; aller Journalismus der Welt kann ihm hierfür oft keinen Absatz verschaffen; endlich hilft ihm doch einmal nur der besonders glückliche Verlagsartikel von der Arbeit eines ausgezeichneten Kopfes: mit dem Erfolge dieses einen Artikels macht sich der Verleger für alle seine sonstigen Einbußen bezahlt, und will der Autor seinen Teil vom Gewinne haben, so kann ihm der Verleger dies kühn abschlagen, da jener ja auch keinen Anteil an den Verlusten durch unablässig produzierten Schund getragen habe. Dennoch ist es die stete Herausgabe von Schund, was dem Verleger zu großem Ansehen verhilft. Alle Welt dichtet und komponiert, während die reiche Firma immer drucken und herausgeben muß: beide Gewohnheiten und Nötigungen ergänzen sich; nur hat der Verleger den Vorteil, seinen Klienten nachweisen zu können, daß er daran verliere, dennoch aber sich großmütig zu bezeigen, wenn er mit ferneren Herausgaben fortzufahren sich bereit erklärt, wodurch dann der „phantastische" Autor zu seinem gehorsamen Diener wird. So dürfte es etwa zu verstehen sein, wenn der Buch- und Musikhändler, als Lohngeber des Dichters und Komponisten, ja — unter Umständen, wie bei Schiller und Goethe — sogar als Popularisator derselben, als der eigentliche Patron, wenn nicht Schöpfer, unsrer dichterischen und musikalischen Literatur angesehen wird.

Vielleicht ist es wirklich dieses, wie es scheint, so glückliche Prosperieren der Buch- und Musikdruckereien, welches uns das verwunderliche Phänomen zu verdanken gibt, daß fast jeder Mensch, der einmal etwas gelesen oder gehört hat, sofort auch das Dichten und Komponieren sich beikommen läßt. Öfters hörte ich Universitäts-Professoren darüber sich beklagen, daß ihre Studenten nichts rechtes mehr lernen, dagegen meistens nur dichten und komponieren wollten. Dies war besonders in Leipzig der Fall, wo der Buchhandel der Gelehrtheit so nahe auf dem Halse sitzt, daß es für Einsichtsvolle fast zu der Frage kommen dürfte, wer denn eigentlich unsre moderne Bildung mehr in der Hand habe, die Universität oder der Buchhandel, da man

aus den Büchern doch offenbar dasselbe, wenn nicht mehr, als von den Professoren lernen könne, welche unvorsichtigerweise wiederum alles, was sie wissen und lehren dürften, in leicht käuflichen Büchern drucken lassen. Dagegen möchten wir den Hang unsrer, vom Universitätsstudium angeekelten jungen Leute zum Dichten und Komponieren mit der außerordentlichen Neigung zum Theaterspielen zusammenhalten, welche vom Aufkommen der deutschen Schauspielkunst bis in den Anfang unseres Jahrhunderts den geachtetsten Familien Söhne und Töchter entführte. Nach dieser Seite hin scheint aber gegenwärtig unsre Jugend philisterhafter geworden zu sein, etwa aus der Furcht, auf dem Theater sich persönlich lächerlich zu machen, was gegenwärtig immer mehr den Juden überlassen wird, welche auf unangenehme Erfahrungen weniger zu geben scheinen. Hiergegen kann nun Dichten und Komponieren in aller Ruhe und Stille für sich zu Hause betrieben werden: daß überlaufende lyrische Ergüsse im Druck uns ebenfalls lächerlich machen, merken wir nicht, weil glücklicherweise auch kein Leser das Lächerliche davon merkt. Bemerkbar lächerlich wird dies alles erst, wenn es laut vorgelesen wird. Zu meiner Zeit trieben die Leipziger Studenten ihren Spott mit einem armen Teufel, den sie, gegen Bezahlung seiner Zeche, seine Gedichte sich vordeklamieren ließen; von ihm besorgten sie ein lithographisches Porträt mit der Unterschrift: „an allen meinen Leiden ist nur die Liebe Schuld." Ich führte dies Beispiel vor einigen Jahren einem namhaften Dichter unsrer Zeit vor, welcher seitdem mir auffällig böse geworden ist: zu spät erfuhr ich damals, daß er soeben einen neuen Band Gedichte von sich unter der Presse hatte.

Was nun den „deutschen Dichterwald" betrifft, so vernimmt man in neuerer Zeit, daß die Buchhändler, trotz der Nötigung zu steter Beschäftigung ihrer Pressen, der reinen Lyrik immer abholder werden, da die musikalischen Lyriker von neuem immer nur wieder: „Du bist wie eine Blume" oder: „Wenn ich dein holdes Angesicht" und dergleichen komponieren. Wie es mit „epischen Dichtungen" steht, ist auch schwierig zu ermessen: es kommt viel davon auf den Markt, wird auch von solchen Komponisten, welche in der Oper noch ein Haar finden, für unsre Abonnement-Konzerte in Musik gesetzt, — was leider mit dem „Trompeter von Säckingen" bisher für unmög-

lich befunden werden mußte! — Ob dies alles „etwas macht", ist nicht leicht zu glauben; denn noch gibt es sehr viele Bewohner Deutschlands, welche in jenen Konzerten nicht abonniert sind. Dagegen hätten nun allerdings „dramatische Dichtungen" ein größeres Publikum; dies jedoch immer wohl nur, wenn sie von den Theaterdirektoren aufgeführt werden. Bei diesen letzteren trifft man aber auf die vollste Wildnis des Interesses für gute Einnahmen; hier herrscht noch die barbarische Justiz der Gottesurteile, und zu „kaufen" ist da nicht viel. Bloß englischen Verlegern ist es möglich geworden, das Theater — allerdings in sehr ingeniöser Weise — für glückliche Verlagseffekte zu benützen. Das einzige, womit der englische Musikhandel etwas zustande bringt, ist eine, mehr oder weniger dem Bänkelsänger-Genre entnommene „Ballade", welche, im guten Falle, in mehreren Hunderttausenden von Exemplaren als „neueste Ballade" an alle Kolonien verkauft wird. Um diese Ballade gehörig berühmt zu machen, läßt sich der Verleger für sein Geld eine ganze Oper komponieren, bezahlt dem Theaterdirektor deren Aufführung, und läßt nun die darin angebrachte Ballade auf alle Drehorgeln des Landes setzen, bis jedes Klavier sie nun endlich auch zu Haus zu haben verlangt. Wer an unser heimisches „Einst spielt ich mit Zepter" usw. denkt, möchte vermuten, daß auch deutsche Verleger nicht auf den Kopf gefallen seien und mit einem vollständigen „Zar und Zimmermann" schon wüßten, was anzufangen: der „Zar" beschäftigt die Stecher und der „Zepterspieler" bezahlt sie.

Dennoch scheint das Verfassen von ganzen kompletten Dramen für Alt und Jung einen großen Reiz zu behalten, und merkwürdig ist es, daß jeder selbst mit dem abgegriffensten Stoffe immer noch einen glücklichen Griff getan zu haben glaubt, wozu ihn die Täuschung verführen mag, seine Vorgänger hätten den Stoff noch nicht richtig behandelt. Der fünffüßige Jambe, in unverwüstlichen Ehren forthinkend, muß der Diktion hierbei unentwegt noch den eigentlichen poetischen Duft verleihen; während die nackte Prosa, je ungewählter desto wirksamer, mehr Chancen für die Annahme des Stückes von seiten der Theaterdirektoren darbietet. Der fünffüßige Dramatiker hat sich daher gewöhnlich an die Gunst des Buchhändlers, der immer drucken lassen muß, zu halten, wobei für sein besonderes In-

teresse anzunehmen ist, daß er „es nicht nötig hat". Ich glaube nicht, daß hierbei sehr große Dichter zutage treten: wie es dagegen Goethe und Schiller angefangen haben, mag Gott wissen — falls hierüber kein Aufschluß von der Firma Cotta zu erlangen sein sollte, welche mir einst die Herausgabe meiner gesammelten Schriften mit dem Hinweis darauf, daß sie mit Goethe und Schiller noch so schwierig daran wäre, abschlug. —

Aber, sind dies alles nicht nur Schwächen unsrer Dichter? Mag ein rechter Bewohner unsres Dichterwaldes im kindischen Triebe es, den Sängern auf den Bäumen nachzumachen, als Jüngling Verse und Reime gezwitschert haben; mit der toga virilis wird er endlich Romanschreiber und nun lernt er sein Geschäft. Jetzt sucht der Buchhändler ihn, und er weiß sich diesem kostbar zu machen; so schnell überläßt er ihm seine drei, sechs oder neun Bände nicht für die Leihbibliotheken; erst kommen die Zeitungsleser daran. Ohne ein „gediegenes" Feuilleton mit Theaterkritiken und spannenden Romanen kann selbst ein politisches Weltblatt nicht füglich bestehen; anderseits aber, was tragen diese Zeitungen ein, und was können sie bezahlen! Mein Freund Gottfried Keller vergaß seinerzeit über das wirkliche Dichten auf jene Veröffentlichungs-Geburtswehen seiner Arbeiten zu achten; es war nun schön von einem bereits seit länger berühmt gewordenen Romanschreiber, welcher Keller für seinesgleichen hielt, diesen darüber zu belehren, wie ein Roman einbringlich zu machen sei: offenbar ersah der besorgte Freund in dem geschäftlich unbeholfenen Dichter ein gefährliches Beispiel von Kraftvergeudung, dem er ohne Krämpfe nicht zusehen konnte. Der unzubelehrende Dichter (wir nannten ihn zum Scherz „Auerbachs Keller") brachte es in der Verlagskarriere allerdings nicht weit: erst dieser Tage erscheint eine zweite Auflage seines vor dreißig Jahren veröffentlichten Romanes: „der grüne Heinrich"; in den Augen unsrer geschäftskundigen Autoren ein offenbarer Mißerfolg und — eigentlich — ein Beweis dafür, daß Keller nicht auf der Höhe der Zeit angekommen sei. Aber sie verstehen es, wie gesagt, besser. Dafür wimmelt es denn auch in unsrem Dichterwalde, daß man die Bäume vor lauter Auflagen nicht ersehen kann.

In Wahrheit treffen wir jedoch bei dieser so sehr prosperierenden Aktivität unsrer heutigen Dichterwelt auf dasjenige

Element, welchem alle Dichterei seine erste Entstehung, ja seinen Namen verdankt. Gewiß ist der Erzähler der eigentliche „Dichter", wogegen der spätere formelle Ausarbeiter der Erzählung mehr als der Künstler zu betrachten sein dürfte. Nur müßte, wenn wir unsren so glücklich florierenden Romanschreibern die unermeßliche Bedeutung von wahren Dichtern zuerkennen sollten, diese Bedeutung selbst erst etwas genauer präzisiert werden.

Die alte Welt kannte eigentlich nur einen Dichter, und nannte diesen „Homeros". Das griechische Wort „Poietes", welches die Lateiner, ohne es übersetzen zu können, mit „Poëta" wiedergaben, findet sich recht naiv bei den Provençalen als „Trouvère" wieder und gab uns Mittelhochdeutschen den „Finder" ein, wie Gottfried von Straßburg den Dichter des „Parsifal" „Finder wilder Märe" nennt. Jenem „Poietes", von welchem allerdings Platon behauptete, daß er den Hellenen ihre Götter erfunden habe, würde der „Seher" vorausgegangen zu sein scheinen, etwa wie dem Dante jener verzückte Mönch durch seine Vision den Weg durch Hölle und Himmel gewiesen hatte. Der ungeheure Fall bei ihrem einzigen — „dem" — Dichter der Griechen scheint nun aber der gewesen zu sein, daß er Seher und Dichter zugleich war; weshalb denn auch Homeros gleich dem Teiresias blind vorgestellt wurde: wem die Götter nicht den Schein, sondern das Wesen der Welt sehen lassen wollten, dem schlossen sie die Augen, damit er durch seine Verkündigungen die Sterblichen nun etwa das ersehen ließe, was diese, in der von Platon gedichteten Höhle mit dem Rücken nach außen gewendet sitzend, nur in den durch den Schein erzeugten Schattenbildern bisher gewahren konnten. Dieser Dichter sah als „Seher" nicht das Wirkliche, sondern das über alle Wirklichkeit erhabene Wahrhaftige; und daß er dies den aufhorchenden Menschen so getreu wiedererzählen konnte, daß es sie so klar verständlich wie das von ihnen selbst handgreiflich Erlebte dünkte, das machte eben den Seher zum Dichter.

Ob dieser auch „Künstler" war?

Wer dem Homer Kunst nachzuweisen versuchen wollte, dürfte hierbei eine ebenso schwierige Arbeit haben, als wer die Entstehung eines Menschen aus der überlegten Konstruktion

eines, etwa überirdischen Professors der Physik und Chemie zu erklären unternähme. Dennoch ist Homers Werk kein unbewußt sich gestaltendes Naturprodukt, sondern etwas unendlich Höheres, vielleicht die deutlichste Manifestation eines göttlichen Bewußtseins von allem Lebenden. Nicht jedoch Homer war Künstler, vielmehr wurden an ihm alle nachfolgenden Dichter erst Künstler, und deshalb heißt er „der Vater der Dichtkunst". Alles griechische Genie ist nichts anderes als künstlerische Nachdichtung des Homer; denn zu dieser Nachdichtung war erst die „Techne" erfunden und ausgebildet, welche wir endlich als „Kunst" zu einem auch den „Poietes", den „Finder der Märe", gedankenlos mit einschließenden, Allgemeinbegriff erhoben haben, indem wir von Dicht**kunst** sprechen.

Die „ars poëtica" der Lateiner mag als Kunst gelten, und von ihr alle Künstlichkeit des Vers- und Reimwesens bis auf den heutigen Tag abgeleitet werden. Mag wohl Dante einmal wieder mit dem dichterischen Seherblick begabt gewesen sein, denn er sah wieder Göttliches, wenn auch nicht die deutlichen Göttergestalten des Homer; wogegen schon jener Ariost nichts anderes wieder als die willkürlichen Brechungen der Erscheinung sah, während Cervantes zwischen solch willkürlichem Phantasiegespiele hindurch den gespaltenen Kern der altdichterischen Weltseele gewahrte, und den erkannten Zwiespalt uns durch zwei traumhaft erlebte Gestalten als eine unleugbare Tatsache in greifbar lebendigen Handlungen vorführt. Sollte doch selbst, wie am Ende der Zeiten, das „zweite Gesicht" eines Schotten zur vollen Hellsichtigkeit für eine ganze, nun bloß noch in Dokumenten hinter uns liegende Welt historischer Tatsachen sich erleuchten, welche dieser uns wie aufhorchenden Kindern glaubwürdige Märchen dann behaglich zu erzählen weiß. Der „ars poëtica", welcher diese seltenen nichts zu verdanken haben, entsprießt dagegen alles, was seit Homer sich als sogenanntes „episches Dichtungswerk" ausgab, und haben wir seitdem dem wahren epischen Dichterquell nur noch im Volksmärchen und in der Sage nachzuforschen, wo wir ihn dann noch gänzlich von der Kunst unberührt vorfinden.

Was nun heutzutage, nachdem es aus dem Feuilleton der Zeitungen hervorgegangen, die Wände unsrer Leihbibliotheken bedeckt, hat allerdings weder mit Kunst noch Poesie zu

tun gehabt. Das wirklich Erlebte hat zu keiner Zeit einer epischen Erzählung als Stoff dienen können; das „zweite Gesicht" für das Nieerlebte verleiht sich aber nicht an den ersten besten Romanschreiber. Ein Kritiker warf dem seligen Gutzkow vor, daß er Dichterliebschaften mit Baroninnen und Gräfinnen schildere, die er doch selbst gar nicht erlebt haben dürfte; wogegen dieser durch indiskret verdeckte Andeutungen ähnlicher wirklicher Erlebnisse sich mit Entrüstung verteidigen zu müssen glaubte. Von beiden Seiten konnte das unziemlich Lächerliche unsrer Romanschreiberei nicht ersichtlicher aufgedeckt werden. — Goethe verfuhr dagegen in seinem „Wilhelm Meister" als Künstler, dem der Dichter sogar die Mitarbeit zur Auffindung eines befriedigenden Schlusses der Handlung versagte; in seinen „Wahlverwandtschaften" arbeitete sich der elegische Lyriker zum Seelen-, noch nicht aber zum Gestalten-Seher hindurch. Aber, was Cervantes als Don Quixote und Sancho Pansa ersehen hatte, ging Goethes tiefem Weltblicke als Faust und Mephistopheles auf; und diese von ihm eigenst ersehenen Gestalten geleiten nun den suchenden Künstler als zu lösendes Rätsel eines unsäglichen Dichtertraumes, das er, ganz unkünstlerisch, aber durchaus wahrhaftig, in einem unmöglichen Drama bewältigen zu müssen glaubte.

Hieraus wäre etwas zu lernen, selbst für unsre, von ihren nicht genügend eifrigen Buchhändlern vernachlässigten, Mitglieder des „deutschen Dichterwaldes". Denn von ihren Romanen, den reifsten Früchten ihres Geistes, ist leider zu sagen, daß sie weder aus Leben noch Tradition, sondern auch Nehmen und Traduktion hervorgegangen sind. Konnten weder die Griechen zur Zeit ihrer Blüte, die Römer zur Zeit ihrer Größe, noch auch irgend ein späteres bedeutendes Kulturvolk, wie die Italiener und Spanier, dem von ihnen erlebten den Stoff zu einer epischen Erzählung abgewinnen, so wird euch Heutigen dies wahrscheinlich noch um etwas schwerer fallen: denn was jene als Erlebnisse mit ansahen, waren doch wenigstens Wirklichkeiten der Erscheinung, wogegen ihr, in allem was euch beherrscht, umgibt und innewohnt, nur Maskeraden, mit umgehängten ausgeliehenen Kulturfetzen und ausgestopftem historischem Plunder, gewahren könnt. Den Seherblick für das Nieerlebte verliehen göttliche Mächte von je aber nur an ihre Gläubigen,

worüber Homer und Dante zu befragen wären. Ihr aber habt weder Glauben noch Göttlichkeit.

So viel vom „Dichten". — Sehen wir aber nun, was uns die „Kunst" in unsren Tagen der fortgeschrittenen Kultur darbieten könnte. —

Wir glaubten finden zu müssen, daß alles griechische Genie nur eine künstlerische Nachbildung des Homer gewesen sei, während wir im Homer selbst den Künstler nicht wahrnehmen wollten. Doch kannte Homer den „Aoidos"; ja, vielleicht war er selbst auch Sänger? — Zu dem Gesang der Heldenlieder trat der Chor der Jünglinge den „nachahmenden" Tanzreigen an. Wir wissen von den Chorgesängen zu den priesterlichen Götterfestreigen; wir kennen die dithyrambischen Tanzchöre der Dionysosfeier. Was dort die Begeisterung des blinden Sehers war, wird hier zur Berauschung des sehend Entzückten, dessen trunkenem Blicke sich wiederum die Wirklichkeit der Erscheinung in göttliche Dämmerung verklärt. War der „Musiker" Künstler? Ich glaube, er schuf die Kunst und ward zu ihrem ersten Gesetzgeber.

Die vom hellsichtigen blinden Dichtererzähler erschauten Gestalten und Taten sollten dem sterblichen Auge nicht anders als durch extatische Depotenzierung des nur für die reale Erscheinung geübten Sehvermögens vorgeführt werden können: die Bewegungen des darzustellenden Gottes oder Helden mußten nach anderen Gesetzen, als denen der gemeinen Lebensnot, sich kundgeben, wie sie durch rhythmische Reihen harmonisch geordneter Töne begründet werden konnten. Nicht mehr eigentlich dem Dichter gehörte die Anordnung der Tragödie, sondern dem lyrischen Musiker: nicht eine Gestalt, nicht eine Tat der Tragödie, welche der göttliche Dichter nicht zuvor ersehen und seinem Volke „erzählt" hatte; nur führte sie jetzt der Choreg dem sterblichen Auge der Menschen selbst vor, indem er dieses Auge durch den Zauber der Musik bis zu dem gleichen Hellsehen des ursprünglichen „Finders" entzückte. Somit war der lyrische Tragiker nicht Dichter, sondern durch Beherrschung und Anwendung der höchsten Kunst verwirklichte er die vom Dichter ersehene Welt, indem er das Volk selbst in den Zustand des hellsehenden Dichters versetzte. — So ward die „musische"

Kunst zum Inbegriff aller Eingebung durch göttliches Gesicht, sowie aller Anordnung zur Verdeutlichung dieses Gesichtes. Sie war die äußerste Extase des griechischen Geistes. Was nach dessen Ernüchterung übrig blieb, waren nichts als die Bruchteile der „Techne", nicht mehr die Kunst, sondern die Künste, von denen sich mit der Zeit am sonderbarsten die Verskunst ausnehmen sollte, welche für die Stellung, Länge oder Kürze der Silben die Schemen der musikalischen Lyrik beibehielt, ohne von ihrem Ertönen mehr etwas zu wissen. Sie sind uns aufbewahrt, diese „Oden" und sonstigen prosaischen Geziertheiten der ars poëtica, auch sie heißen Dichterwerke, und bis in alle Zeiten hat man sich mit der Ausfüllung von Silben-, Wort- und Versschemen abgequält in der Meinung, wenn dies nur wie recht glatt abgegangen aussähe, in den Augen anderer und endlich wohl auch in seinen eigenen, wirklich „gedichtet" zu haben.

Wir haben es nicht nötig, mit dieser „ars poëtica" uns lange zu befassen, denn auf den Dichter würden wir hierbei nicht treffen. Mit ihrer Ausübung kam der Witz in unsre Dichtung: die alte Lehrsentenz, welche noch — wie in den Orakelsprüchen der Pythia — auf priesterlicher und Volksgesangsmelodie fußen mochte, ward zum Epigramm, und hier fand der künstlerische Vers, wie heutzutage durch wirklich sinnvolle Reime, eine glückliche Anwendung. Goethe, welcher alles versuchte, bis zur eigenen Gelangweiltheit davon namentlich auch den Hexameter, war nie glücklicher in Vers und Reim, als wenn sie seinem Witze dienten. Wirklich kann man nicht finden, daß die Beseitigung dieser Verskünstlichkeit unsre „Dichter" geistreicher gemacht hat: würde sie z. B. auf den „Trompeter von Säckingen" verwendet worden sein, so dürfte dieses Epos allerdings keine sechzig Auflagen erlebt haben, dennoch aber wohl etwas schicklicher zu lesen sein; wogegen selbst die Bänkelsängerreime H. Heines immer noch einiges Vergnügen gewähren. Im ganzen scheint der Trieb zum Versemachen bei unsrer Generation aus einer eingeborenen Albernheit hervorzugehen, auf welche Eltern und Erzieher aufmerksam gemacht werden dürften; träfe man beim Durchprügeln eines jugendlichen Dichters einmal auf einen auch hierbei noch Verse machenden Ovid, nun so lasse man den allenfalls laufen, da wir denn

dem witzigen Epigrammatiker immer noch am liebsten auf unserem Literaturgebiete begegnen, allerdings nur nicht auf dem Gebiete der — Musik!

Musik! —

Über diese haben wir uns, so unsäglich schwierig es ist, zu Zeiten bereits öfters zu verständigen gesucht, jedoch noch nicht ganz ebenso über das „Komponieren".

Die Musik ist das Witzloseste, was man sich denken kann, und doch wird jetzt fast nur noch witzig komponiert. Ich vermute, dies geschieht unsren Literaten zu Liebe, namentlich auch Herrn Paul Lindau zu Gefallen, welcher, wie man mir sagt, von aller Kunst immer nur amüsiert sein will, weil er sich sonst langweilt. Merkwürdigerweise ist nun aber gerade unsre amüsante Musik das Allerlangweiligste (man denke nur an ein solches „Divertissement" betiteltes Musikstück in unsren Konzerten), während — man kann sagen, was man will — eine gänzlich witzlose Beethovensche Symphonie jedem Zuhörer immer zu kurz vorkommt. Mich dünkt, hier liegt bei unsrer Zeitungsrezensenten-Ästhetik ein schlimmer Irrtum zugrunde. Zu vermuten steht nicht, daß wir den Kämpfern für das musikalische Amüsement einen anderen Geschmack beibringen; dennoch wollen wir die Musik nach ihrer unwitzigen Seite hin — ganz unter uns — noch einmel in einige Betrachtung nehmen.

Sollte es uns aus manchen hierüber angestellten Untersuchungen nicht bereits deutlich geworden sein, daß die Musik zwar mit dem gemeinen Ernste des Daseins gar nichts zu tun hat, daß ihr Charakter hingegen erhabene, schmerzenlösende Heiterkeit ist, ja — daß sie uns lächelt, nie aber uns zu lachen macht? Gewiß dürfen wir die A dur-Symphonie Beethovens als das Heiterste bezeichnen, was je eine Kunst hervorgebracht hat: können wir uns aber den Genius dieses Werkes anders als in begeisterter Entzückung vor uns aufschwebend vorstellen? Hier wird ein Dionysosfest gefeiert, wie nur nach unsren idealsten Annahmen der Grieche es je gefeiert haben kann: laßt uns bis in das Jauchzen, in den Wahnsinn der Wonne geraten, aber stets verbleiben wir in dem Bereiche erhabener Extase, himmelhoch dem Boden enthoben, auf welchem der Witz sich seine dürftigen Bilder zusammensucht. Denn hier sind wir eben in einer Maskerade, dem einzigen Amüsement unsrer

ledernen Fortschrittswelt; hier treffen wir auf keinen als Don Juan verkleideten Ministerialrat oder dergleichen, dessen Erkennung und Entlarvung uns viel Spaß machen kann: sondern hier erscheinen dieselben wahrhaftigen Gestalten, die dem blinden Homer sich in bewegungsvollem Heldenreigen darstellten, in demselben Reigen, den nun der taube Beethoven uns ertönen läßt, um das entzückte Geistesauge sie noch einmal ersehen zu lassen.

Aber der amüsementbedürftige Journalkavalier sitzt da; seine Sehkraft bleibt eine ganz reale: er gewahrt nichts, gar nichts: die Zeit wird ihm lang, während uns die Zeit der Entrücktheit aus allem dem, was jener einzig sieht, zu kurz, zu flüchtig war. So schafft ihm denn Amüsement! Macht Witz, auch ihr Musiker; verkleidet euch und steckt eine Maske vor! Komponiert, komponiert, wenn euch eben auch gar nichts einfällt! Wozu heißt es „komponieren" — zusammenstellen — wenn auch noch Erfindung dazu nötig sein sollte? Aber je langweiliger ihr seid, desto abstechender wählt die Maske: das amüsiert wieder! Ich kenne berühmte Komponisten, die ihr bei Konzertmaskeraden heute in der Larve des Bänkelsängers („an allen meinen Leiden"!), morgen mit der Halleluja-Perrücke Händels, ein anderes Mal als jüdischen Czardasaufspieler, und dann wieder als grundgediegenen Symphonisten in eine Numero Zehn verkleidet antreffen könnt. Ihr lacht: — das habt ihr leicht, ihr witzigen Zuschauer! Aber jene selbst sind dabei so ernst, ja streng, daß einer von ihnen ganz besonders zum ersten Musikprinzen unsrer Zeit diplomiert werden mußte, damit euch das Lachen verwiesen wäre. Vielleicht aber lacht ihr gerade wieder darüber? Dieser ernste Musikprinz würde euch nämlich von vorn herein sehr langweilig erschienen sein, wenn ihr Schlauen nicht eben dahintergekommen wärt, daß etwas gar nicht so besonders würdiges unter der Maske stecke, sondern jemand ganz euresgleichen, mit dem ihr nun wieder Maske spielen könnt, indem ihr euch anstellt, als ob ihr ihn bewundertet, was euch nun wieder amüsiert, wenn ihr gewahrt, daß er sich die Miene gibt, als glaube er euch. Was diesem ganzen unterhaltenden Maskenspiele zu tiefstem Grunde liegt, durfte aber auch offen zugestanden werden. Der liebenswürdige, aber etwas philisterhafte Hummel wurde einmal befragt, an welche schöne Gegend

er wohl gedacht hätte, als er ein gewisses charmantes Rondo komponierte: er hätte der einfachen Wahrheit gemäß sagen können, — an ein schönes Bachsches Fugenthema in Cis-dur; allein er war noch aufrichtiger und bekannte, daß ihm die achtzig Dukaten seines Verlegers vorgeschwebt hätten. Der witzige Mann; mit ihm war doch zu reden!

Genau betrachtet liegt hierbei der Witz dennoch nicht in der Musik, sondern in dem Vorgeben des Komponisten, wirklich gut zu komponieren, sowie in den hieraus erfolgenden Quid-pro-quos. In dem bezeichneten Maskenspiele kann man Mendelssohn noch nicht als inbegriffen aufführen. Er sprach nicht immer aufrichtig und wich gern aus: aber er log nicht. Als man ihn frug, was er von Berliozs Musik halte, antwortete er: „ein jeder komponiert, so gut er kann.“ Wenn er seine Chöre zu „Antigone“ nicht so gut komponierte, als z. B. seine „Hebriden“-Ouvertüre, welche ich für eines der schönsten Musikwerke halte, die wir besitzen, so lag dies daran, daß er gerade das nicht konnte. Im Betracht dieses Falles, und leider vieler ähnlicher Fälle, dürfte von Mendelssohn sich die kaltblütige Unbesonnenheit herschreiben, mit welcher seine Nachfolger sich an jede Art Komponieren machten, wobei es ihnen ähnlich wie dem alten Feldherrn Friedrichs des Großen erging, der alles, was ihm vorkam, nach der Melodie des Dessauer Marsches sang; sie konnten nämlich nicht anders, als auch das Größte mit ruhigem Gleichmute in das Bett ihres kleinen Talentes zu zwingen. Gewiß war ihre Absicht hierbei, immer nur etwas Gutes zu schaffen; nur erging es ihnen umgekehrt wie Mephistopheles, welcher stets das Böse wollte und doch das Gute schuf. Gewiß wollte jeder von ihnen einmal eine wirklich wahre Melodie zustande bringen, solch eine Beethovensche Gestalt, wie sie mit allen Gliedern eines lebendigen Leibes vor uns zu stehen scheint. Aber, was half da alle ars musicae severioris ja selbst musicae jocosae, wenn die Gestalt selbst durchaus sich nicht zeigen, viel weniger noch komponieren lassen wollte! Nun sieht aber alles, was wir da aufgeschrieben finden, Beethovens Musikgestalten wiederum so sehr ähnlich, daß sie oft wie geradezu kopiert erscheinen: und doch will selbst das allerkünstlichst Zusammengestellte nicht im entferntesten etwa solch eine Wirkung verursachen, wie das für die Kunst so gar nichts sagende, ja fast lächerlich unbedeutende



womit in jedem Konzert ein bis dahin noch so sehr gelangweiltes Publikum plötzlich aus der Lethargie zur Extase erweckt wird! Offenbar eine gewisse Malice des Publikums, welcher man durch energische Handhabung der „Schule" beikommen muß. Mein seliger Kollege in der Dresdener Kapellmeisterei, Gottlieb Reißiger, der Komponist des letzten Gedankens Webers, beklagte sich bei mir einmal bitter, daß ganz dieselbe Melodie, welche in Bellinis „Romeo und Julia" stets das Publikum hinriß, in seiner „Adele de Foix" gar keine Wirkung machen wollte. Wir fürchten, daß der Komponist des letzten Gedankens Robert Schumanns über ähnliches Mißgeschick sich zu beklagen haben dürfte. —

Es scheint hiermit wirklich eine eigentümliche Bewandtnis zu haben: ich fürchte, diese ganz ergründen zu wollen, müßte uns zu mystischen Abgründen führen, und diejenigen, welche uns dahin folgen wollten, in den Augen der aufgeklärten Musikwelt als Dummköpfe erscheinen lassen, für welche — nach Carlyles Erfahrung — die Engländer bereits alle Mystiker halten. Glücklicher Weise sind die Leiden unsrer komponierenden Mitwelt großenteils noch am Sonnenlichte nüchterner sozialer Vernunfterkenntnisse zu erklären, welches selbst in das trauliche Dickicht unsrer Dichterwälder und Komponistenhaine seine erfreuende Helligkeit dringen läßt. Hier ist alles ursprünglich ohne Schuld wie im Paradies. Mendelssohns großes Wort: „Jeder komponiert, so gut er kann" — gilt als weise Norm, welche im Grunde auch nie überschritten wird. Die Schuld beginnt erst dann, wann man besser komponieren will, als man kann; da dies nicht füglich angeht, so verstellt man sich wenigstens so, als könnte man es; dies ist die Maske. Auch das schadet noch nicht viel; schlimm wird es erst, wann viele Leute — Vorsteher u. dgl. — durch die Maske wirklich getäuscht werden, und etwa Hamburger Festbankette und Breslauer Diplome hieraus hervorgehen; denn diese Täuschung ist nur dadurch zu ermöglichen, daß man die Leute glauben macht, man komponiere besser als andre, welche wirklich gut komponieren. Doch will auch dies am Ende noch nicht gar zu viel sagen; denn wir steigern Mendelssohns Ausdruck

dahin: „Jeder tut überhaupt, was und wie er kann." Was liegt im Grunde genommen so viel an der Fälschung der Kunsturteile oder des Musikgeschmackes? Ist dies nicht eine wahre Lumperei gegen alles, was sonst noch bei uns gefälscht wird, als Waren, Wissenschaften, Lebensmittel, öffentliche Meinungen, staatliche Kulturtendenzen, religiöse Dogmen, Kleesamen, und was sonst noch? Sollen wir auf einmal in der Musik einzig tugendhaft sein? Als ich vor einigen Jahren zwei meiner Opern dem Wiener Sängerpersonale einstudierte, beklagte sich der Haupttenorist bei einem meiner Freunde über das Unnatürliche meines Verlangens, er solle für sechs Wochen tugendhaft werden und alles ordentlich ausführen, während er doch wisse, daß er, sobald ich wieder fort wäre, nur durch das gewöhnliche Opernlaster der Schluderei werde bestehen können. Dieser Künstler hatte Recht, die Tugend als eine lächerliche Anforderung zu verklagen. Ermöglichte sich die Freude unsrer Komponisten am Anscheine ihrer Vortrefflichkeit, Keuschheit und Mozart-Beethoven-Verwandtschaft ohne Nötigung zur Ausübung von Bosheit gegen andere, so möchte man ihnen alles gönnen; ja, selbst dies sollte schließlich nicht viel ausmachen, denn auch der auf solche Weise angerichtete persönliche Schaden wird wieder geheilt. Daß auf der Grundlage der Anerkennung des Richtigen als des Echten alles, was wir als Schule, Pädagogie, Akademie u. dgl. besitzen, durch Verderbnis der natürlichsten Empfindungen und Mißleitung der Anlagen der nachwachsenden Generationen, kretinisiert wird, mögen wir als Strafe für Trägheit und Schlaffheit, darin wir uns behagen, dahinnehmen. Aber, daß wir dies alles noch bezahlen, und nun nichts mehr haben, wann wir zur Besinnung kommen, namentlich während wir Deutschen uns anderseits einreden, wir seien etwas — das, offen gestanden, ist ärgerlich! —

Über die zuletzt berührte — gewissermaßen: ethische — Seite unsres Dichtens und Komponierens sei nun für heute genug gesagt. Es tut mir wohl, für eine Fortsetzung dieser Besprechungen einen Übertritt auf dasjenige Gebiet beider Kunstarten in Aussicht stellen zu können, auf welchem, da wir hier edlen Geistern und großen Talenten begegnen, nur Fehlerhaftigkeiten des Genres, nicht aber Duckmäuserei und Fälschung nachzuweisen sein werden.

Über das

Operndichten und Komponieren.

im besonderen.

Es ist mir, gelegentlich verschiedener Erfahrungen hiervon, aufgefallen, wie wenig die Zuhörer von Opernaufführungen die Vorgänge der ihnen zugrunde liegenden Handlung sich zur Kenntnis gebracht hatten. Hochklassische Opern, wie „Don Juan“ und „Figaros Hochzeit“, kamen hierdurch bei unverdorbenen jugendlichen Zuhörern, namentlich vom weiblichen Geschlechte, gut davon, weil diese von den Frivolitäten des Textes gar nichts verstanden, worauf anderseits die Erzieher und Lehrer, als sie ihren Schülern für die Ausbildung eines reinen Geschmackes gerade jene Werke empfahlen, sehr wohl gerechnet haben mochten. Daß die Vorgänge in „Robert der Teufel“ und „Hugenotten“ nur den Allereingeweihtesten verständlich wurden, hatte sein gutes; daß aber, wie ich dies neulich erst erfuhr, auch der „Freischütz“ dunkel geblieben war, verwunderte mich, bis ich mir nach einigem Nachdenken bewußt wurde, daß ich selbst, obwohl ich diese Oper zahllose Male im Orchester dirigiert hatte, über manche Stellen des Textes noch ganz im Unklaren geblieben war. Man gab hiervon der Undeutlichkeit des Vortrages unsrer Opernsänger die Schuld: wenn ich hiergegen darauf hinwies, daß in dialogisierten Opern, wie „Freischütz“, „Zauberflöte“, ja bei uns Deutschen auch im übersetzten „Don

Juan" und „Figaro", alles die Handlung Erklärende doch gesprochen würde, so ward mir eingeworfen, daß die Sänger heutzutage auch undeutlich sprächen, und, vielleicht schon aus diesem Grunde, die Dialoge bis zur Unverständlichkeit gekürzt würden. Hierdurch verschlimmerte sich sogar noch die Sache; denn bei vollständig „durchkomponierten" Opern könne man doch wenigstens mit Hilfe des Textbuches zu einer ausreichenden Erklärung der szenischen Vorgänge gelangen, wogegen eine solche Anleitung beim Gebrauch der „Arienbücher" der dialogisierten Opern abgehe. — Es ist mir aufgegangen, daß das deutsche Theaterpublikum zu allermeist gar nicht erfährt, was der Dichter mit dem Textbuche seiner Oper eigentlich gewollt habe; ja, sehr oft scheint dies der Komponist nicht einmal zu wissen. Bei den Franzosen ist dies anders: die erste Frage geht dort nach der „Pièce"; das Stück muß an und für sich unterhaltend sein, außer etwa im erhabenen Genre der „großen Oper", wo das Ballett das Amüsement zu besorgen hat. Ziemlich unbedeutend sind dagegen wohl gewöhnlich die Texte zu italienischen Opern, in welchen die Virtuosenleistungen des Sängers für die Hauptsache zu gelten scheinen; seiner Aufgabe jedoch wird der italienische Sänger wieder nur durch eine, seinen Gesangsvortrage unerläßliche, außerordentlich drastische Sprache selbst gerecht, und wir tun dem italienischen Operngenre ein großes Unrecht, wenn wir in der deutschen Reproduktion desselben den Text der Arien als gleichgiltig fallen lassen. So schablonenartig die italienische Opernkompositionsmanier erscheint, habe ich doch immer noch gefunden, daß alles auch hier eine richtigere Wirkung macht, wenn der Text verstanden wird, als wenn dies nicht der Fall ist, da gerade die Kenntnis des Vorganges und der Seelenzustände der Wirkung der Monotonie des musikalischen Ausdruckes vorteilhaft zu wehren vermag. Nur für die Rossinische „Semiramis" durfte auch diese Kenntnis mir nichts helfen; Reißigers „Dido abandonata", welche dem Komponisten die Gunst eines sächsischen Monarchen gewann, kenne ich nicht; ebensowenig wie F. Hillers „Romilda".

Das Gefallen des deutschen Publikums an Opernaufführungen dürfte man, nach der Bestätigung der obigen Wahrnehmungen, somit lediglich aus der Anhörung der einzelnen Musikstücke, als rein melodischer Komplexe, erklären. In der

Ausführung solcher Stücke waren nun die Italiener von je zu großer Sicherheit gelangt, so daß der deutsche Komponist sehr spät erst hierin mit ihnen zu wetteifern wagte. Als Mozart die „Zauberflöte" komponieren sollte, ward er besorgt und wußte nicht, ob er es recht machen würde, da er „noch keine Zauberoper komponiert habe". Mit welcher Sicherheit verfuhr er dagegen bei „le nozze di Figaro": auf der bestimmten Grundlage der italienischen opera buffa errichtete er einen Bau von so vollendeter Korrektheit, daß er seinem Streichungen verlangenden Kaiser mit vollem Rechte nicht eine Note preisgeben zu können erklärte. Was der Italiener als banale Zwischen- und Verbindungsphrasen den eigentlichen Musikstücken zugab, verwendete Mozart hier zur drastischen Belebung des szenisch-musikalischen Vorganges in der zutreffend wirksamsten Übereinstimmung gerade mit diesem ihm vorliegenden ungewöhnlich ausgearbeiteten Lustspieltexte. Wie in der Beethovenschen Symphonie selbst die Pause beredt wird, beleben hier die lärmenden Halbschlüsse und Kadenzphrasen, welche der Mozartschen Symphonie füglich hätten fern bleiben können, in ganz unersetzbar scheinender Weise den musikalisierten szenischen Vorgang, in welchem List und Geistesgegenwart mit Leidenschaft und Brutalität — liebelos! — kämpfen. Der Dialog wird hier ganz Musik, und die Musik selbst dialogisiert, was dem Meister allerdings nur durch eine Ausbildung und Verwendung des Orchesters möglich wurde, von welcher man bis dahin, und vielleicht noch bis heute, keine Ahnung hatte. Hieraus konnte wiederum ein, die früher vereinzelten Musikstücke zu einem Gesamtkomplexe verbindendes Musikwerk entstanden scheinen, so daß das vortreffliche Lustspiel, welches ihm zugrunde lag, ganz übersehen, und nur noch Musik gehört werden konnte. So bedünkte es die Musiker; und Mozarts „Figaro" wurde immer undeutlicher und nachlässiger gegeben, bis wir endlich bei einer Aufführungsweise auch dieses Werkes angekommen sind, welche, wie ich dies schon berührte, unsren Lehrern es ganz unbedenklich erscheinen läßt, ihre Schuljugend an „Figaro"-Abenden in das Theater zu schicken.

Welchen Einfluß die, in den vorangestellten Beispielen berührte, öffentliche Kunststümperei auf die Empfänglichkeit der Deutschen für Echtes und Korrektes ausgeübt hat, wollen

wir jedoch heute nicht abermals betrachten; wogegen es uns nicht unwichtig dünken muß, der mißleitenden Wirkung hiervon auf die Entwürfe und Ausführungen unsrer Operndichter und Komponisten deutlich inne zu werden. Diese mußten zunächst es versuchen, mit Aufgebung aller Eigenheit in die fertige italienische Oper einzutreten, wobei es dann nur auf möglichst glückliche Nachahmung der italienischen „Cabaletta“ ankommen konnte, im übrigen jedoch auf breitere musikalische Konzeption Verzicht geleistet werden mußte. Auf eigentlichen „Sinn und Verstand“ des ganzen war kein Gewicht zu legen: hatte es doch selbst in der auf deutschem Text komponierten und mit deutschem Dialog gesprochenen „Zauberflöte“ keinesweges geschadet, daß der zuerst als bös angelegte Mann unversehens in einen guten, die ursprünglich gute Frau aber in eine böse umgewandelt wurde, wodurch die Vorgänge des ersten Aktes nachträglich in vollkommene Unverständlichkeit versetzt sind. Nur fiel es dem deutschen Genius schwer, der italienischen „Cabaletta“ Herr zu werden. Noch W e b e r bemühte sich in seiner frühesten Jugend vergeblich, in der „Koloraturarie“ etwas zu leisten, und es bedurfte des herzlichen Aufschwunges der Jahre der Befreiungskriege, um den Sänger der Körnerschen Lieder nun auf seine eigenen Füße zu stellen. Was wir Deutschen durch den „Freischütz“ erlebt, ist dem Leben weniger Völker zugeteilt worden.

Doch soll uns hier nicht eine, anderen Ortes von mir bereits ausführlicher besprochene, geschichtliche Entwicklung des deutschen Opernwesens vorgeführt, sondern vielmehr die eigentümliche Schwierigkeit dieser Entwicklung aus der ihm zugrunde liegenden Fehlerhaftigkeit erklärt werden. Als solche bezeichne ich zunächst das am Ausgangspunkte derselben sofort sich herausstellende Hauptgebrechen der noch heute alle unsre Opernaufführungen verunstaltenden U n d e u t l i c h k e i t, die ich sogleich im Anfange aus der Erfahrung konstatierte, und von welcher der Grund in der unwillkürlich angewöhnten Auffassung der Textdichter und Komponisten im betreff des Grades von Deutlichkeit, der einer Opernbehandlung zuzumessen sei, bereits durch die vorangehende Betrachtung berührt worden ist. Die vorgegebene „Tragédie lyrique“, welche dem Deutschen vom Auslande zukam, blieb diesem so lange gleichgiltig und

unverständlich, als nicht die „Arie“ mit prägnanter melodischer Struktur seine rein musikalische Teilnahme fesselte. Diese melodische Arienform blieb auch für die deutsche Oper das einzige Augenmerk des Komponisten und, notgedrungenerweise, somit auch des Dichters. Dieser letztere schien mit dem Texte zur Arie es sich leicht machen zu dürfen, weil der Komponist nach einem musikalischen Schema Ausdehnung, Abwechslung und Wiederholung der Themen anzuordnen hatte, wozu er einer vollen Freiheit in der Verfügung über die Textworte bedurfte, welche er im ganzen, oder auch nur in Bruchteilen, beliebig zu wiederholen für nötig hielt. Lange Versreihen konnten hierbei den Komponisten nur verwirren, wogegen eine etwa vierzeilige Versstrophe für einen Arienteil durchaus genügte. Die zur Ausfüllung der, ganz abseits vom Verse konzipierten, Melodie erforderlichen Textwiederholungen gaben dem Komponisten sogar zur gemütlichen Variationen der sogenannten „Deklamation“ durch Versetzung der Akzente Veranlassung. In Winters „Opferfest“ finden wir dieses Verfahren durchgehends als Maxime festgehalten; dort singt z. B. der „Inka“ hintereinander:

Mein *Leben* hab' ich ihm zu danken —
Mein Leben *hab'* ich ihm zu danken;

auch wiederholt er eine Frage als Antwort:

Muß nicht der Mensch auch menschlich sein? —
Der Mensch muß menschlich sein.

Unglücklich erging es einmal *Marschner* in seinem „Adolf von Nassau“ mit einer dreimaligen gar zu knappen Wiederholung des Redeteiles: „hat sie“ auf einem besonders scharfen rhythmischen Akzente:



Selbst Weber konnte der Verleitung zur Variation der Akzente nicht entgehen; seine „Euryanthe“ singt: „Was ist mein Leben gegen *diesen* Augenblick“, und wiederholt: „was ist mein

Leben gegen diesen Augenblick"! Dergleichen leitet den Zuhörer von der ernsten Verfolgung der Textworte ab, ohne doch im rein musikalischen Gebilde einen entsprechenden Ersatz zu gewähren, da es sich hier anderseits in den meisten Fällen immer nur um musikalisch-rhetorische Floskeln handelt, wie dies am naivsten sich in den stabilen Rossinischen „Felicità" kundgibt.

Es scheint aber, daß nicht nur das Gefallen an der freien Handhabung der musikalischen Floskel dem Komponisten die beliebige Verwendung von Teilen der Textworte eingab; sondern das ganze Verhältnis unsres eingebildeten Sprachverses zur Wahrhaftigkeit des musikalischen Akzentes versetzte den Komponisten von vornherein in die Alternative, entweder den Textvers dem Sprach- und Verstandesakzent gemäß richtig zu deklamieren, wodurch dann dieser Vers mit allen seinen Reimen in nackte Prosa aufgelöst wurde; oder, unbekümmert um jenen Akzent, mit gänzlicher Unterordnung der Textworte, nach gewissen Tanzschemen, sich in freier melodischer Erfindung zu ergehen. Die Ergebnisse dieses letzteren Verfahrens waren bei den Italienern, sowie auch bei den Franzosen, bei weitem weniger störend oder gar verderblich, wie bei den Deutschen, weil dort der Sprachakzent unvergleichlich fügsamer ist und namentlich nicht an den Wurzelsilben haftet; weshalb jene denn auch die Silben ihrer Versreihe nicht wägen, sondern nur zählen. Von ihnen hatten wir aber, durch schlechte Übersetzungen ihrer Texte, den eigentümlichen Jargon unsrer Opernsprache uns angeeignet, in welchem wir getrost nun auch unsre deutschen Verse zu deklamieren für erlaubt und sogar nötig hielten. Gewissenhafte Tonsetzer mußte diese frivole Stümperhaftigkeit in der Behandlung unsrer Sprache wohl endlich anwidern: dennoch verfielen sie bisher noch nie darauf, daß selbst der Vers unsrer vorzüglichen Dichter kein wirklicher, Melodie bildender Vers, sondern nur ein künstliches Scheinding war. Weber erklärte es für seine Pflicht, den Text stets genau wiederzugeben, gestand aber auch, daß, wollte er dies immer tun, er dann seiner Melodie absagen müßte. Wirklich führte gerade Webers redliches Verfahren gegen den Verstext, bei der Bemühung, die Einschnitte desselben richtig einzuhalten und dadurch den Gedanken verständlich zu machen, sowie bei anderseits festgehal-

tener melodischer Modelung auch der hieraus entstehenden Inkongruenzen, zu der Undeutlichkeit, wofür ich sogleich oben aus meiner Erfahrung ein Beispiel ankündigte. Es findet sich dieses in dem Arioso des Max im „Freischütz": „Durch die Wälder, durch die Auen." Hier hatte der Dichter den unglücklichen Einfall, dem Komponisten folgenden Vers zu bieten:

„Abends bracht' ich reiche Beute,
Und wie über eignes Glück —
Drohend wohl dem Mörder — freute
Sich Agathe's Liebesblick".

Weber gibt sich nun wirklich die Mühe, diese Zeilen ihrem Sinne und Zusammenhange nach richtig zu phrasieren, demgemäß er nach der Parenthese „drohend wohl dem Mörder" abbricht, und mit dem Reimworte „freute" die nun um so viel verlängerte Schlußzeile einsetzt, indem er dieses, für den Zusammenhang mit der zweiten Verszeile so wichtige Zeitwort leider als kurzen Auftakt verwenden zu müssen glaubt, wogegen nun mit dem folgenden Niederschlage das dem Zeitwort nur ergänzend angefügte Fürwort „sich" den starken Akzent erhält. Hieraus ist ein immerhin fesselnder melodischer Komplex entstanden:



Nicht nur aber ist der Vers, als solcher, des Dichters hierdurch als eine Absurdität aufgedeckt, sondern, bei aller Deutlichkeit der musikalischen Phrasierung, ist doch auch der Sinn der Verses so schwer verständlich geworden, daß ich selbst, an die bloße

Anhörung des Gesangsvortrages gewöhnt, erst, als mir die Unverständlichkeit auffiel, den Verhalt der Sache mir erklären mußte. Eine ähnliche Mißverständlichkeit ergibt sich in derselben Arie durch die, von Dichtern um des Reimes willen beliebte, Auseinanderstellung der zusammengehörigen Worte, welche der Komponist hier durch die Wiederholung von Zwischenteilen leider noch schädlicher macht.

„Wenn sich rauschend Blätter regen,
Wähnt sie wohl, es sei mein Fuß,
Hüpft vor Freuden, winkt entgegen —
Nur dem Laub — nur dem Laub — den Liebesgruß."

Hier soll sich außerdem „Fuß" und „Liebesgruß" reimen. Weber akzentuiert das erstemal:



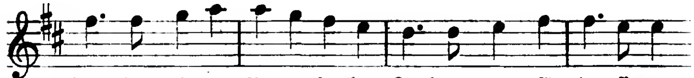
bei der Wiederholung:



wobei der unrichtige Akzent den Reim gibt, der richtige aber aufdeckt, daß jene Worte sich nicht reimen. Und hiermit treffen wir auf einen Hauptgrund der Verwerflichkeit unsres ganzen literarischen Verswesens, welches sich immer fast nur noch durch endgereimte Zeilen kundgeben zu dürfen glaubt, während nur in den vorzüglichsten Versen unsrer größten und berufensten Dichter der Reim, durch Echtheit, zu einer bestimmenden Wirklichkeit wird. Auch diese Echtheit oder Unechtheit bekümmerte bisher unsre deutschen Tonsetzer wenig; ihnen war Reim Reim, und mit der letzten Silbe gingen sie in guter Bänkelsängerweise zusammen. Ein merkwürdiges Beispiel hierfür bietet uns die, früher so populär gewordene, Naumannsche Melodie zu Schillers „Ode an die Freude":



Nun aber Beethoven, der Wahrhaftige:



Dem imaginären Reime zulieb verdrehte Naumann alle Akzente des Verses: Beethoven gab den richtigen Akzent, deckte dadurch aber auf, daß bei zusammengesetzten Worten im Deutschen der Akzent auf dem vorderen Wortteile steht, somit der Schlußteil nicht zum Reime gebraucht werden kann, weil er den schwächeren Akzent hat; beachtet dies der Dichter nicht, so bleibt der Reim nur für das Auge vorhanden, ist ein Literaturreim: vor dem Gehöre, und somit für das Gefühl wie für den lebendigen Verstand, verschwindet er gänzlich. Und welche Not bringt dieser unselige Reim in alle musikalische Komposition auf Worttexte: Verdrehung und Verstellung der Phrasen bis zur vollen Unverständlichkeit, um endlich doch gar nicht einmal bemerkt zu werden! Ich suchte kürzlich in der großen Arie des Kasper den dem Schlußverse: „Triumph, die Rache gelingt" vorangehends korrespondierenden Reim, den ich beim Vortrage nie gehört hatte, weshalb ich vermeinte, Weber habe jene Phrase aus Bedürfnis eigenmächtig hinzugesetzt: dagegen traf ich nun allerdings auf das „im Dunkel beschwingt", welches, zwischen dem „umgebt ihn, ihr Geister" und: „schon trägt er knirschend eure Ketten" flüchtig eingestreut und ohne musikalischen Absatz hastig mit dem Folgenden verbunden, mir niemals als Reim aufgefallen war. In der Tat, was lag dem Komponisten an diesem Reime, da er seinerseits eben nur Worte, ja Silben gebrauchte, um eine stürmische musikalische Phrase, wie sie eigentlich nur der charakteristischen Orchesterbegleitung angehört, auch vom Sänger singen zu lassen?

Ich glaube mit diesem Beispiele, auf welches ich eben nur zufällig geriet, am Verständlichsten eine weitere Untersuchung des opernmelodistischen Wesens einleiten zu können. Der dürftige, fehlerhafte, oft aus bloßen nichtssagenden Phrasen bestehende Vers, dessen einziges der Musik verwandte Merkmal, der Reim, den letzten Sinn der Worte sogar entstellte und hierdurch im besten Falle dem Musiker sich ganz entbehrlich und unnütz machte, — dieser Vers nötigte den Tonsetzer, die Bildung und Ausarbeitung charakteristischer melodischer Motive einem Gebiete der Musik zu entnehmen, welches sich bisher in der Orchesterbegleitung als freie Sprache der Instrumente ausgebildet hatte. Mozart hatte diese symphonische Orchesterbegleitung zu so ausdrucksvoller Prägnanz erhoben, daß er, wo dies der dramatischen Natürlichkeit angemessen war, die Sänger zu solcher Begleitung nur in musikalischen Akzenten sprechen lassen konnte, ohne den allerreichsten melodischen Themenkomplex zu zersetzen oder den musikalischen Fluß unterbrechen zu müssen. Hierbei verschwand denn auch jedes gewaltsame Verfahren gegen den Worttext; was in diesem sich nicht zur Gesangsmelodie bestimmte, blieb verständlich musikalisch gesprochen. Vollständig durfte dies dem unvergleichlichen dramatischen Talente des herrlichen Musikers doch auch nur in der sogenannten opera buffa, nicht aber ebenso in der opera seria gelingen. Hier verblieb für seine Nachfolger eine große Schwierigkeit. Diese ersahen es nicht anders, als daß der leidenschaftliche Vortrag immer durchaus musikalisch-melodisch sein müsse; da ihnen hierfür der spärliche Text wenig Anhalt gab, beliebige Wiederholungen der Textworte sie überhaupt schon verächtlich gegen etwaige Ansprüche des Textdichters gestimmt hatten, ließen sie endlich auch den Text, mit gerade so vielen Wortwiederholungen, als deren hierzu nötig waren, zu melodisch dünkenden Phrasen singen, welche z. B. Mozart ursprünglich der charakteristischen Orchesterbegleitung zugeteilt hatte. So glaubten sie ihre Sänger immer „melodisch“ singen zu lassen, und um dies recht andauernd im Gange zu erhalten, warfen sie oft allen Text, wenn davon gerade viel vorrätig war, haufenweise unter solchen melodischen Hin- und Herläufern zusammen, so daß allerdings weder Gesang noch Text vermerkt werden konnten. — Wer sich hiervon ein ziemlich auffälliges Beispiel vor-

führen will, betrachte sich genau die große Arie des Templers in Marschners „Templer und Jüdin", so etwa vor allem das Allegro furioso von „mich faßt die Wut" an, wovon zumal die Komposition der letzten Verse lehrreich ausgefallen ist: nämlich immer wie in einem Atem, ohne den mindesten Absatz, folgen sich die Worte:

„Rache nur wollt' ich genießen;
Ihr allein mein Ohr nur leihend
Trennt' ich mich von allen süßen,
Zarten Banden der Natur,
Mich dem Templerorden weihend."

Hier macht der Komponist einen Halt; denn daß nun wiederum der Dichter, um auch den Reim auf „Natur" zu bringen, nach einem Punktum noch hinanhängte

Bitt're Reue fand ich nur"

schien doch zu stark: erst nach zweien Takten Zwischenspieles läßt Marschner, allerdings in ähnlich aufgeregter Läuferweise wie zuvor, diesen sonderbaren Anhang nachfolgen.

In solcher Weise glaubte der Tonsetzer alles, auch das Böseste, „melodisch gesungen" zu haben. Nicht anders erging es aber auch dem elegisch Zarten, wovon die gleiche Arie des Templers mit dem Andante ($^3/_4$): „in meines Lebens Blütezeit" ein Zeugnis gibt, wo, nach Balladenart, der zweite Vers: „einsam in das dunkle Grab" genau nach der Melodie des ersten Verses gesungen wird, und zwar mit der gewissen Eleganz in der melodischen Verzierung, welche dieses Genre deutscher Gesangsmusik sehr nahe an das Lächerliche gebracht hat. Der Komponist vermeinte, der Sänger wollte durchaus auch etwas zum „Singen" haben: die großen Bravourkoloraturen der Italiener gingen den Deutschen nicht leicht ab; höchstens auf „Rache" glaubte man einen Auf- und Abläufer wagen zu müssen. Dagegen fanden sich im „Cantabile" die kleinen Verzierungen, vorzüglich „Mordente" und die von diesen abgeleiteten Schnörkelchen ein, um zu zeigen, daß man denn doch auch Geschmack hätte. Spohr brachte die Agrements seines Violinsolos auch in der Arie des Sängers an, und fiel nun die Melodie, welche allein schon durch solche Verzierungen hergestellt schien, lang-

weilig und nichtssagend aus, so verschwand darunter doch auch der Vers, der sich stellte, als ob er etwas sagen wollte. Neben offenbaren Geniezügen, denen wir bei Marschner so häufig (z. B. gerade auch in jener großen Templerarie) begegnen, und welche sich (z. B. in den das zweite Finale derselben Oper einleitenden Chorgesängen) zu dem durchaus Erhabenen und Tiefergreifenden steigern, treffen wir hier auf eine fast vorherrschende Plattheit und oft erstaunliche Inkorrektheit, welche sich zu allermeist dem unseligen Wahne verdanken, es müßte immer recht „melodisch" hergehen, d. h. es müsse überall „Gesinge" sein. Mein seliger Kollege Reißiger beklagte sich bei mir über den Mißerfolg seines „Schiffbruch der Medusa", in welchem, das müßte ich doch selbst sagen, „so viele Melodie" wäre, — was ich zugleich als bittere Hindeutung auf den Erfolg meiner eigenen Opern zu verstehen hatte, in welchen doch so wenig „Melodie" sich vorfände. —

Dieser wunderbare Melodienreichtum, welcher sein Füllhorn über Gerechtes und Ungerechtes ausschüttete, ersetzte seine vergeudeten Fonds durch, leider nicht immer sinnvolle, Verwertung aller weltläufigen musikalischen Floskeln, welche meistens den italienischen und französischen Opern entnommen und dann wustvoll aneinander gereiht wurden. Auf Rossini ward viel geschimpft: doch war es nur seine Originalität, was uns ärgerte; denn sobald das Spohrsche Violinsolo für die Eleganz des „Cantabile" erschöpft war, drängten sich — ganz wie von selbst — die Rossinischen Marsch- und Ballettrhythmen und Melismen in das erfrischende Allegro ein: immer nichts wie lauter „Melodie". Die Ouvertüre zur „Felsenmühle" lebt noch in unsren Gartenkonzerten und Wachtparademusiken, den Marsch aus „Moses" bekommt man dagegen nicht mehr zu hören; in diesem Falle hätte einmal, zu des seligen Reißigers großer Satisfaktion, der deutsche Patriotismus gesiegt.

Aber nicht nur jene unwirkungsvoll übersetzten italienischen und französischen melismischen und rhythmischen Floskeln waren es, was die deutsche Opernmelodie befruchtete, sondern für das Erhabene und Gemütvolle kam noch die Einmischung des seit dem letzten halben Jahrhundert so leidenschaftlich betriebenen vierstimmigen Männergesanges. Spontini wohnte

widerwillig einer Aufführung der Mendelssohnschen „Antigone" in Dresden bei, verließ sie aber bald mit verachtungsvollem Ingrimm: „c'est de la Berliner Liedertafel!" Eine üble Bewandtnis hat es mit diesem Eindringen jenes ungemein armseligen und monotonen Biergesanges, selbst wenn er zu Rheinweinliedern gesteigert wird, ohne welche selbst der Berliner Komponist der Oper „die Nibelungen" es nicht abgehen lassen zu dürfen glaubte. — Das Genie Webers war es, welches die Oper durch Hinzuziehung des deutschen Männerchorgesanges, dem er durch seine Freiheitskriegslieder einen so herrlichen Aufschwung gegeben hatte, in edle Bahnen des Volkstümlichen leitete. Der ungemeine Erfolg hiervon bestimmte den Meister, auch für den in dramatischer Beteiligung an der Handlung begriffenen Chor den Charakter jener Gesangsweisen zu verwenden: in seiner „Euryanthe" wird der Dialog der Handelnden mehrere Male durch den Zwischengesang des Chores unterbrochen und aufgehalten, und leider singt hier der Chor ganz in der Weise jenes Männergesangs, für sich, vierstimmig, unbelebt durch ein charakteristisch-bewegungsvolles Orchester, fast so, als ob diese Sätze einzeln sogleich für die Kollektionen der Liedertafeln benutzt werden sollten. Was hier jedenfalls edel beabsichtigt war, vielleicht auch um der schablonenartigen, nur zum Akkompagnement der Arie oder des Balletts dienenden, Verwendung des Chores in den italienischen Opern entgegenzutreten, verleitete Webers Nachfolger zu dieser ewig nichtssagenden „melodischen" Chorsingerei, welche neben der obengezeichneten Arienmelodie-Singerei, den ganzen Gehalt einer deutschen Oper ausmacht. Ganze Flächen sind von solcher „melodischer" Gesamtsingerei bedeckt, in welchen nicht ein einziges fesselndes Moment hervortritt, um uns die Ursache dieses ununterbrochenen melodischen Vorgehens zu erkennen zu geben. Ich führe als Beispiel hiervon immer noch die Oper des übrigens so ungemein talentvollen Marschner an, wenn ich auf seine sogenannten Ensemblestücke, wie das Andante con moto ($^9/_8$) im zweiten Finale des „Templers", „laßt den Schleier mir, ich bitte", sowie (als Muster) etwa auch auf die Introduktion des ersten Aktes derselben Oper verweise, von welcher man nur die erste Strophe des Männerchors: „wir lagern dort im stillen Wald, der Zug muß hier vorbei, er ist nicht fern, er nahet bald

und glaubt die Straße frei", auf eine Jagdliedmelodie gesungen, beachte, und im weiteren Verlaufe dieses Stückes die verwunderliche Melodisierung des striktesten Dialoges vermöge undenklicher Wortwiederholungen verfolge. Hier ist zur Belehrung für dramatische Melodiker zu ersehen, wie lange eine ziemliche Anzahl von Menschen auf dem Theater a parte sich auslassen kann, was natürlich nicht anders auszuführen ist, als daß alle, in Reihen aufgestellt, vom Walde aus sich an das Publikum wenden, welches wiederum auf keinen von ihnen achtet, sondern geduldig auf den Ausgang der allgemeinen „Melodie" wartet.

Für den verständigen Zuschauer trat in solchen Opern der gesprochene Dialog oft zur wahren Erfrischung ein. Andererseits verführte gerade der Dialog die Komponisten zur der Annahme, daß die einzelnen, durch das Prosagespräch verbundenen, Musikstücke durchaus nur lyrisch melodischer Art sein dürften; welche Annahme im eigentlichen „Singspiele" sehr wohl berechtigt war, da es hier wirklich nur auf liederartige „Intermezzi" ankam, während das Stück selbst ganz wie im Schauspiele, in verständlicher Prosa rezitiert wurde. Nun aber hieß es: „Oper"; die Gesangsstücke dehnten sich aus, Arien wechselten mit mehrstimmigen „Ensemble"-Nummern, und endlich das „Finale" ward dem Musiker mit allem Texte zur Verfügung gestellt. Diese einzelnen „Nummern" mußten nun alle für sich effektvoll sein: die „Melodie" durfte darin nicht aufhören, und die Schlußphrase mußte aufregend, auf den Beifall hinwirkend sich ausnehmen. Hierbei war denn auch bereits der Musikhändler in das Auge gefaßt: je mehr effektvolle, oder auch bloß gefällige einzelne Stücke herauszugeben waren, desto wertvoller wurde das Werk für den Verlag. Selbst der vollständige Klavierauszug mußte das Inhaltsverzeichnis der Stücke nach den Rubriken von „Arie", „Duett", „Terzett" oder „Trinklied" usw., wonach die Nummern auch für den ganzen Verlauf der Oper genannt wurden, voranstellen. Dies behauptete sich auch noch, als bereits das „Rezitativ" statt des Dialoges eingeführt und nun das Ganze in einen gewissen musikalischen Zusammenhang gebracht war. Freilich hatten die Rezitative nicht viel zu sagen und trugen nicht wenig zur Verlangweiligung des Operngenres bei; während z. B. Nadori in Spohrs „Jessonda"

rezitativisch sich vernehmen ließ: „still lag an des Sees Fluten —



erwartete man am Ende doch nur ungeduldig den Wiedereintritt des vollen Orchesters, mit bestimmtem Tempo und einer festen „Melodie", sie mochte eben zusammengestellt („komponiert") sein, wie sie wollte. Am Schlusse dieser endlich erfreuenden Nummer mußte applaudiert werden können, oder es stand schief, und die Nummer durfte mit der Zeit ausgelassen werden. Endlich aber im „Finale" mußte es zu ziemlich stürmischer Verwirrung kommen, eine Art von musikalischem Taumel war zum befriedigenden Aktschluß erforderlich; da wurde denn nun „Ensemble" gesungen; jeder für sich, alle für das Publikum; und eine gewisse jubelhafte Melodie, mochte sie passen oder nicht, mußte mit sehr gesteigerter Schlußkadenz alles zusammen in eine gehörige Extase versetzen. Wirkte auch dies nicht, dann war es gefehlt, und an der Oper war nichts rechtes. —

Fassen wir alles bisher in Betrachtung Gezogene zusammen und halten wir hierzu noch die höchst konfuse Gesangskunst der meisten unsrer, schon durch solche stillose Aufgaben in gesteigerter Unfertigkeit erhaltenen Sänger, so müssen wir uns mit voller Aufrichtigkeit eingestehen, daß in der deutschen Oper wir es eigentlich mit einem wahren Stümperwerke zu tun haben. Wir müssen dies bekennen, schon wenn wir die deutsche Oper nur mit der italienischen und französischen zusammenhalten, um wie weit eher aber, wenn wir die notwendigen Anforderungen, denen für uns ein Drama einerseits und ein selbständiges Musikstück anderseits entsprechen müssen, an dieses in unerlösbarer Inkorrektheit erhaltene Pseudokunstwerk stellen! — In dieser Oper ist, genau betrachtet, alles absurd, bis auf das, was ein gottbegabter Musiker als Originalmelodiker darin aufopfert. Ein solcher war nun für die eigentlich sogenannte „deutsche" Oper **Weber**, der uns die zündendsten Strahlen seines Genius durch diesen Opernnebel zusandte, aus welchem Beethoven un-

mutig sich loslöste, als er seinem Tagebuche einschrieb: „nun nichts mehr von Opern u. dgl. sondern für meine Weise!" Wer wollte aber unser soeben ausgesprochenes Urteil über das Genre selbst bestreiten, wenn er das tatsächliche Ergebnis sich vorführt, daß Webers schönste, reichste und meisterlichste Musik für uns schon so gut wie verloren ist, weil sie der Oper „Euryanthe" angehört? Wo wird diese endlich nur noch aufgeführt werden, da selbst allerhöchste Höfe für ihre Vermählungs- und Jubelhochzeitsfeste, wenn denn durchaus etwas Langweiliges zu deren theatralischer Feier ausgesucht werden muß, lieber für die „Clemenza di Tito" oder „Olympia" zu bestimmen sind, als für diese „Euryanthe", in welcher, trotz alles Verrufes ob ihrer Langweiligkeit, doch jedes einzelne Musikstück mehr wert ist als die ganze Opera seria Italiens, Frankreichs und Judäas? Unverkennbar fallen solche Bevorzugungen jedoch nicht einzig der somnolenten Urteilskraft etwa des preußischen Operndirektionskonsortiums zu Last, sondern, wie dort alles durch einen gewissen dumpfen, aber hartnäckigen akademischen Instinkt bestimmt wird, dürfen wir auch aus einer ähnlichen Wahlentscheidung erkennen, daß, neben jene Werke eines zweifellos festen Stiles, wenn auch sehr beschränkter und hohler Kunstgattung, gehalten, das beste Werk der „deutschen Oper" als unfertig, und somit auch als unpräsentabel bei Hofe angesehen werden mußte. Allerdings traten gerade in diesem Werke alle Gebrechen des Operngenres am ersichtlichsten hervor, lediglich aber doch nur aus dem Grunde, daß der Komponist es diesmal vollkommen ernst damit meinte, hierbei aber alles Fehlerhafte, ja Absurde desselben durch eine höchste Anstrengung seiner rein musikalischen Produktivität doch immer nur zu verdecken bemüht sein konnte. Wenn ich auch hier, wie ich dies bereits früher einmal bildlich durchführte, das Dichterwerk als das männliche, die Musik hingegen als das weibliche Prinzip der Vermählung zum Zweck der Erzeugung des größten Gesamtkunstwerkes bezeichne, so möchte ich den Erfolg dieser Durchdringung des „Euryanthen"-Textes vom Weberschen Genius mit der Frucht der Ehe eines „Tschandala" mit einer „Brahmanin" vergleichen; nach den Erfahrungs- und Glaubenssatzungen des Hindus nämlich konnte ein Brahmane mit einem Tschandalaweibe einen ganz erträglichen, wenn auch nicht zum Brahmanentum befähigten Sprößling erzeugen,

wogegen umgekehrt die Frucht eines Tschandalamannes, durch ihre Geburt aus dem mächtig wahrhaft gebärenden Schoße eines Brahmanenweibes, den Typus des verworfenen Stammes in deutlichster, somit abschreckendster Ausprägung zum Vorscheine brachte. Nun bedenke man aber noch, daß bei der Konzeption dieser unglücklichen „Euryanthe" der dichterische Vater ein Frauenzimmer, die gebärende Musik dagegen im vollsten Sinne des Wortes ein Mann war! Wenn Goethe dagegen glaubte, zu seiner „Helena" würde Rossini eine recht passende Musik haben schreiben können, so scheint hier der Brahmane auf ein schmuckes Tschandalamädchen sein Auge geworfen zu haben; nur war in diesem Falle nicht anzunehmen, daß das Tschandalamädchen Stich gehalten hätte. —

Über die so traurige, ja herzzerreißend lehrreiche Beschaffenheit des soeben hervorgehobenen Weberschen Werkes habe ich im ersten Teile meiner größeren Abhandlung über „Oper und Drama" seiner Zeit genügend mich verständlich zu machen gesucht, namentlich auch nachzuweisen mich bemüht, daß selbst der reichste musikalische Melodiker nicht imstande sei, eine Zusammenstellung versloser deutscher Verse zu einem poetisch sich ausnehmen sollenden Operntexte in ein wirkliches Kunstwerk umzuwandeln. Und Weber war, außer einem der allerhervorragendsten Melodiker, ein geistvoller Mann mit scharfem Blicke für alles Schwächliche und Unechte. Bei der nachfolgenden Musikerjugend geriet er bald in eine gewisse Mißachtung; Gott weiß, welche Mixturen aus Bach, Händel usw. man für allerneueste Komponierrezepte zusammensetzte: keiner wagte jedoch an das von Weber scheinbar ungelöst hinterlassene Problem sich heranzumachen, oder jeder stand nach flüchtigem, wenn auch mühseligem Versuche, bald wieder davon ab. Nur die deutschen Kapellmeister komponierten, frisch darauf los, auch noch „Opern" fort. Diesen war es in ihren Bestallungskontrakten vorgeschrieben, jedes Jahr die von ihnen dirigierte Hofoper durch ein neues Werk ihrer Phantasie zu befruchten. Meine Opern „Rienzi" „der fliegende Holländer", „Tannhäuser" und „Lohengrin" gibt noch jetzt das Dresdener Hoftheater immerfort umsonst, weil sie mir als Kapellmeisteropern aus der Zeit meiner dortigen lebenslänglichen Anstellung angerechnet werden; daß es diesen meinen Opern dort besser erging als denen meiner Kol-

legen, habe ich demnach jetzt auf eine sonderbare Art zu büßen. Glücklicherweise betrifft diese Kalamität mich allein; ich wüßte sonst keinen seine Kapellmeisterei überdauernden Dresdener Opernkomponisten, außer meinem großen Vorgänger Weber, von welchem man dort aber keine besonders für das Hoftheater verfaßten Opern verlangte, da zu seiner Zeit nur die italienische Oper daselbst für menschenwürdig gehalten wurde. Seine drei berühmten Opern schrieb Weber für auswärtige Theater.

Von dieser gemütlichen Bereicherung des königlich-sächsischen Hofopernrepertoires durch meine geringen, jetzt aber doch bereits über dreißig Jahre dort vorhaltenden Arbeiten abgesehen, hatte auch auf den sonstigen Hoftheatern von den Nachgeburten der Weberschen Oper nichts rechten Bestand. Das unvergleichlich Bedeutendste hiervon waren jedenfalls die ersten Marschnerschen Opern: ihren Schöpfer erhielt einige Zeit die große Unbefangenheit aufrecht, mit welcher er sein melodisches Talent und einem gewissen ihm eigenen lebhaften Fluß des, nicht immer sehr neuen, musikalischen Satzverlaufes, unbekümmert um das Problem der Oper selbst, ganz für sich arbeiten ließ. Nur die Wirkung der neueren französischen Oper machte auch ihn befangen, und bald verlor er sich unrettbar in die Seichtigkeit des ungebildeten Nichthochbegabten. Vor Meyerbeers Erfolgen ward alles, schon Anstandshalber, still und bedenklich: erst in neuerer Zeit wagte man es, den Schöpfungen seines Stiles alttestamentarische Nachgeburten folgen zu lassen. Die „deutsche Oper" aber lag im Sterben, bis endlich es sich zeigte, daß die, wenn auch noch so erschwerten, dennoch aber immer weniger bestrittenen Erfolge meiner Arbeiten ziemlich die ganze deutsche Komponistenwelt in Alarm und Auch-Schaffenslust versetzt zu haben scheinen.

Schon vor längeren Jahren erhielt ich von dieser Bewegung Anzeichen. Meine Erfolge auf dem Dresdener Hoftheater zogen bereits F. Hiller, dann auch R. Schumann in meine Nähe, zunächst wohl nur, um zu erfahren, wie es zuginge, daß auf einer bedeutenden deutschen Bühne die Opern eines bis dahin ganz unbekannten deutschen Komponisten fortdauernd das Publikum anzogen. Daß ich kein besonderer Musiker sei, glaubten beide Freunde bald herausbekommen zu haben; somit schien ihnen mein Erfolg in den von mir selbst verfaßten Texten begründet

zu sein. Wirklich war auch ich der Meinung, ihnen, die jetzt mit Opernplänen umgingen, vor allen Dingen zur Beschaffung guter Dichtungen raten zu sollen. Man erbat sich hierzu meine Hilfe, lehnte sie jedoch, wann es dazu kommen sollte, wieder ab, — ich vermute, aus mißtrauischer Befürchtung unlauterer Streiche, die ich ihnen hierbei etwa spielen könnte. Von meinem Texte zu „Lohengrin" erklärte Schumann, er sei nicht als Oper zu komponieren, worin er mit dem Oberkapellmeister Taubert in Berlin auseinanderging, welcher späterhin, als auch meine Musik dazu beendigt und aufgeführt war, sich äußerte, er hätte Lust, den Text noch einmal für sich zu komponieren. Als Schumann den Text zu seiner „Genovefa" sich selbst zusammensetzte, ließ er sich durch keine Vorstellung meinerseits davon abbringen, den unglücklich albernen dritten Akt nach seiner Fassung beizuhalten; er wurde böse, und war jedenfalls der Meinung, ich wollte ihm durch mein Abraten seine allergrößten Effekte verderben. Denn auf Effekt sah er es ab: alles „deutsch, keusch und rein", aber doch mit pikanten Scheinunkeuschheiten untermischt, zu welchen dann die unmenschlichsten Rohheiten und Gemeinheiten des zweiten Finales recht ergreifend sich ausnehmen sollten. Ich hörte vor einigen Jahren eine sehr sorgsam zutage geförderte Aufführung dieser „Genovefa" in Leipzig, und mußte finden, daß die bereits so widerwärtige und beleidigende Szene, mit welcher der auf ähnliche Motive begründete dritte Akt des Auberschen „Maskenballes" endigt, mir wie ein witziges Bonmot gegen diese wahrhaft herzzerdreschende Brutalität des keuschen deutschen Effektkomponisten und Textdichters erschien. Und — wunderbar! Nie habe ich hierüber von irgend jemand eine Klage vernommen. Mit solcher Energie beherrscht der Deutsche seine angeborene reine Empfindung, wenn er einem anderen — z. B. mir — einen anderen — z. B. Schumann entgegensetzen will. — Ich für mein Teil ersah, daß ich Schumann von keinem Nutzen hatte werden können.

Doch, — dies alles gehört bereits in die alte Zeit. Seitdem entbrannte der dreißigjährige Zukunftsmusikkrieg, von dem ich nicht genau inne werden kann, ob er zu einem westphälischen Friedensschluß bereits für reif befunden werde. Jedenfalls ward noch während der Kriegsjahre wieder erträglich viel Oper komponiert, wozu schon der Umstand auffordern mochte, daß unsre

Theater, welche früher nur von italienischen und französischen Opern gelebt hatten, mit dieser Ware jetzt immer weniger mehr Geschäfte machten, wogegen eine Anzahl deutscher Texte aus meiner dilettantischen Feder, sogar auch von mir eigenhändig komponiert, den Theatern bereits seit längerer Zeit gute Einnahmen verschaffte.

Leider habe ich mir von den Schöpfungen der neu-deutschen Muse keine nähere Erkenntnis erwerben können. Man sagt mir, die Einwirkung meiner „Neuerungen" im dramatischen Musikstile sei dort zu bemerken. Bekanntlich schreibt man mir eine „Richtung" zu, gegen welche z. B. der verstorbene Kapellmeister Rietz in Dresden eingenommen gewesen, und der selige Musikdirektor Hauptmann in Leipzig seine vortrefflichsten Witze spielen gelassen habe; ich glaube nicht, daß diese die einzigen waren, sondern gewiß recht viele Meister aller Art waren und sind wohl gegen diese „Richtung" ärgerlich gestimmt. In den Musikschulen und Konservatorien soll sie geradezu streng verpönt sein. Welche „Richtung" man dort lehrt, ist mir andererseits unklar geblieben; nur soll daselbst überhaupt wenig gelernt werden: jemand, der in einer solchen Anstalt sechs Jahre lang das Komponieren lernte, ließ nach dieser Zeit davon ab. Es scheint fast, daß das Erlernen des Opernkomponierens außerhalb der Hochschulen heimlich vor sich geht; wer dann in meine „Richtung" gerät, der möge sich vorsehen! Weniger das Studium meiner Arbeiten als deren Erfolg scheint aber manchen akademisch unbelehrt gebliebenen im meine „Richtung" gewiesen zu haben. Worin diese besteht, ist mir selbst am allerunklarsten geblieben. Vielleicht, daß man eine Zeitlang mit Vorliebe mittelalterliche Stoffe zu Texten aufsuchte; auch die Edda und der rauhe Norden im allgemeinen wurden als Fundgruben für gute Texte in das Auge gefaßt. Aber nicht bloß die Wahl und der Charakter der Operntexte schien für die, immerhin „neue" Richtung von Wichtigkeit zu sein, sondern hierzu auch manches andere, besonders das „Durchkomponieren", vor allem aber das ununterbrochene Hineinredenlassen des Orchesters in die Angelegenheiten der Sänger, worin man um so liberaler verfuhr, als in neuerer Zeit hinsichtlich der Instrumentation, Harmonisation und Modulation bei Orchesterkompositionen sehr viel „Richtung" entstanden war.

Ich glaube nicht, daß ich in allen diesen Dingen viele und

nützliche Belehrung würde geben können; da mich glücklicherweise auch niemand darum befrägt, dürfte ich, aus reiner Gutmütigkeit, höchstens etwa folgenden kleinen Rat — ungebeten — zum besten geben.

Ein Opern komponierender deutscher Fürst wünschte einst durch meinen Freund Liszt meine Mitwirkung bei der Instrumentierung einer neuen Oper seiner Hoheit vermittelt zu sehen; namentlich wollte er die gute Wirkung der Posaunen im „Tannhäuser" auf sein Werk angewendet wissen, in welchem betreff mein Freund das geheime Mittel aber damit aufdecken zu müssen glaubte, daß mir jedes Mal zuerst etwas einfiele, bevor ich es für die Posaunen setzte. — Im ganzen wäre wohl zu raten, daß verschiedene Komponisten diese „Richtung" einschlügen: mir selbst ist sie zwar wenig ersprießlich, denn ich kann durchaus gar nichts komponieren, wenn mir nichts „einfällt", und vielleicht befinden sich die Meisten besser dabei, wenn sie Einfälle nicht erst abwarten. Nun aber auf das dramatische Fach bezüglich, möchte ich als bestes Kunststück sogar das Mittel zeigen, durch welches „Einfälle" selbst erzwungen werden können.

Ein jüngerer Musiker, dem ich auch einmal das Abwarten von Einfällen anriet, warf mir skeptisch ein, woher er denn wissen könnte, daß der Einfall, den er etwa unter Umständen hätte, sein eigener sei. Der hierin ausgedrückte Zweifel mag dem absoluten Instrumentalkomponisten ankommen: unsren großen Symphonisten der „Jetztzeit" wäre sogar anzuraten, den Zweifel im betreff des Eigentumes ihrer etwaigen Einfälle sofort recht gründlich in Gewißheit zu verwandeln, ehe dies andere tun. Den dramatischen Komponisten meiner „Richtung" möchte ich dagegen anraten, vor allem nie einen Text zu adoptieren, ehe sie in diesem nicht eine Handlung, und diese Handlung von Personen ausgeübt ersehen, welche den Musiker aus irgend einem Grunde lebhaft interessieren. Dieser sehe sich nun z. B. die eine Person, die ihn gerade heute am nächsten angeht, recht genau an: trägt sie eine Maske — fort damit; ist sie in das Gewand der Figurine eines Theaterschneiders gekleidet — herab damit! Er stelle sie sich in ein Dämmerlicht, da er nur den Blick ihres Auges gewahrt; spricht dieser zu ihm, so gerät die Gestalt selbst jetzt wohl auch in eine Bewegung, die ihn vielleicht sogar erschreckt, — was er sich aber

gefallen lassen muß; endlich erbeben ihre Lippen, sie öffnet den Mund, und eine Geisterstimme sagt ihm etwas ganz Wirkliches, durchaus Faßliches, aber auch so Unerhörtes (wie etwa der „steinerne Gast“, wohl auch der Page Cherubin es Mozart sagte), so daß — er darüber aus dem Traume erwacht. Alles ist verschwunden; aber im geistigen Gehöre tönt es ihm fort: er hat einen „Einfall“ gehabt, und dieser ist ein sogenanntes musikalisches „Motiv“; Gott weiß, ob es andere auch schon einmal so oder ähnlich gehört haben? Gefällt es dem, oder mißfällt es jenem? Was kümmert ihn das! Es ist sein Motiv, völlig legal von jener merkwürdigen Gestalt in jenem wunderlichen Augenblicke der Entrücktheit ihm überliefert und zu eigen gegeben.

Solche Eingebungen erhält man aber nur, wenn man für Operntexte nicht mit Theaterfigurinen umgeht: für solche eine „neue“ Musik zu erfinden, ist jetzt ungemein schwer. Von Mozart darf man annehmen, er habe die Musik zu solchen dramatischen Maskenspielen erschöpft. Von geistreichen Menschen ward an seinen Texten, z. B. dem des „Don Juan“ das skizzenhaft Unausgeführte des Programmes zu einem szenischen Maskenspiele gerühmt, welchem nun auch seine Musik so wohltuend entspräche, da sie selbst das Leidenschaftlichste menschlicher Situationen wie in einem immer noch angenehm ergötzenden Spiele wiedergäbe. Wenn diese Ansicht auch leicht mißverständlich ist, und namentlich als geringschätzig verletzen könnte, so war sie doch ernst gemeint und schloß das allgemein verbreitete Urteil unsrer Ästhetiker über die richtige Wirksamkeit der Musik ein, gegen welches noch heutzutage schwer anzukämpfen ist. Allein ich glaube, Mozart habe diese, in einem gewissen — sehr tiefen Sinne — dem Vorwurfe der Frivolität ausgesetzte Kunst, indem er sie für sich zu einem ästhetischen Prinzip der Schönheit erhob, auch vollkommen erschöpft; sie war sein Eigen: was ihm nachfolgen zu dürfen glaubte, stümperte und langweilte.

Mit den „hübschen Melodien“ ist es aus, und es dürfte ohne „neue Einfälle“ hierin nicht viel Originelles mehr zu leisten sein. Deshalb, so rate ich den „Neu-Gerichteten“, sehe man sich den Text, seine Handlung und Personen auf gute Einfälle hin recht scharf an. Hat man aber keine Zeit dazu, um das Er-

gebnis solcher Betrachtungen lange abzuwarten (es erging manchem so mit „Armins“ und „Konradins) und begnügt man sich endlich mit Theaterfigurinen, Festaufzügen, Schmerzenswüten, Rachedürsten und sonstigem Tanz von Tod und Teufeln, so warne ich wenigstens davor, auf die musikalische Ausstattung solcher Mummenschänze nicht diejenigen Eigenschaften der „Richtung“ anzuwenden, welche sich aus dem Umgange mit den zuvor von mir besprochenen Wahrtraumgestalten ergeben haben und mit welchen man hier nur großen Unfug anstiften würde. Wer jenen Gestalten in das Auge gesehen, hatte es nämlich schwer, aus dem Vorrate unsrer Maskenmusik das dort angegebene Motiv deutlich herzustellen: oft war da mit der Quadratur des Rhythmus und der Modulation nichts auszurichten, denn etwas anders sagt: „es ist“, als: „wollen wir sagen“ oder „wird er meinen“. Hier bringt die Not des Unerhörten oft neue Notwendigkeiten zu Tage, und es mag im Musikgewebe sich ein Stil bilden, welcher die Quadratmusiker sehr ärgern kann. Das letztere machte nun nicht viel aus: denn wenn, wer ohne Not stark und fremdartig moduliert, wohl ein Stümper ist, so ist, wer am richtigen Orte die Nötigung zu starker Modulation nicht erkennt, ein — — „Senator“. Das Schlimme hierbei ist jedoch eben, wenn „Neu-Gerichtete“ annehmen, jene als notwendig befundenen Unerhörtheiten seien nun als beliebig zu verwendendes Gemeingut jedem in die „Richtung“ Eingetretenen zugefallen, und, kleckse er davon nur recht handgreiflich seiner Theaterfigurine auf, so müsse diese schon nach etwas rechtem aussehen. Allein, es sieht übel damit aus, und kann ich vielen ehrlichen Seelen des deutschen Reiches es nicht verdenken, wenn sie ganz korrekte Maskenmusik nach den Regeln der Quadratur immer noch am Liebsten hören. Wenn nur immer Rossinis zu haben wären! Ich fürchte aber, sie sind ausgegangen. —

Aus meinen heutigen Aufzeichnungen wird allerdings wohl auch nicht viel zu lernen sein; namentlich werden meine Ratschläge zu gar nichts nützen. Zwar würde ich mir unter allen Umständen es nicht anmaßen, lehren zu wollen, wie man es machen soll, sondern nur dazu anleiten, wie das Gemachte und das Geschaffene richtig zu verstehen sein dürfte. Auch hierzu wäre jedoch ein wirklich anhaltender Verkehr erforderlich; denn

nur an Beispielen, Beispielen und wiederum Beispielen ist etwas klar zu machen und schließlich etwas zu erlernen: um Beispiele wirkungsvoll aufzustellen, gehören sich auf unsrem Gebiete aber Musiker, Sänger, endlich das Orchester. Das alles haben die Mignons unsrer Kulturministerien durch ihre Schulen in großen Städten bei der Hand: wie diese es nun anfangen, daß aus unsrer Musik doch immer noch nichts Rechtes werden will und selbst auf den Wachtparaden immer schlechtere Pièces gespielt werden, soll ein Staatsgeheimnis unsrer Zeit bleiben. Meine Freunde wissen, daß ich vor zwei Jahren es für nützlich hielt, wenn auch ich mich ein wenig in die Sache mischte; was ich wünschte, schien jedoch als unerwünscht angesehen zu werden. Man hat mir Ruhe gelassen, wofür ich unter Umständen recht dankbar sein konnte. Nur bedaure ich, so lückenhaft und schwer verständlich bleiben zu müssen, wenn ich, wie mit dem Voranstehenden, über manches unser Musikwesen Betreffendes etwas Licht zu verbreiten mich zu Zeiten veranlaßt sehe. Möge man diesem Übelstande es beimessen, wenn dieser Aufsatz mehr aufregend als zurechtweisend befunden werden sollte: glücklicherweise ist er weder für die Kölnische, noch die National- oder sonst welche Weltzeitung geschrieben, und was daran nicht recht ist, bleibt somit unter uns.

Über die

Anwendung der Musik auf das Drama.

Mein letzter Aufsatz über das Opernkomponieren enthielt schließlich eine Hindeutung auf die notwendige Verschiedenartigkeit des musikalischen Stiles für dramatische Kompositionen im Gegensatz zu symphonischen. Hierbei möchte ich mich nachträglich noch deutlicher auslassen, weil es mich bedünkt, als ob bei dieser Untersuchung große Unklarheiten sowohl des Urteils über Musik, als namentlich auch der Vorstellungen unsrer Komponisten beim Produzieren derselben aufzuhellen und zu berichtigen sein dürften. Ich sprach dort von „Stümpern", welche ohne Not stark und fremdartig modulieren, und „Senatoren" welche anderseits die Notwendigkeit scheinbarer Ausschweifungen auf jenem Gebiete nicht zu erkennen vermöchten. Den Euphemismus „Senator" gab mir in einem peinlichen Augenblicke Shakespeares „Jago" ein, welcher einer stattlichen Respektsperson gegenüber einem der Tierwelt entnommenen Vergleiche ausweichen wollte; ich werde mich im gleichen Falle des beängstigten Schicklichkeitsgefühles kunstwissenschaftlichen Respektspersonen gegenüber künftighin des passenderen Ausdruckes „Professor" bedienen. Die wichtige Frage, um welche es sich, meinem Ermessen nach, hier handelt, dürfte jedoch am besten, ohne alle Bezugnahme auf „Professoren", einzig unter Künstlern und wahrhaften, d. h. unbezahlten, Kunstfreunden

ihre Erörterung finden, weshalb ich mit dem Folgenden meine Erfahrungen und Innewerdungen bei der Ausübung meines künstlerischen Berufes nur solchen mitzuteilen gedenke.

Wie das Beispiel immer am besten anweist, ziehe ich jetzt sogleich einen sehr ausdrücklichen Fall der Kunstgeschichte herbei, nämlich: daß Beethoven sich so kühn in seinen Symphonien, dagegen so beängstigt in seiner (einzigen) Oper „Fidelio" zeigt. Den Grund zur Einengung durch die vorgefundene Struktur des giltigen Opernschemas nahm ich bereits in meinem vorangehenden Aufsatze für die Erklärung der widerwilligen Abwendung des Meisters von ferneren Versuchen im dramatischen Genre in Betracht. Warum er den ganzen Stil der Oper nicht, seinem ungeheuren Genie entsprechend, zu erweitern suchte, lag offenbar daran, daß ihm hierzu in dem einzigen vorliegenden Falle keine anregende Veranlassung gegeben war; daß er eine solche Veranlassung nicht auf alle Weise herbeizuführen strebte, müssen wir uns daraus erklären, daß das uns allen unbekannte Neue ihm bereits als Symphonisten aufgegangen war. Untersuchen wir ihn nun hier in der Fülle seines neuernden Schaffens näher, so müssen wir erkennen, daß er den Charakter der selbständigen Instrumentalmusik ein für allemal durch die plastischen Schranken festgestellt hat, über welche selbst dieser ungestüme Genius nie sich hinwegsetzte. Bemühen wir uns nun, diese Schranken nicht als Beschränkungen, sondern als Bedingungen des Beethovenschen Kunstwerkes zu erkennen und verstehen.

Wenn ich diese Schranken plastisch nannte, so fahre ich fort, sie als die Pfeiler zu bezeichnen, durch deren ebenso symmetrische als zweckmäßige Anordnung das symphonische Gebäude begrenzt, getragen und verdeutlicht wird. Beethoven veränderte an der Struktur des Symphoniesatzes, wie er sie durch Haydn begründet vorfand, nichts, und dies aus demselben Grunde, aus welchem ein Baumeister die Pfeiler eines Gebäudes nicht nach Belieben versetzen, oder etwa die Horizontale als Vertikale verwenden kann. War es ein konventioneller Kunstbau, so hatte die Natur des Kunstwerkes diese Konvention benötigt; die Basis des symphonischen Kunstwerkes ist aber die Tanzweise. Unmöglich kann ich hier wiederholen, was ich in früheren Kunstschriften über dieses Thema aus-

geführt, und, wie ich glaube, begründet habe. Nur hier sei nochmals auf den Charakter hingewiesen, welcher durch die bezeichnete Grundlage ein für allemal der Haydnschen wie der Beethovenschen Symphonie eingeprägt ist. Diesem gemäß ist das dramatische Pathos hier gänzlich ausgeschlossen, so daß die verzweigtesten Komplikationen der thematischen Motive eines Symphoniesatzes sich nie im Sinne einer dramatischen Handlung, sondern einzig möglich aus einer Verschlingung idealer Tanzfiguren, ohne etwa jede hinzugedachte rhetorische Dialektik, analogisch erklären lassen könnten. Hier gibt es keine Konklusion, keine Absicht und keine Vollbringung. Daher denn auch diese Symphonien durchgängig den Charakter einer erhabenen Heiterkeit an sich tragen. Nie werden in einem Satze zwei Themen von absolut entgegengesetztem Charakter sich gegenüber gestellt; wie verschiedenartig sie erscheinen mögen, so ergänzen sie sich immer nur wie das männliche und weibliche Element des gleichen Grundcharakters. Wie ungeahnt mannigfaltig diese Elemente sich aber brechen, neu gestalten und immer wieder sich vereinigen können, das zeigt uns eben ein solcher Beethovenscher Symphoniesatz: der erste Satz der heroischen Symphonie zeigt dies sogar bis zum Irreführen des Uneingeweihten, wogegen dem Eingeweihten gerade dieser Satz die Einheit seines Grundcharakters am Überzeugendsten erschließt.

Sehr richtig ist bemerkt worden, daß Beethovens Neuerungen viel mehr auf dem Gebiete der rhythmischen Anordnung, als auf dem der harmonischen Modulation aufzufinden seien. Sehr fremdartige Ausweichungen trifft man fast nur wie zu übermütigem Scherz verwendet an, wogegen wir eine unbesiegbare Kraft zu stets neuer Gestaltung rhythmisch plastischer Motive, deren Anordnung und Anreihung zu immer reicherem Aufbau wahrnehmen. Wir treffen, so scheint es, hier auf den Punkt der Scheidung des Symphonikers von dem Dramatiker. Mozart war seiner Mitwelt durch seine, aus tiefstem Bedürfnis keimende Neigung zu kühner modulatorischer Ausdehnung neu und überraschend: wir kennen den Schrecken über die harmonischen Schroffheiten in der Einleitung jenes Haydn gewidmeten Quartettes. Hier, wie an so manchen charakteristischen Stellen, wo der Ausdruck des kontrapunktisch durchgeführten Themas namentlich durch akzentuierte aufsteigende

Vorhaltsnoten bis in das schmerzlich Sehnsüchtige gesteigert wird, scheint der Drang zur Erschöpfung harmonischer Möglichkeiten bis zum dramatischen Pathos zu führen. In der Tat trat Mozart erst von dem Gebiete der, von ihm bereits zu ungeahnter Ausdrucksfähigkeit erweiterten dramatischen Musik aus, in die Symphonie ein; denn eben nur jene wenigen symphonischen Werke, deren eigentümlicher Wert sie bis auf unsre Tage lebensvoll erhalten hat, verdanken sich erst der Periode seines Schaffens, in welcher er sein wahres Genie bereits als Opernkomponist entfaltet hatte. Dem Komponisten des „Figaro" und „Don Juan" bot das Gerüste des Symphoniesatzes nur Beengung der gestaltungsfrohen Beweglichkeit an, welcher die leidenschaftlich wechselnden Situationen jener dramatischen Entwürfe einen so willigen Spielraum gewährt hatten. Betrachten wir seine Kunst als Symphoniker näher, so gewahren wir, daß er hier fast nur durch die Schönheit seiner Themen, in deren Verwendung und Neugestaltung aber nur als geübter Kontrapunktist sich auszeichnet; für die Belebung der Bindemitglieder fehlte ihm hier die gewohnte dramatische Anregung. Nun hatte sich aber seine dramatisch-musikalische Kunst immer nur erst an der sogenannten opera buffa, im melodischen Lustspiele, ausgebildet; die eigentliche „Tragödie" war ihm noch fremd geblieben, und nur in einzelnen erhabenen Zügen hatte sie ihm, als Donna Anna und steinerner Gast, ihr begeisterndes Antlitz zugewendet. Suchte er diesem in der Symphonie zu begegnen? Wer kann über Anlagen und mögliche Entwicklungen eines Genies Auskunft geben, das sein, selbst so kurzes, Erdenleben nur wie unter dem Messer des Vivisektors zubrachte?

Nun hat sich aber auch die tragische Muse wirklich der Oper bemächtigt. Mozart kannte sie nur noch unter der Maske der Metastasioschen „Opera seria": steif und trocken, — „Clemenza di Tito". Ihr wahres Antlitz scheint sie uns erst allmählich enthüllt zu haben: Beethoven ersah es noch nicht, und blieb „für seine Weise". Ich glaube erklären zu dürfen, daß mit dem vollen Ernste in der Erfassung der Tragödie und der Verwirklichung des Dramas durchaus neue Notwendigkeiten für die Musik hervorgetreten sind, über deren Anforderungen, gegenüber den dem Symphonisten für die Aufrechterhaltung

der Reinheit seines Kunststiles gestellten, wir uns genaue Rechenschaft zu geben haben.

Bieten sich dem bloßen Instrumentalkomponisten keine anderen musikalischen Formen, als solche, in welchen er mehr oder weniger zur Ergötzung, oder auch zur Ermutigung bei festlichen Tänzen und Märschen ursprünglich „aufzuspielen“ hatte, und gestaltete sich hieraus der Grundcharakter des, aus solchen Tänzen und Märschen zuerst zusammengestellten symphonischen Kunstwerkes, welchen das dramatische Pathos nur mit Fragen ohne die Möglichkeit von Antworten verwirren mußte, so nährten doch gerade lebhaft begabte Instrumentalkomponisten den unabweisbaren Trieb, die Grenzen des musikalischen Ausdruckes und seiner Gestaltungen dadurch zu erweitern, daß sie überschriftlich bezeichnete dramatische Vorgänge durch bloße Verwendung musikalischer Ausdrucksmittel der Einbildungskraft vorzuführen suchten. Die Gründe, aus denen auf diesem Wege zu einem reinen Kunststile nie zu gelangen war, sind im Verlaufe der mannigfaltigen Versuche auf demselben wohl eingesehen worden; noch nicht aber dünkt uns das an sich Vortreffliche, was hierbei von ausgezeichnet begabten Musikern geschaffen wurde, genügend beachtet zu sein. Die Ausschweifungen, zu denen der genialische Dämon eines Berlioz hintrieb, wurden durch den ungleich kunstsinnigeren Genius Liszts in edler Weise zu dem Ausdrucke unsäglicher Seelen- und Weltvorgänge gebändigt, und es konnte den Jüngern ihrer Kunst erscheinen, als ob ihnen eine neue Kompositionsgattung zu unmittelbarer Verfügung gestellt wäre. Jedenfalls war es erstaunlich, die bloße Instrumentalmusik unter der Anleitung eines dramatischen Vorgangsbildes unbegrenzte Fähigkeiten sich aneignen zu sehen. Bisher hatte nur die Ouvertüre zu einer Oper oder einem Theaterstücke Veranlassung zur Verwendung rein musikalischer Ausdrucksmittel in einer vom Symphoniesatze sich abzweigenden Form dargeboten. Noch Beethoven verfuhr hierbei sehr vorsichtig: während er sich bestimmt fand, einen wirklichen Theatereffekt in der Mitte seiner „Leonoren“-Ouvertüre zu verwenden, wiederholte er, mit dem gebräuchlichen Wechsel der Tonarten, den ersten Teil des Tonstückes, ganz wie in einem Symphoniesatze, unbekümmert

darum, daß der dramatisch anregende Verlauf des, der thematischen Ausarbeitung bestimmten, Mittelsatzes uns bereits zur Erwartung des Abschlusses geführt hat; für den empfänglichen Zuhörer ein offenbarer Nachteil. Weit konziser und im dramatischen Sinne richtiger verfuhr dagegen bereits Weber in seiner „Freischütz"-Ouvertüre, in welcher der sogenannte Mittelsatz durch die drastische Steigerung des thematischen Konfliktes mit gedrängter Kürze sofort zur Konklusion führt. Finden wir nun auch in den, nach poetischen Programmen ausgeführten, größeren Werken der oben genannten neueren Tondichter die, aus natürlichen Gründen unvertilgbaren, Spuren der eigentlichen Symphoniesatzkonstruktion, so ist doch hier bereits in der Erfindung der Themen, ihrem Ausdrucke, sowie der Gegenüberstellung und Umbildung derselben, ein leidenschaftlicher und exzentrischer Charakter gegeben, wie ihn die reine symphonische Instrumentalmusik gänzlich fern von sich zu halten berufen schien, wogegen der Programmatiker sich einzig getrieben fühlte, gerade in dieser exzentrischen Charakteristik sich sehr präzis vernehmen zu lassen, da ihm immer eine dichterische Gestalt oder Gestaltung vorschwebte, die er nicht deutlich genug gleichsam vor das Auge stellen zu können glaubte. Führte diese Nötigung endlich bis zu vollständigen Melodrammusiken, mit hinzuzudenkender pantomimischer Aktion, somit folgerichtig auch zu instrumentalen Rezitativen, so konnte, während das Entsetzen über alles auflösende Formlosigkeit die kritische Welt erfüllte, wohl nichts anderes mehr übrig bleiben, als die neue Form des musikalischen Dramas selbst aus solchen Geburtswehen zutage zu fördern. —

Diese ist nun mit der älteren Opernform ebensowenig mehr zu vergleichen, als die zu ihr überleitende neuere Instrumentalmusik mit der unsren Tonsetzern unmöglich gewordenen klassischen Symphonie. Versparen wir uns für jetzt noch die nähere Beleuchtung jenes sogenannten „Musikdramas", und werfen wir für das erste noch einen Blick auf die von dem bezeichneten Gebärungsprozesse unberührt gebliebene „klassische" Instrumentalkomposition unsrer neuesten Zeit, so finden wir, daß dieses „klassisch Geblieben" ein eitles Vorgeben ist, und an der Seite unsrer großen klassischen Meister uns ein sehr unerquickliches Mischgewächs von Gernwollen und Nichtkönnen aufgepflanzt hat.

Die programmatische Instrumentalmusik, welche von „uns“ mit schüchternem Blicke und scheelem Auge angesehen wurde, brachte so viel neues in der Harmonisation und theatralische, landschaftliche, ja historienmalerische Effekte, und führte dies alles vermöge einer ungemein virtuosen Instrumentationskunst mit so ergreifender Prägnanz aus, daß, um in dem früheren klassischen Symphoniestil fortzufahren, es leider an dem rechten Beethoven fehlte, der sich etwa schon zu helfen gewußt hätte. Wir schwiegen. Als wir endlich wieder den Mund symphonisch uns aufzumachen getrauten, um zu zeigen, was wir denn doch auch noch zustande zu bringen vermöchten, verfielen wir, sobald wir merkten, daß wir gar zu langweilig und schwülstig wurden, auf gar nichts anderes, als uns mit ausgefallenen Federn der programmistischen Sturmvögel auszuputzen. Es ging und geht in unsren Symphonien und dergleichen jetzt weltschmerzlich und katastrophös her; wir sind düster und grimmig, dann wieder mutig und kühn; wir sehnen uns nach der Verwirklichung von Jugendträumen; dämonische Hindernisse belästigen uns; wir brüten, rasen wohl auch; da wird endlich dem Weltschmerz der Zahn ausgerissen; nun lachen wir und zeigen humoristisch die gewonnene Weltzahnlücke, tüchtig, derb, bieder ungarisch oder schottisch, — leider für andere langweilig. Ernstlich betrachtet: wir können nicht glauben, daß der Instrumentalmusik durch die Schöpfungen ihrer neuesten Meister eine gedeihliche Zukunft gewonnen worden ist; vor allem aber dürfte es für uns schädlich werden; wenn wir diese Werke gedankenlos der Hinterlassenschaft Beethovens anreihen, da wir im Gegenteile dazu angeleitet werden sollten, das gänzlich Un-Beethovenische in ihnen uns zu vergegenwärtigen, was allerdings in betreff der Unähnlichkeit mit dem Beethovenschen Geiste, trotz der auch hier uns begegnenden Beethovenschen Themen, nicht allzuschwer fallen dürfte, in betreff der Form aber namentlich für die Zöglinge unsrer Konservatorien nicht leicht sein kann, da diesen unter der Rubrik „ästhetischer Formen“ nichts wie verschiedene Namen von Komponisten zum Auswendiglernen gegeben werden, womit sie für ihr Urteil sich ohne weiteren Vergleich dann werden helfen müssen.

Die hier gemeinten Symphoniekompositionen unsrer neuesten — sagen wir: romantisch-klassischen — Schule, unter-

scheidet sich von den Wildlingen der sogenannten Programmmusik, außer dadurch, daß sie uns selbst programmbedürftig erscheinen, besonders auch durch die gewisse zähe Melodik, welche ihnen aus der von ihren Schöpfern bisher still gepflegten, sogenannten „Kammermusik“ zugeführt wird. In die „Kammer“ hatte man sich nämlich zurückgezogen; leider aber nicht in das traute Stübchen, in welchem Beethoven atemlos lauschenden wenigen Freunden alles das Unsägliche mitteilte, was er hier nur verstanden wissen durfte, nicht aber dort in der weiten Saalhalle, wo er in großen plastischen Zügen zum Volke, zur ganzen Menschheit sprechen zu müssen glaubte: in dieser weihevollen „Kammer“ war es bald still geworden; denn die sogenannten „letzten“ Quartette und Sonaten des Meisters mußte man so hören, wie man sie spielte, nämlich schlecht und am besten — gar nicht, bis denn hierfür von gewissen verpönten Exzedenten Rat geschafft wurde und man erfuhr, was jene Kammermusik eigentlich sage. Jene aber hatten ihre Kammer bereits in den Konzertsaal verlegt: was vorher zu Quintetten und dergleichen hergerichtet gewesen war, wurde nun als Symphonie serviert: kleinliches Melodienhäcksel, mit Heu gemischtem vorgetrunkenem Tee zu vergleichen, von dem niemand weiß, was er schlürft, aber unter der Firma „Echt“ endlich für den vermeintlichen Genuß von Weltschmerz zubereitet. — Im ganzen war aber die neuere Richtung auf das Exzentrische, nur durch programmmatische Unterlegung zu Erklärende, vorherrschend geblieben. Feinsinnig hatte Mendelssohn sich hierbei durch Natureindrücke zur Ausführung gewisser episch-landschaftlicher Bilder bestimmen lassen: er war viel gereist und brachte manches mit, dem andere nicht so leicht beikamen. Neuerdings werden dagegen die Genrebilder unsrer lokalen Gemäldeausstellungen glattweg in Musik gesetzt, um mit Hilfe solcher Unterlagen absonderliche Instrumentaleffekte, die jetzt so leicht herzustellen sind, und jederzeit überraschende Harmonisationen, durch welche entwendete Melodien unkenntlich gemacht werden sollen, der Welt als plastische Musik vorspielen zu lassen.

Halten wir nun als Ergebnis der soeben angestellten übersichtlichen Betrachtungen dieses eine fest: — die reine Instrumentalmusik genügte sich nicht mehr in der gesetzmäßigen Form

des klassischen Symphoniesatzes, und suchte ihr namentlich durch dichterische Vorstellungen leicht anzuregendes Vermögen in jeder Hinsicht auszudehnen; was hiergegen reagierte, vermochte jene klassische Form nicht mehr lebensvoll zu erfüllen, und sah sich genötigt, das ihr durchaus Fremde selbst in sich aufzunehmen und dadurch sie zu entstellen. Führte jene erstere Richtung zum Gewinn neuer Fähigkeiten, und deckte die gegen sie reagierende nur Unfähigkeiten auf, so zeigte es sich, daß grenzenlose Verirrungen, welche den Geist der Musik ernstlich zu schädigen drohten, von dem weiteren Verfolge der Ausbeuteng jener Fähigkeiten nur dadurch ferngehalten werden konnten, daß diese Richtung selbst offen und unverhohlen sich dem Drama zuwandte. Hier war das dort Unausgesprochene deutlich und bestimmt auszusprechen, und dadurch zugleich die „Oper" aus dem Banne ihrer unnatürlichen Herkunft zu erlösen. Und hier, im so zu nennenden „musikalischen" Drama ist es nun, wo wir mit Besonnenheit klar und sicher über die Anwendung neugewonnener Fähigkeiten der Musik zur Ausbildung edler, unerschöpflich reicher Kunstformen uns Rechenschaft geben können.

Die ästhetische Wissenschaft hat zu jeder Zeit die Einheit als ein Haupterfordernis eines Kunstwerkes festgestellt. Auch diese abstrakte Einheit läßt sich dialektisch schwer definieren, und ihr falsches Verständnis führte schon zu großen Verirrungen. Am deutlichsten tritt sie uns dagegen aus dem vollendeten Kunstwerke selbst entgegen, weil sie es ist, die uns zu steter Teilnahme an demselben bestimmt und jederzeit seinen Gesamteindruck uns gegenwärtig erhält. Unstreitig wird dieser Erfolg am vollkommensten durch das lebendig aufgeführte Drama erreicht, weshalb wir nicht anstehen, dieses als das vollendetste Kunstwerk gelten zu lassen. Am entferntesten stand diesem Kunstwerke die „Oper", und dies vielleicht gerade aus dem Grunde, weil sie das Drama vorgab, dieses aber der musikalischen Arienform zu Liebe in lauter unter sich unzusammenhängende Bruchstücke auflöste: es gibt in der Oper Musikstücke von kürzester Dauer, welche den Bau des Symphoniesatzes durch Vor- und Nachthema, Zurückkehr, Wiederholung und sogenannte „Coda" in flüchtigster Zusammenstellung ausführen, so abgeschlossen, dann aber in gänzlicher Beziehungslosigkeit zu allen übrigen, ebenso konstruierten Musikstücken bleiben. Diesen

Bau fanden wir dagegen im Symphoniesatze zu so reicher Vollendung ausgebildet und erweitert, daß wir dem Meister dieses Satzes von der kleinlich beengenden Form der Opernpiece unmutig sich abwenden sahen. In diesem Symphoniesatze erkennen wir die gleiche Einheit, welche im vollendeten Drama so bestimmend auf uns wirkt, so wie dann den Verfall dieser Kunstform, sobald fremdartige Elemente, welche nicht in jede Einheit aufzunehmen waren, herangezogen wurden. Das ihr fremdartigste Element war das dramatische, welches zu seiner Entfaltung unendlich reicherer Formen bedarf, als sie auf der Basis des Symphoniesatzes, nämlich der Tanzmusik, naturgemäß sich darbieten können. Dennoch muß die neue Form der dramatischen Musik, um wiederum als Musik ein Kunstwerk zu bilden, die Einheit des Symphoniesatzes aufweisen, und dies erreicht sie, wenn sie, im innigsten Zusammenhange mit demselben, über das ganze Drama sich erstreckt, nicht nur über einzelne kleinere, willkürlich herausgehobene Teile desselben. Diese Einheit gibt sich dann in einem das ganze Kunstwerk durchziehenden Gewebe von Grundthemen, welche sich, ähnlich wie im Symphoniesatze, gegenüberstehen, ergänzen, neu gestalten, trennen und verbinden: nur daß hier die ausgeführte und aufgeführte dramatische Handlung die Gesetze der Scheidungen und Verbindungen gibt, welche dort allerursprünglichst den Bewegungen des Tanzes entnommen waren. —

Über die neue Form des musikalischen Tonsatzes in seiner Anwendung auf das Drama glaube ich in früheren Schriften und Aufsätzen mich ausführlich genug kund gegeben zu haben, jedoch ausführlich nur in dem Sinne, daß ich anderen mit hinreichender Deutlichkeit den Weg gezeigt zu haben vermeinte, auf welchem zu einer gerechten und zugleich nützlichen Beurteilung der durch meine eigenen künstlerischen Arbeiten dem Drama abgewonnenen musikalischen Formen zu gelangen wäre. Dieser Weg ist, meines Wissens, noch nicht beschritten worden, und ich habe nur des einen meiner jüngeren Freunde zu gedenken, der das Charakteristische der von ihm sogenannten „Leitmotive" mehr ihrer dramatischen Bedeutsamkeit und Wirksamkeit nach, als (da dem Verfasser die spezifische Musik fern lag) ihre Verwertung für den musikalischen Satzbau in das Auge fassend, ausführlicher in Betrachtung nahm. Hiergegen hatte ich zu erleben,

daß in unsren Musikschulen der Abscheu vor der Verworrenheit meines musikalischen Satzes gelehrt wurde, während anderseits dem Erfolge meiner Werke bei öffentlichen Aufführungen, sowie der oberflächlichen Privatlektüre meiner Partituren es zu verdanken ist, daß jüngere Komponisten in unverständiger Weise es mir nachzumachen sich angelegen sein lassen. Da der Staat und die Gemeinde nur Un-Lehrer meiner Kunst bezahlt, wie (um in der vermeintlich von mir beeinflußten Nähe zu bleiben) z. B. in München den Professor Rheinberger, statt, wie dies vielleicht in England und Amerika einmal geschehen dürfte, etwa einen Lehrstuhl für sie zu errichten, so möchte ich mit dieser vorliegenden kleineren Arbeit fast nur dazu beigetragen haben, die zuletzt bezeichneten jüngeren Komponisten über das, was sie aus meinen Werken lernen und nachahmen könnten, einigermaßen zurechtzuweisen.

Wer bis dahin durch Anhörungen unsrer neuesten, romantisch-klassischen Instrumentalmusik ausgebildet ist, dem möchte im nun, sobald er es mit der dramatischen Musik versuchen will, vor allem raten, nicht auf harmonische und instrumentale Effekte auszugehen, sondern zu jeder Wirkung dieser Art erst eine hinreichende Ursache abzuwarten, da die Effekte sonst nicht wirken. Berlioz konnte nicht tiefer gekränkt werden, als wenn man ihm Auswüchse jener Art auf Notenpapier gebracht, vorlegte und vermeinte, dies müsse ihm, dem Komponisten von Hexensabbathen und dgl., besonders gefallen. Liszt fertigte ähnliche stupide Zumutungen mit dem Bemerken ab, daß Zigarrenasche und Sägespähne mit Scheidewasser angefeuchtet nicht gut als Gericht zu servieren wären. Ich habe noch keinen jüngeren Komponisten kennen gelernt, der nicht vor allen Dingen von mir Sanktion von „Kühnheiten" zu erlangen gedachte. Hiergegen mußte es mir nun recht auffällig werden, daß die vorsichtige Anlage in betreff der Modulation und Instrumentation, deren ich mich bei meinen Arbeiten mit zunehmender Aufmerksamkeit befleißigte, gar keine Beachtung gefunden hat. Es war mir z. B. in der Instrumentaleinleitung zu dem „Rheingold" sogar unmöglich, den Grundton zu verlassen, eben weil ich keinen Grund dazu hatte, ihn zu verändern; ein großer Teil der nicht unbewegten darauf folgenden Szene der Rheintöchter mit Alberich durfte durch Herbeiziehung nur der

allernächst verwandten Tonarten ausgeführt werden, da das Leidenschaftliche hier erst noch in seiner primitivsten Naivität sich ausspricht. Dagegen leugne ich nicht, daß ich dem ersten Auftritte der Donna Anna, in höchster Leidenschaft den frevelhaften Verführer Don Juan festhaltend, allerdings bereits ein stärkeres Kolorit gegeben haben würde, als Mozart nach der Konvention des Opernstiles und seiner, erst durch ihn bereicherten Ausdrucksmittel, es hier für angemessen hielt. Dort genügte jene besonnene Einfachheit, die ich ebenso wenig aufzugeben hatte, als die „Walküre" mit einem Sturme, der „Siegfried", mit einem Tonstück einzuleiten war, welches mit Erinnerung an die in den vorangehenden Dramen plastisch gewonnenen Motive, uns in die stumme Tiefe der Hortschmiede Nibelheims führt: hier lagen Elemente vor, aus denen das Drama sich erst zu beleben hatte. Ein anderes erforderte die Einleitung zu der Nornenszene der „Götterdämmerung": hier verschlingen sich die Schicksale der Urwelt selbst bis zu dem Seilgewebe, das wir bei der Eröffnung der Bühne von den düsteren Schwestern geschwungen sehen müssen, um seine Bedeutung zu verstehen: weshalb dieses Vorspiel nur kurz und spannend vorbereitend sein durfte, wobei jedoch die Verwendung bereits aus den vorderen Teilen des Werkes verständlich gewordener Motive eine reichere harmonische und thematische Behandlung ermöglichte. Es ist aber wichtig, wie man anfängt. Hätte ich eine Motivbildung, wie diejenige, welche im zweiten Aufzuge der „Walküre" zu Wotans Übergabe der Weltherrschaft an den Besitzer des Nibelungenhortes sich vernehmen läßt:



etwa in einer Ouvertüre vorgebracht, so würde ich, nach meinen Begriffen von Deutlichkeit des Stiles, etwas geradeswegs

Unsinniges gemacht haben. Dagegen jetzt, nachdem im Verlaufe des Dramas das einfache Naturmotiv



zu dem ersten Erglänzen des strahlenden Rheingoldes, dann aber zur ersten Erscheinung der im Morgenrot erdämmernden Götterburg „Walhall" das nicht minder einfache Motiv



vernommen worden waren und jedes dieser Motive in eng verwachsener Teilnahme an den sich steigernden Leidenschaften der Handlung die entsprechenden Wandlungen erfahren hatte, konnte ich sie, mit Hilfe einer fremdartig ableitenden Harmonisation, in der Weise verbunden vorführen, daß diese Tonerscheinung mehr als Wotans Worte uns ein Bild der furchtbar verdüsterten Seele des leidenden Gottes gewahren lassen sollte. Wiederum bin ich hierbei mir aber auch bewußt, daß ich stets bemüht war, das an sich Grelle solcher musikalischen Kombinationen nie als solches, etwa als besondere Kühnheit, auffällig wirken zu lassen, sondern sowohl vorschriftlich als durch mögliche mündliche Anleitung hierzu, sei es durch geeignete Zurückhaltung des Zeitmaßes, oder durch vorbereitende dynamische Ausgleichungen, das Fremdartige dermaßen zu verdecken suchte, daß es wie mit naturgemäßer Folgerichtigkeit auch als künstlerisches Moment unsrer willigen Empfindung sich bemächtigte; wogegen mich begreiflicherweise nichts mehr empört und demgemäß von fremden Aufführungen meiner Musik fern hält, als die vorherrschende Gefühllosigkeit unsrer meisten Dirigenten gegen die Anforderungen des Vortrages namentlich solcher, mit großer Achtsamkeit

zu behandelnder Kombinationen, welche, im falschen hastigen Zeitmaße, ohne die unerläßliche dynamische Vermittelung zu Gehör gebracht, meistens unverständlich, unsren „Professoren" sogar gräulich erklingen müssen.

Diesem ausführlicher behandelten Beispiele, welches ähnlich, nur noch in weit ausgebreiteteren Beziehungen, auf alle meine Dramen Anwendung findet und das Charakteristische der dramatischen, im Gegensatze zu der symphonistischen Motivenausbildung und Verwendung darbietet, lasse ich noch ein zweites verwandtes folgen, indem ich auf die Wandlungen des Motives der Rheintöchter, mit welchem diese in kindlicher Freude das glänzende Gold umjauchzen:



aufmerksam mache. Es dürfte dieses in mannigfaltig wechselndem Zusammenhange mit fast jedem andern Motive der weithin sich erstreckenden Bewegung des Dramas wieder auftauchende, ungemein einfache Thema durch alle die Veränderungen hin zu verfolgen sein, die es durch den verschiedenartigen Charakter seiner Wiederaufrufung erhält, um zu ersehen, welche Art von Variationen das Drama zu bilden imstande ist, und wie vollständig der Charakter dieser Variationen sich von dem jener figurativen, rhythmischen und harmonischen Veränderungen eines Themas unterscheidet, welche in unmittelbarer Aufeinanderfolge von unsren Meistern zu wechselvollen Bildern von oft berauschender kaleidoskopischer Wirkung aufgereiht wurden. Diese Wirkung war sofort durch Störung der klassischen Form des Variationensatzes aufgehoben, sobald fremde, vom Thema abliegende Motive hineinverflochten wurden, womit etwas dem dramatischen Entwicklungsgange ähnliches der Gestaltung des Satzes sich bemächtigte und die Reinheit, sagen wir: Ansichverständlichkeit des Tonstückes trübte. Nicht aber das bloße kontrapunktische Spiel, noch die phantasiereichste Figurations- oder erfinderischste Harmonisationskunst konnte, ja durfte, ein Thema,

indem es gerade immer wieder erkenntlich bleibt, so charakteristisch umbilden und mit so durchaus mannigfaltigem, gänzlich verändertem Ausdrucke vorführen, als wie es der wahren dramatischen Kunst ganz natürlich ist. Und hierüber dürfte eben eine genauere Betrachtung der Wiedererscheinungen jenes angezogenen einfachen Motives der „Rheintöchter“ einen recht einsichtlichen Aufschluß geben, sobald es durch alle Wechsel der Leidenschaften, in welchen sich das ganze vierteilige Drama bewegt, bis zu Hagens Wachtgesang im ersten Akte der „Götterdämmerung“ hin verfolgt wird, woselbst es sich dann in einer Gestalt zeigt, die es allerdings als Thema eines Symphoniesatzes — mir wenigstens — ganz undenklich erscheinen läßt, trotzdem es auch hier nur durch die Gesetze der Harmonie und Thematik besteht, jedoch eben nur wiederum durch die Anwendung dieser Gesetze auf das Drama. Das durch diese Anwendung hier Ermöglichte wiederum auf die Symphonie anwenden zu wollen, müßte demnach aber zum vollen Verderb derselben führen; denn hier würde sich als ein gesuchter Effekt ausnehmen, was dort eine wohlmotivierte Wirkung ist.

Es kann nicht meine Absicht sein, das, was ich in früheren Schriften über die Anwendung der Musik auf das Drama ausführlich gesagt habe, hier nochmals, wenn auch unter einem neuen Gesichtspunkte betrachtet, zu wiederholen; vielmehr lag es mir hauptsächlich nur daran, den Unterschied zwischen zwei Anwendungsarten der Musik zu zeigen, aus deren Vermengung sowohl die Entstellung der einen Kunstart, als das falsche Urteil über die andere hervorgeht. Und dies dünkte mich wichtig, um überhaupt zu einer, den großen Vorgängen auf dem Entwicklungsgebiete der Musik — der einzig noch wahrhaft lebenden und produktiven Kunst unsrer Zeit — entsprechenden ästhetischen Ansicht zu gelangen; wogegen gerade in diesem Betreff noch die größte Konfusion herrscht. Denn von den Gesetzen der Bildung des Symphonien-, Sonaten-, oder auch Ariensatzes ausgehend, gelangten wir bisher, sobald wir uns zum Drama wendeten, nicht über den Opernstil hinaus, welcher den großen Symphonisten in der Entfaltung seiner Fähigkeiten beengte; erstaunen wir dann wieder über die Unbegrenztheit dieser Fähigkeiten, sobald sie in richtiger Verwendung auf das

Drama entfaltet werden, so verwirren wir jene Gesetze, wenn wir die Ausbeute der musikalischen Neuerungen auf dem dramatischen Gebiete auf die Symphonie usw. übertragen wollen. Da, wie gesagt, hier es aber zuweit führen würde, diese Neuerungen in ihrem verzweigten Zusammenhange darzustellen, diese Arbeit auch füglich wohl einem andern als mir zukommen dürfte, verweile ich schließlich nur noch bei dem Nachweise des charakteristischen Unterschiedes, nicht nur der Umbildung und Verwendung der Motive, — wie sie das Drama fordert, die Symphonie dagegen sie nicht gestatten kann —, sondern der ersten Bildung des Motives selbst.

Im richtigen Sinne undenklich ist uns ein harmonisch sehr auffallend moduliertes Grundmotiv eines Symphoniesatzes, namentlich wenn es sogleich bei seinem ersten Auftreten sich in solcher verwirrender Ausstattung kundgäbe. Das fast lediglich aus einem Gewebe fern fortschreitender Harmonien bestehende Motiv, welches der Komponist des „Lohengrin" als Schlußphrase eines ersten Ariosos der in selige Traumerinnerung entrückten Elsa zuteilt, würde sich etwa im Andante einer Symphonie sehr gesucht und unverständlich ausnehmen, wogegen es hier aber nicht gesucht, sondern ganz von selbst sich gebend, daher auch so verständlich erscheint, daß meines Wissens noch nie Klagen über das Gegenteil aufgekommen sind. Dies hat aber seinen Grund im szenischen Vorgange. Elsa ist in sanfter Trauer, schüchtern gesenkten Hauptes langsam vorgeschritten: ein einziger Aufblick ihres schwärmerisch verklärten Auges



sagt uns, was in ihr lebt. Hierum befragt, meldet sie nichts anderes als ein mit süßem Vertrauen erfüllendes Traumgebild:

„mit züchtigem Gebahren gab Tröstung er mir ein"; — dies hatte uns jener Aufblick etwa schon gesagt; nun schließt sie, kühn aus dem Traume zur Zuversicht, der Erfüllung in der Wirklichkeit fortschreitend, die weitere Meldung an: „des Ritters will ich wahren, er soll mein Streiter sein." Und hiermit kehrt die musikalische Phrase nach weiter Entrückung, in den Ausgangsgrundton zurück.



Ein jüngerer Freund wunderte sich damals, als ich ihm die Partitur zur Ausführung eines Klavierauszuges übersandt hatte, höchlich über den Anblick dieser, in so wenigen Takten so stark modulierenden Phrase, noch mehr dann aber darüber, daß, als er der ersten Aufführung des „Lohengrin" in Weimar beiwohnte, dieselbe Phrase ihm ganz natürlich vorgekommen war, was jedenfalls auch Liszts musikalische Direktion vermittelt hatte, der aus dem hastig überblickten Augengespenst durch den richtigen Vortrag eine wohlgebildete Tongestalt modeliert hatte.

Es scheint, daß schon jetzt einen sehr großen Teil des Publikums manches, ja fast alles in meinen dramatischen Musiken durchaus natürlich dünkt und demnach gefällt, worüber unsre „Professoren" noch Zeter schreien. Würden diese mich auf einen ihrer heiligen Lehrstühle setzen, so dürften sie dagegen vielleicht in noch größere Verwunderung geraten, wenn sie wahrnähmen, welche Vorsicht und Mäßigung in der Anwendung, namentlich auch harmonischer Effektmittel, ich ihren Schülern anempfehlen würde, da ich diesen als erste Regel aufzustellen hätte, nie eine Tonart zu verlassen, so lange als, was sie zu sagen haben, in dieser noch zu sagen ist. Würde diese Regel dann befolgt, so bekämen wir vielleicht wieder einmal Symphonien und dgl. zu hören, über welche sich wiederum auch etwas sagen ließe, während über unsre neuesten Symphonien sich eben gar nichts sagen läßt.

Weshalb ich hiermit auch schweige, bis ich etwa einmal an ein Konservatorium berufen werde, — nur nicht als „Professor"

Offenes Schreiben

an

Herrn Ernst von Weber,

Verfasser der Schrift:

„Die Folterkammern der Wissenschaft".

Lieber, hochgeehrter Herr!

Sie trauen mir zu, auch durch mein Wort der neuerdings durch Sie so energisch angeregten Unternehmung gegen die Vivisektion behilflich werden zu können, und ziehen hierbei wohl die vielleicht nicht allzugeringe Anzahl von Freunden in Betracht, welche das Gefallen an meiner Kunst mir zuführte. Lasse ich mich durch Ihr kräftiges Beispiel zu einem Versuche, Ihrem Wunsche zu entsprechen, unbedingt hinreißen, so dürfte weniger mein Vertrauen in meine Kraft mich bestimmen, Ihnen nachzueifern, als vielmehr ein dunkles Gefühl von der Notwendigkeit mich antreiben, auch auf diesem, dem ästhetischen Interesse scheinbar abliegenden Gebiete den Charakter der künstlerischen Einwirkung zu erforschen, welche von vielen Seiten her bis jetzt mir zugesprochen worden ist.

Da wir in dem vorliegenden Falle zunächst wiederum demselben Gespenste der „Wissenschaft" begegnen, welches in unsrer entgeisteten Zeit vom Seziertische bis zur Schießgewehrfabrik sich zum Dämon des einzig für staatsfreundlich geltenden

Nützlichkeitskultus aufgeschwungen hat, muß ich es für meine Einmischung in die heutige Frage von großem Vorteil erachten, daß bereits so bedeutende und vollberechtigte Stimmen Ihnen zur Seite sich vernehmen ließen und dem gesunden Menschenverstande die Behauptungen unsrer Gegner als irrig, wenn nicht trügerisch offen legten. Anderseits ist allerdings von dem bloßen „Gefühle" in unsrer Angelegenheit ein so großer Äußerungsanteil in Anspruch genommen worden, daß wir dadurch den Spöttern und Witzlingen, welche ja fast einzig unsere öffentliche Unterhaltung besorgen, günstige Veranlassung boten, die Interessen der „Wissenschaft" wahrzunehmen. Dennoch ist, meiner Einsicht gemäß, die ernstlichste Angelegenheit der Menschheit hier in der Weise zur Frage erhoben, daß die tiefsten Erkenntnisse nur auf dem Wege der genauesten Erforschung jenes verspotteten „Gefühles" zu gewinnen sein dürften. Gern versuche ich es, mit meinen schwachen Kräften diesen Weg zu beschreiten. —

Was mich bis jetzt vom Beitritte zu einem der bestehenden Tierschutzvereine abhielt, war, daß ich alle Aufforderungen und Belehrungen, welche ich von denselben ausgehen sah, fast einzig auf das Nützlichkeitsprinzip begründet erkannte. Wohl mag es den Menschenfreunden, welche sich bisher den Schutz der Tiere angelegen sein lassen, vor allen Dingen darauf ankommen müssen, dem Volke, um von ihm eine schonende Behandlung der Tiere zu erreichen, den Nutzen hiervon nachzuweisen, weil der Erfolg unsrer heutigen Zivilisation uns nicht ermächtigt, andere Triebfedern als die Aufsuchung des Nutzens für die Handlungen der staatsbürgerlichen Menschheit in Anspruch zu nehmen. Wie weit wir hierbei von dem einzig veredelnden Beweggrunde einer freundlichen Behandlung der Tiere entfernt blieben, und wie wenig auf dem eingeschlagenen Wege wirklich erreicht werden konnte, zeigt sich in diesen Tagen recht augenfällig, da die Vertreter der bisher festgehaltenen Tendenz der Tierschutzvereine gegen die allerunmenschlichste Tierquälerei, wie sie in unsren staatlich autorisierten Vivisektionssälen ausgeübt wird, kein gültiges Argument hervorzubringen wissen, sobald die Nützlichkeit derselben zu ihrer Verteidigung zur Geltung gebracht wird. Fast sind wir darauf beschränkt, nur diese Nützlichkeit in Frage zu stellen, und würde diese bis zur abso-

luten Zweifellosigkeit erwiesen, so wäre es gerade der Tierschutzverein, welcher durch seine bisher befolgte Tendenz der menschenunwürdigsten Grausamkeit gegen seine Schützlinge Vorschub geleistet hätte. Hiernach könnte zur Aufrechterhaltung unsrer tierfreundlichen Absichten nur ein staatlich anerkannter Nachweis der Unnützlichkeit jener wissenschaftlichen Tierfolter verhelfen: wir wollen hoffen, daß es hierzu kommt. Selbst aber, wenn unsre Bemühungen nach dieser Seite hin den vollständigsten Erfolg haben, ist, sobald einzig auf Grund der Unnützlichkeit derselben die Tierfolter durchaus abgeschafft wird, nichts Dauerndes und Echtes für die Menschheit gewonnen, und der Gedanke, der unsre Vereinigungen zum Schutz der Tiere hervorrief, bleibt entstellt und aus Feigheit unausgesprochen.

Wer zur Abwendung willkürlich verlängerter Leiden von einem Tiere eines anderen Antriebes bedarf, als den des reinen Mitleidens, der kann sich nie wahrhaft berechtigt gefühlt haben, der Tierquälerei von seiten eines Nebenmenschen Einhalt zu tun. Jeder, der bei dem Anblicke der Qual eines Tieres sich empörte, wird hierzu einzig vom Mitleiden angetrieben, und wer sich zum Schutze der Tiere mit anderen verbindet, wird hierzu nur vom Mitleiden bestimmt, und zwar von einem seiner Natur nach gegen alle Berechnungen der Nützlichkeit oder Unnützlichkeit durchaus gleichgiltigen und rücksichtslosen Mitleiden. Daß wir aber dieses einzig uns bestimmende Motiv des unabweisbaren Mitleidens nicht an die Spitze aller unsrer Aufforderungen und Belehrungen für das Volk zu stellen uns getrauen, darin liegt der Fluch unsrer Zivilisation, die Dokumentierung der Entgöttlichung unsrer staatskirchlichen Religionen.

In unsren Zeiten bedurfte es der Belehrung durch einen, alles Unechte und Vergebliche mit schroffester Schonungslosigkeit bekämpfenden Philosophen, um das in der tiefsten Natur des menschlichen Willens begründete M i t l e i d als die einzige wahre Grundlage aller Sittlichkeit nachzuweisen. Hierüber wurde gespottet, von dem Senate einer wissenschaftlichen Akademie sogar mit Entrüstung remonstriert; denn die Tugend, wo sie nicht durch Offenbarung anbefohlen war, durfte nur als aus Vernunftserwägung hervorgehend, begründet werden. Vernunftgemäß betrachtet wurde dagegen das Mitleid sogar als

ein potenzierter Egoismus erklärt: daß der Anblick eines fremden Leidens uns selber Schmerz verursache, sollte das Motiv der Aktion des Mitleids sein, nicht aber das fremde Leiden selbst, welches wir eben nur aus dem Grunde zu entfernen suchten, weil damit einzig die schmerzliche Wirkung auf uns selbst aufzuheben war. Wie sinnreich wir geworden waren, um uns im Schlamme der gemeinsten Selbstsucht gegen die Störung durch gemeinmenschliche Empfindungen zu behaupten! Anderseits wurde aber das Mitleid auch deshalb verachtet, weil es am allerhäufigsten, selbst bei den gemeinsten Menschen als ein sehr niedriger Grad von Lebensäußerung angetroffen werde: hierbei befliß man sich, das Mitleid mit dem Bedauern zu verwechseln, welches in allen Fällen des bürgerlichen und häuslichen Mißgeschicks bei den Umstehenden so leicht zum Ausspruch kommt und, bei der ungemessenen Häufigkeit solcher Fälle, seinen Ausdruck im Kopfschütteln der achselzuckend endlich sich Abwendenden findet, — bis etwa aus der Menge der Eine hervortritt, der vom wirklichen Mitleide zur tätigen Hilfe angetrieben wird. Wem es nicht anders eingepflanzt war, als im Mitleid es nur bis zu jenem feigen Bedauern zu bringen, mag sich billig mit einiger Befriedigung hiervor zu wahren suchen, und eine reich ausgebildete für den Wohlgeschmack hergerichtete Menschenverachtung wird ihm dabei behilflich sein. In der Tat wird es schwer fallen, einen solchen für die Erlernung und Ausübung des Mitleids gerade auf seine Nebenmenschen zu verweisen; wie es denn überhaupt im Betracht unsrer gesetzlich geregelten staatsbürgerlichen Gesellschaft mit der Erfüllung des Gebotes unsres Erlösers „liebe deinen Nächsten als dich selbst" eine recht peinliche Bewandtnis hat. Unsre Nächsten sind gewöhnlich nicht sehr liebenswert, und in den meisten Fällen werden wir durch die Klugheit angewiesen, den Beweis der Liebe des Nächsten erst abzuwarten, da wir seiner bloßen Liebeserklärung nicht viel zuzutrauen berechtigt sind. Genau betrachtet ist unser Staat und unsre Gesellschaft nach den Gesetzen der Mechanik so berechnet, daß es darin ohne Mitleid und Nächstenliebe ganz erträglich abgehen solle. Wir meinen, dem Apostel des Mitleids wird es große Mühseligkeiten bereiten, wenn er seine Lehre zunächst von Mensch zu Mensch in Anwendung gebracht wissen will, da ihm selbst unser heutiges,

unter dem Drucke der Not und dem Drange nach Betäubung so sehr entartetes Familienleben keinen rechten Anhalt bieten dürfte. Wohl steht auch zu bezweifeln, daß seine Lehren bei der Armeeverwaltung, welche doch mit Ausnahme der Börse, so ziemlich, unser ganzes Staatsleben in Ordnung erhält, eine freuerige Aufnahme finden werde, da man gerade hier ihm beweisen dürfte, daß das Mitleiden ganz anders zu verstehen sei, als er es im Sinne habe, nämlich en gros, summarisch, als Abkürzung der unnützen Leiden des Daseins durch immer sicherer treffende Geschosse.

Dagegen scheint nun die „Wissenschaft", durch Anwendung ihrer Ergebnisse auf berufsmäßige Ausübung, die Mühewaltung des Mitleides in der bürgerlichen Gesellschaft mit offizieller Sanktion übernommen zu haben. Wir wollen hier die Erfolge der theologischen Wissenschaft, welche die Seelsorger unsrer Gemeinden mit der Kenntnis göttlicher Unerforschlichkeiten ausstattet, unberührt lassen und für jetzt vertrauensvoll annehmen, die Ausübung des unvergleichlich schönen Berufes ihrer Zöglinge werde diese gegen Bemühungen, wie die unsrigen, nicht geringschätzig gestimmt haben. Leider muß allerdings dem streng kirchlichen Dogma, welches für sein Fundament noch immer nur auf das erste Buch Mosis angewiesen bleibt, eine harte Zumutung gestellt werden, wenn das Mitleid Gottes auch für die zum Nutzen der Menschen erschaffenen Tiere in Anspruch genommen werden soll. Doch ist heutzutage über manche Schwierigkeit hinweg zu kommen, und das gute Herz eines menschenfreundlichen Pfarrers hat bei der Seelsorge gewiß manche weitere Anregung gewonnen, welche seine dogmatische Vernunft für unser Anliegen günstig gestimmt haben könnte. So schwierig es aber immerhin bleiben dürfte, die Theologie rein nur für die Zwecke des Mitleides unmittelbar in Anspruch zu nehmen, um so hoffnungsvoller dürften wir sofort ausblicken, wenn wir uns nach der medizinischen Wissenschaft umsehen, welche ihre Schüler zu einem einzig auf Abhilfe menschlicher Leiden berechneten Beruf ausrüstet. Der Arzt darf uns wirklich als der bürgerliche Lebensheiland erscheinen, dessen Berufsausübung in betreff ihrer unmittelbar wahrnehmbaren Wohltätigkeit mit keiner anderen sich vergleichen läßt. Was ihm die Mittel an die Hand gibt, uns von schweren Leiden ge-

nesen zu machen, haben wir vertrauensvoll zu verehren, und es ist deshalb die medizinische Wissenschaft von uns als die nützlichste und allerschätzenswerteste angesehen, deren Ausübung und Anforderungen hierfür wir jedes Opfer zu bringen bereit sind; denn aus ihr geht der eigentliche patentierte Ausüber des, sonst so selten unter uns anzutreffenden, persönlich tätigen Mitleides hervor.

Wenn Mephistopheles vor dem „verborgenen Gifte" der Theologie warnt, so wollen wir diese Warnung für ebenso boshaft ansehen, als seine verdächtige Anpreisung der Medizin, deren praktische Erfolge er, zum Troste der Ärzte, dem „Gefallen Gottes" überlassen wissen will. Doch eben dieses hämische Behagen an der medizinischen Wissenschaft läßt uns befürchten, daß gerade in ihr nicht „verborgenes", sondern ganz offen liegendes „Gift" enthalten sein möge, welche uns der böse Schalk durch sein aufreizendes Lob nur zu verdecken suche. Allerdings ist es erstaunlich, daß diese als aller nützlichst erachtete „Wissenschaft", je mehr sie sich der praktischen Erfahrung zu entziehen sucht, um sich durch immer positivere Erkenntnisse auf dem Wege der spekulativen Operation zur Unfehlbarkeit auszubilden, mit wachsender Genauigkeit erkennen läßt, daß sie eigentlich gar keine Wissenschaft sei. Es sind praktische Ärzte selbst, welche uns hierüber Aufschluß geben. Diese können von den dozierenden Operatoren der spekulativen Physiologie für eitel ausgegeben werden, indem sie etwa sich einbildeten, es käme bei Ausübung der Heilkunde mehr auf, nur den praktischen Ärzten offenstehende, Erfahrung an, sowie etwa auf den richtigen Blick des besonders begabten ärztlichen Individuums, und schließlich auf dessen tief angelegenen Eifer, dem ihm vertrauenden Kranken nach aller Möglichkeit zu helfen. Mahomet, als er alle Wunder der Schöpfung durchlaufen, erkennt schließlich als das Wunderbarste, daß die Menschen Mitleid miteinander hätten; wir setzen dieses, solange wir uns ihm anvertrauen, bei unsrem Arzte unbedingt voraus, und glauben ihm daher eher als dem spekulierenden, auf abstrakte Ergebnisse für seinen Ruhm hin operierenden Physiologen im Seziersaale. Allein auch dieses Vertrauen soll uns benommen werden, wenn wir, wie neuerdings, erfahren, daß eine Versammlung praktischer Ärzte von der Furcht vor der „Wissenschaft" und der Angst für schein-

heilig oder abergläubisch gehalten zu werden, sich bestimmen ließen, die von den Kranken bei ihnen vorausgesetzten einzig Vertrauen gebenden Eigenschaften zu verleugnen und sich zu unterwürfigen Dienern der spekulativen Tierquälerei zu machen, indem sie erklären, ohne die fortgesetzten Sezierübungen der Herren Studenten an lebenden Tieren würde der praktische Arzt nächstens seinen Kranken nicht mehr helfen können.

Glücklicherweise sind die wenigen Belehrungen, welche wir über das Wahre und Richtige in dieser Angelegenheit bereits erhalten haben, so vollständig überzeugend, daß die Feigheit jener anderen Herren uns nicht mehr zur Begeisterung für die menschenfreundlich von ihnen befürwortete Tierquälerei hinreißen kann, sondern im Gegenteile wir uns bestimmt fühlen werden, einem Arzte, der seine Belehrung von dort her gewinnt, als einen überhaupt mitleidsunfähigen Menschen, ja als einen Pfuscher in seinem Metier, unsre Gesundheit und unser Leben nicht mehr anzuvertrauen.

Da wir eben über die grauenhafte Stümperei jener, dem „großen Publikum", namentlich auch unsren Ministern und Prinzenräten zu ungemeiner Hochachtung und unverletzlicher Obhut empfohlenen „Wissenschaft" so lehrreich aufgeklärt worden sind, wie dies kürzlich durch die, zugleich in edelstem deutschen Stile abgefaßten und schon hierdurch sich auszeichnenden, Schriften mehrerer praktischer Ärzte geschehen ist, so dürfen wir uns wohl zu der hoffnungsvollen Annahme berechtigt halten, daß uns das Gespenst der „Nützlichkeit" der Vivisektion in unsren ferneren Bemühungen nicht mehr beängstigen werde; wogegen es uns fortan einzig noch daran gelegen sein sollte, der Religion des Mitleidens, den Bekennern des Nützlichkeitsdogmas zum Trotz, einen kräftigen Boden zu neuer Pflege bei uns gewinnen zu lassen. Leider mußten wir auf dem soeben beschrittenen Wege der Betrachtung menschlicher Dinge so weit gelangen, das Mitleiden aus der Gesetzgebung unsrer Gesellschaft verwiesen zu sehen, da wir selbst unsre ärztlichen Institute, unter dem Vorgeben der Sorge für den Menschen, zu Lehranstalten der Mitleidslosigkeit, wie sie von den Tieren ab — um der „Wissenschaft" willen — ganz natürlich auch gegen den vor ihrem Experimentieren etwa unbeschützten Menschen sich wenden wird, umgeschaffen fanden.

Sollte uns dagegen vielleicht gerade unsre Empörung gegen die willkürlich ihnen zugefügten, entsetzlichen Leiden der Tiere, indem wir von diesem unwiderstehlichen Gefühle vertrauensvoll uns leiten lassen, den Weg zeigen, auf dem wir in das einzig erlösende Reich des Mitleids gegen alles Lebende überhaupt, wie in ein verlorenes und nun mit Bewußtsein wieder gewonnenes Paradies, eintreten würden? —

Als es menschlicher Weisheit dereinst aufging, daß in dem Tiere das Gleiche atme, was im Menschen, dünkte es bereits zu spät, den Fluch von uns abzuwenden, den wir, den reißenden Tieren selbst uns gleichstellend, durch den Genuß animalischer Nahrung auf uns geladen zu haben schienen: Krankheit und Elend aller Art, denen wir von bloß vegetabilischer Frucht sich nährende Menschen nicht ausgesetzt sahen. Auch die hierdurch gewonnene Einsicht führte zu dem Innewerden einer tiefen Verschuldung unsres weltlichen Daseins: sie bestimmte die ganz von ihr Durchdrungenen zur Abwendung von allem die Leidenschaften Aufreizenden durch freiwillige Armut und vollständige Enthaltung von animalischer Nahrung. Diesen Weisen enthüllte sich das Geheimnis der Welt als eine ruhelose Bewegung der Zerrissenheit, welche nur durch das Mitleid zur ruhenden Einheit geheilt werden könne. Das einzig ihn bestimmende Mitleid mit jedem atmenden Wesen erlöste den Weisen von dem rastlosen Wechsel aller leidenden Existenzen, die er selbst bis zu seiner letzten Befreiung leidend zu durchleben hatte. So ward der Mitleidslose um seines Leidens willen von ihm beklagt, am Innigsten aber das Tier, das er nur leiden sah, ohne es der Erlösung durch Mitleid fähig zu wissen. Dieser Weise mußte erkennen, daß seine höchste Beglückung das vernunftbegabte Wesen durch freiwilliges Leiden gewinnt, welches er daher mit erhabenem Eifer aufsucht und brünstig erfaßt, wogegen das Tier nur mit schrecklichster Angst und furchtbarem Widerstreben dem ihm so nutzlosen, absoluten Leiden entgegensieht. Noch bejammernswerter aber dünkte jenen Weisen der Mensch, der mit Bewußtsein ein Tier quälen und für seine Leiden teilnahmslos sein konnte, denn er wußte, daß dieser noch unendlich ferner von der Erlösung sei als selbst das Tier, welches im Vergleich zu ihm schuldlos wie ein Heiliger erscheinen durfte.

Rauheren Klimaten zugetriebene Völker, da sie für ihre Lebenserhaltung sich auf animalische Nahrung angewiesen sahen, haben bis in späte Zeiten das Bewußtsein davon bewahrt, daß das Tier nicht ihnen, sondern einer Gottheit angehöre; sie wußten mit der Erlegung oder Schlachtung eines Tieres sich eines Frevels schuldig, für welchen sie den Gott um Sühnung anzugehen hatten: sie opferten das Tier, und dankten ihm durch Darbringung der edelsten Teile der Beute. Was hier religiöse Empfindung war, lebte, nach dem Verderbnis der Religionen, noch in späteren Philosophen als menschenwürdige Überlegung fort; man lese Plutarchs schöne Abhandlung „über die Vernunft der Land- und Seetiere", um sich, zartsinnig belehrt, zu den Ansichten unsrer Gelehrten usw. voll Beschämung zurückzuwenden.

Bis hierher, leider aber nicht weiter, können wir die Spuren eines religiös begründeten Mitleidens unsrer menschlichen Vorfahren gegen die Tiere verfolgen, und es scheint, daß die fortschreitende Zivilisation den Menschen, indem sie ihn gegen „den Gott" gleichgiltig machte, selbst zum reißenden Raubtiere umschuf; wie wir denn einen römischen Cäsaren wirklich in das Fell eines solchen gehüllt öffentlich mit den Aktionen eines reißenden Tieres sich produzieren gesehen haben. Die ungeheure Schuld alles dieses Daseins nahm ein sündenloses göttliches Wesen selbst auf sich und sühnte sie mit seinem eigenen qualvollen Tode. Durch diesen Sühnungstod durfte sich alles, was atmet und lebt, erlöst wissen, sobald er als Beispiel und Vorbild zur Nachahmung begriffen wurde. Es geschah dies von allen den Märtyrern und Heiligen, die es unwiderstehlich zu freiwilligem Leiden hinriß, um im Quelle des Mitleidens bis zur Vernichtung jedes Weltenwahnes zu schwelgen. Legenden berichten uns, wie diesen Heiligen vertrauensvoll sich Tiere zugesellten, — vielleicht nicht nur um des Schutzes willen, dessen sie hier versichert waren, sondern auch durch einen tiefen Antrieb des als möglich entkeimenden Mitleids gedrängt: hier waren Wunden, endlich wohl auch die freundlich schützende Hand zu lecken. In diesen Sagen, wie von der Rehkuh der Genoveva und so vielen ähnlichen, liegt wohl ein Sinn, der über das alte Testament hinausreicht. —

Diese Sagen sind nun verschollen; das alte Testament hat heutzutage gesiegt, und aus dem reißenden ist das „rechnende" Raubtier geworden. Unser Glaube heißt: das Tier ist nützlich, namentlich wenn es, unsrem Schutze vertrauend, sich uns ergibt; machen wir daher mit ihm, was uns für den menschlichen Nutzen gut dünkt; wir haben ein Recht dazu, tausend treue Hunde tagelang zu martern, wenn wir hierdurch einen Menschen zu dem „kannibalischen" Wohlsein von „fünfhundert Säuen" verhelfen.

Das Entsetzen über die Ergebnisse dieser Maxime durfte allerdings erst seinen wahren Ausdruck erhalten, als wir von dem Unwesen der wissenschaftlichen Tierfolter genauer unterrichtet wurden, und nun endlich zu der Frage gedrängt sind, wie denn überhaupt, da wir in unsren kirchlichen Dogmen keinen wesentlichen Anhalt hierfür finden, unser Verhältnis zu den Tieren als ein sittliches und das Gewissen beruhigendes zu bestimmen sei. Die Weisheit der Brahmanen, ja aller gebildeten Heidenvölker, ist uns verloren gegangen: mit der Verkennung unsres Verhältnisses zu den Tieren sehen wir eine, im schlimmsten Sinne selbst vertierte, ja mehr als vertierte, eine verteufelte Welt vor uns. Es gibt nicht eine Wahrheit, die wir, selbst wenn wir sie zu erkennen fähig sind, aus Selbstsucht und Eigennutz uns zu verdecken nicht bereit sind: denn hierin eben besteht unsre Zivilisation. Doch scheint es diesmal, daß das zu stark gefüllte Maß überlaufe, worin denn ein guter Erfolg des aktiven Pessimismus, im Sinne des „Gutes schaffenden" Mephistopheles sich zeigen möchte. Abseits, aber fast gleichzeitig mit dem Aufblühen jener, im vorgeblichen Dienste einer unmöglichen Wissenschaft vollzogenen Tierquälereien, legte uns ein redlich forschender sorgfältig züchtender und wahrhaftig vergleichender wissenschaftlicher Tierfreund, die Lehren verschollener Urweisheit wieder offen, nach welchen in den Tieren das Gleiche atmet, was uns das Leben gibt, ja daß wir unzweifelhaft von ihnen selbst abstammen. Diese Erkenntnis dürfte uns, im Geiste unsres glaubenslosen Jahrhunderts, am sichersten dazu anleiten, unser Verhältnis zu den Tieren in einem unfehlbar richtigen Sinne zu würdigen, da wir vielleicht nur auf diesem Wege wieder zu einer wahrhaften Religion, zu der, vom Erlöser uns gelehrten und durch sein Beispiel bekräftigten, der

Menschenliebe gelangen möchten. Wir berührten bereits, was die Befolgung dieser Lehre uns Sklaven der Zivilisation so übermäßig erschwere. Da wir die Tiere bereits dazu verwendeten, nicht nur uns zu ernähren und uns zu dienen, sondern an ihren künstlich herbeigeführten Leiden auch zu erkennen, was uns selbst etwa fehle, wenn unser, durch unnatürliches Leben, Ausschweifungen und Laster aller Art zerrütteter Leib mit Krankheiten behaftet wird, so dürften wir sie jetzt dagegen in förderlicher Weise zum Zwecke der Veredlung unsrer Sittlichkeit, ja, in vieler Beziehung, als untrügliches Zeugnis für die Wahrhaftigkeit der Natur zu unsrer Selbsterziehung benützen.

Einen Wegweiser hierfür gibt uns schon unser Freund Plutarch. Dieser hatte die Kühnheit, ein Gespräch des Odysseus mit seinem, von Kirke in Tiere verwandelten Genossen zu erfinden, in welchem die Zurückverwandlung in Menschen von diesen mit Gründen von äußerster Triftigkeit abgelehnt wird. Wer diesem wunderlichen Dialoge genau gefolgt ist, wird sich schwer damit zurechtfinden, wenn er heutzutage die durch unsre Zivilisation in Untiere verwandelte Menschheit zu einer Rückkehr zu wahrer menschlicher Würde ermahnen will. Ein wirklicher Erfolg dürfte wohl nur davon zu erwarten sein, daß der Mensch zu allernächst an dem Tiere sich seiner selbst in einem adeligen Sinne bewußt werde. An dem Leiden und Sterben des Tieres gewännen wir immer einen Maßstab für die höhere Würde des Menschen, welcher das Leiden als seine erfolgreichste Belehrung, den Tod als eine verklärende Sühne zu erfahren fähig ist, während das Tier durchaus zwecklos für sich leidet und stirbt. Wir verachten den Menschen, der das ihm verhängte Leiden nicht standhaft erträgt und vor dem Tode in wahnsinniger Furcht erbebt: gerade für diesen aber vivisezieren unsre Physiologen Tiere, impfen ihnen Gifte ein, welcher jener durch Laster sich bereitet, und unterhalten künstlich ihre Qualen, um zu erfahren, wie lange sie etwa auch jenem Elenden die letzte Not fernhalten könnten! Wer wollte in jenem Siechtume, wie in dieser Abhilfe, ein sittliches Moment erblicken? Würde dagegen mit Anwendung solcher wissenschaftlicher Kunstmittel etwa dem durch Hunger, Entbehrung und Übernehmung seiner Kräfte leidenden armen Arbeiter geholfen werden? Man erfährt, daß gerade an diesem, welcher — glücklicherweise! —

nicht am Leben hängt und willig aus ihn scheidet, oft die interessantesten Versuche zu objektiver Kenntnisnahme physiologischer Probleme angestellt werden, so daß der Arme noch im Sterben dem Reichen sich verdienstlich macht, wie bereits im Leben z. B. durch das sogenannte „Auswohnen“ gesundheitsschädlicher neuer glänzender Wohnräume. Doch geschieht dies von seiten des Armen in stumpfsinnigem Unbewußtsein. Dagegen könnte man annehmen, daß das Tier selbst vollbewußt willig für seinen Herrn sich quälen und martern ließe, wenn es seinem Intellekte deutlich gemacht werden könnte, daß es sich hierbei um das Wohl seines menschlichen Freundes handle. Daß hiermit nicht zu viel gesagt sei, dürfte sich aus der Wahrnehmung ergeben können, daß Hunde, Pferde, sowie fast alle Haus- und gezähmten Tiere, nur dadurch abgerichtet werden, daß ihrem Verstande es deutlich gemacht wird, welche Leistungen wir von ihnen verlangen; sobald sie dies verstehen, sind sie stets und freudig willig, das Verlangte auszuführen; wogegen rohe und dumme Menschen dem von ihnen unaufgeklärten Tiere ihre Wünsche durch Züchtigungen beibringen zu müssen glauben, deren Zweck das Tier nicht versteht und sie deshalb falsch deutet, was dann wiederum zu Mißhandlungen führt, welche auf den Herrn, welcher den Sinn der Bestrafung kennt, angewendet, füglich von Nutzen sein könnten, dem wahnsinnig behandelten Tiere dennoch aber die Liebe und Treue für seinen Peiniger nicht beeinträchtigen. Daß in seinen schmerzlichsten Qualen ein Hund seinen Herrn noch zu liebkosen vermag, haben wir durch die Studien unsrer Vivisektoren erfahren; welche Ansichten vom Tiere wir aber solchen Belehrungen zu entnehmen haben, sollten wir, im Interesse der Menschenwürde besser, als bisher es geschah, in ernstliche Erwägungen ziehen, wofür uns zunächst die Betrachtung dessen, was wir von den Tieren bereits zuerst erlernt hatten, dann der Belehrungen, die wir noch von ihnen gewinnen könnten, dienlich sein dürfte.

Den Tieren, welche unsre Lehrmeister in allen den Künsten waren, durch die wir sie selbst fingen und uns unterwürfig machten, war der Mensch hierbei in nichts überlegen als in der Verstellung, der List, keineswegs im Mute, in der Tapferkeit; denn das Tier kämpft bis zu seinem letzten Erliegen, gleichgiltig gegen Wunden und Tod: „es kennt kein Bitten, kein Fle-

hen um Gnade, kein Bekenntnis des Besiegtseins". Die menschliche Würde auf den menschlichen Stolz, gegenüber dem der Tiere, begründen zu wollen, würde verfehlt sein, und wir können den Sieg über sie, ihre Unterjochung, nur von unsrer größeren Verstellungskunst herleiten. Diese Kunst rühmen wir an uns hoch: wir nennen sie „Vernunft", und glauben uns durch sie vom Tiere stolz unterscheiden zu dürfen, da sie, unter anderem, uns ja auch Gott ähnlich zu machen fähig sei, — worüber Mephistopheles allerdings wiederum seiner eigenen Meinung ist, wenn er findet, der Mensch brauche seine Vernunft allein, „nur tierischer als jedes Tier zu sein". In seiner großen Wahrhaftigkeit und Unbefangenheit versteht das Tier nicht das moralisch Verächtliche der Kunst abzuschätzen, durch welche wir es unterworfen haben; jedenfalls erkennt es etwas Dämonisches darin, dem es scheu gehorcht: übt jedoch der herrschende Mensch Milde und freundliche Güte gegen das nun furchtsam gewordene Tier, so dürfen wir annehmen, daß es in seinem Herrn etwas Göttliches erkennt, und dieses so stark verehrt und liebt, daß es seine natürlichen Tugenden der Tapferkeit ganz einzig im Dienste der Treue bis zum qualvollsten Tode verwendet. Gleich wie der Heilige unwiderstehlich dazu gedrängt ist, seine Gottestreue durch Martern und Tod zu bezeugen, ebenso das Tier seine Liebe zu seinem gleich göttlich verehrten Herrn. Ein einziges Band, welches der Heilige bereits zu zerreißen vermochte, fesselt das Tier, da es nicht anders als wahrhaftig sein kann, noch an die Natur: das Mitleiden für seine Jungen. In hieraus entstehenden Bedrängnissen weiß es sich aber zu entscheiden. Ein Reisender ließ seine ihn begleitende Hündin, da sie soeben Junge zur Welt brachte, im Stalle eines Wirtshauses zurück, und begab sich allein auf dem drei Stunden langen Wege nach seiner Heimat; des anderen Morgens findet er auf der Streu seines Hofes die vier Säuglinge und neben ihnen die tote Mutter: diese hatte, jedesmal eines der Jungen nach heim tragend, viermal den Weg in Hast und Angst durchlaufen; erst als sie das letzte bei ihrem Herrn, den sie nun nicht mehr zu verlassen nötig hatte, niedergelegt, gab sie sich dem qualvoll aufgehaltenen Sterben hin. — Dies nennt der „freie" Mitbürger unsrer Zivilisation „hündische Treue", nämlich das „hündisch" mit Verachtung betonend. Sollten wir hier-

gegen in einer Welt, aus welcher die Verehrung gänzlich geschwunden ist, oder, wo sie anzutreffen ein heuchlerisches Vorgebnis ist, an den von uns beherrschten Tieren nicht ein, durch Rührung belehrendes, Beispiel uns nehmen? Wo unter Menschen hingebende Treue bis zum Tode angetroffen wird, hätten wir schon jetzt ein edles Band der Verwandtschaft mit der Tierwelt keineswegs zu unsrer Erniedrigung zu erkennen, da manche Gründe sogar dafür sprechen, daß jene Tugend von den Tieren reiner, ja göttlicher als von den Menschen ausgeübt wird; denn der Mensch ist befähigt in Leiden und Tod, ganz abgesehen von dem der Anerkennung der Welt übergebenen Werte derselben, eine beseligende Sühnung zu erkennen, während das Tier, ohne jede Vernunfterwägung eines etwaigen sittlichen Vorteiles, ganz und rein nur der Liebe und Treue sich opfert, — was allerdings von unsren Physiologen auch als ein einfacher chemischer Prozeß gewisser Grundsubstanzen erklärt zu werden pflegt.

Diesen in der Angst ihrer Verlogenheit auf dem Baume der Erkenntnis herumkletternden Affen dürfte aber jedenfalls zu empfehlen sein, nicht sowohl in das aufgeschlitzte Innere eines lebenden Tieres, als vielmehr mit einiger Ruhe und Besonnenheit in das Auge desselben zu blicken; vielleicht fände der wissenschaftliche Forscher hier zum ersten Male das Allermenschenwürdigste ausgedrückt, nämlich: Wahrhaftigkeit, die Unmöglichkeit der Lüge, worin, wenn er noch tiefer hineinschaute, die erhabene Wehmut der Natur über seinen eigenen jammervoll sündhaften Daseinsdünkel zu ihm sprechen würde; denn da, wo er wissenschaftlichen Scherz treibt, nimmt es das Tier ernst. Von hier aus blicke er dann zunächst auf seinen wahrhaft leidenden Nebenmenschen, den in nackter Dürftigkeit geborenen, vom zartesten Kindesalter an zu Gesundheit zerrüttender übermäßiger Arbeit gemißbrauchten, durch schlechte Nahrung und herzlose Behandlung aller Art frühzeitig dahinsiechenden, wie er aus dumpfer Ergebenheit fragend zu ihm aufschaut: vielleicht sagt er sich dann, daß dieser nun doch jedenfalls wenigstens ein Mensch, wie er, sei. Das wäre ein Erfolg. Könnt ihr dann dem mitleidigen Tiere, welches willig mit seinem Herrn hungert, nicht nachahmen, so suchet es nun darin zu übertreffen, daß ihr dem hungernden Nebenmenschen zur nötigen Nahrung verhelft, was euch ganz leicht fallen dürfte, wenn ihr ihn mit dem

Reichen auf gleiche Diät setzt, indem ihr von der übermäßigen Kost, von welcher dieser erkrankt, jenem so viel zumäßet, daß er davon gesunde, wobei von Leckerbissen, wie Lerchen, welche sich in der Luft besser ausnehmen als in euren Mägen, überhaupt nicht die Rede zu sein brauchte. Allerdings wäre dann zu wünschen, daß eure Kunst hierfür ausreiche. Ihr habt aber nur unnütze Künste gelernt. Von dem bis auf einen gewissen fernen Tag zu verzögernden Tode eines sterbenden ungarischen Magnaten hing die Erlangung gewisser enormer Erbschaftsansprüche ab: die Interessierten setzten ungeheure Saläre an Ärzte daran jenen Tag von dem Sterbenden erleben zu lassen; diese kamen herbei: da war etwas für die „Wissenschaft" los; Gott weiß, was alles verblutet und vergiftet ward: man triumphierte, die Erbschaft gehörte uns und die Wissenschaft ward glänzend remuneriert. Es ist nun nicht wohl anzunehmen, daß auf unsre armen Arbeiter so viel Wissenschaft verwendet werden dürfte. Vielleicht aber etwas Anderes: die Erfolge einer tiefen Umkehr in unsrem Inneren.

Sollte das gewiß von jedem empfundene Entsetzen über die Verwendung der undenklichsten Tierquälerei zum vorgeblichen Nutzen für unsre Gesundheit — das Schlechteste was wir in einer solchen herzlosen Welt besitzen könnten! — nicht ganz von selbst eine solche Umkehr herbeigeführt haben, oder hatten wir erst nötig, damit bekannt gemacht zu werden, daß diese Nützlichkeit irrtümlich, wenn nicht gar trügerisch war, da es sich hierbei in Wahrheit nur um Virtuoseneitelkeit und etwa Befriedigung einer stupiden Neugier handelte? Wollten wir abwarten, daß die Opfer der „Nützlichkeit" sich auch auf Menschenvivisektion erstrecken? Mehr als der Nutzen des Individuums soll uns ja der des Staates gelten? Gegen Staatsverbrecher erließ ein Visconti, Herzog von Mailand, ein Strafedikt, wonach die Todesqualen des Delinquenten auf die Dauer von vierzig Tagen berechnet waren. Dieser Mann scheint die Studien unsrer Physiologen im voraus normiert zu haben; diese wissen die Marter eines hierzu tüchtig befähigten Tieres in glücklichen Fällen ebenfalls auf gerade vierzig Tage auszudehnen, jedoch weniger wie dort aus Grausamkeit, sondern aus rechnender Sparsamkeit. Das Edikt Viscontis wurde von Staat und Kirche gut geheißen, denn niemand empörte sich da-

gegen; nur solche, welche die angedrohten furchtbaren Qualen zu erdulden nicht für das Schlimmste erachteten, fanden sich angetrieben, den Staat in der Person des Herrn Herzogs bei der Gurgel zu fassen. Möge nun der neuere Staat selbst an die Stelle jener „Staatsverbrecher" treten, und die Menschheit schändenden Herren Vivisektoren aus ihren Laboratorien kurzweg hinauswerfen. Oder sollten wir dies wiederum „Staatsfeinden" überlassen, als welche ja nach den neuesten Gesetzgebungen die sogenannten „Sozialisten" gelten? — In der Tat erfahren wir, daß — während Staat und Kirche sich den Kopf darüber zerbrechen, ob auf unsre Vorstellungen einzugehen und nicht dagegen den Zorn der etwa beleidigten „Wissenschaft" zu fürchten sei — der gewaltsame Einbruch in solch ein Vivisektionsoperatorium zu Leipzig, sowie die hierbei vollführten schnellen Tötungen der für wochenlange Martern aufbewahrten und ausgespannten zerschnittenen Tiere, wohl auch eine tüchtige Tracht Prügel an den sorgsamen Abwärter der scheußlichen Marterräume, einem rohen Ausbruche subversiver sozialistischer Umtriebe gegen das Eigentumsrecht zugeschrieben worden ist. Wer möchte nun aber nicht Sozialist werden, wenn er erleben sollte, daß wir von Staat und Reich mit unsrem Vorgehen gegen die Fortdauer der Vivisektion und mit der Forderung der unbedingten Abschaffung derselben, abgewiesen würden? Aber nur von der *unbedingten Abschaffung*, nicht von „tunlichster Beschränkung" derselben unter „Staatsaufsicht" dürfte die Rede sein können, und es dürfte hierfür unter Staatsaufsicht nur die Assistenz eines gehörig instruierten Gendarmes bei jeder physiologischen Konferenz der betreffenden Herren Professoren mit ihren „Zuschauern" verstanden werden.

Denn unser Schluß in betreff der **Menschenwürde** *sei dahin gefaßt, daß diese genau erst auf dem Punkte sich dokumentiere, wo der Mensch vom Tiere sich durch das Mitleid auch mit dem Tiere zu unterscheiden vermag, da wir vom Tiere anderseits selbst das Mitleiden mit dem Menschen erlernen können, sobald dieses vernünftig und menschenwürdig behandelt wird.*

Sollten wir hierüber verspottet, von unsrer National-

intelligenz zurückgewiesen werden, und die Vivisektion in ihrer öffentlichen und privaten Blüte fortbestehen bleiben, so hätten wir den Verteidigern derselben wenigstens das eine gute zu verdanken, daß wir aus einer Welt, in welcher „kein Hund länger mehr leben möchte“, auch als Menschen gern und willig scheiden, selbst wenn uns kein „deutsches Requiem“ nachgespielt werden dürfte!

Bayreuth, Oktober 1879.

Richard Wagner.

Religion und Kunst.

Ich finde in der christlichen Religion virtualiter die Anlage zu dem Höchsten und Edelsten, und die verschiedenen Erscheinungen derselben im Leben scheinen mir bloß deswegen so widrig und abgeschmackt, weil sie verfehlte Darstellungen dieses Höchsten sind.

Schiller, an Goethe.

I.

Man könnte sagen, daß da, wo die Religion künstlich wird, der Kunst es vorbehalten sei, den Kern der Religion zu retten, indem sie die mythischen Symbole, welche die erstere im eigentlichen Sinne als wahr geglaubt wissen will, ihrem sinnbildlichen Werte nach erfaßt, um durch ideale Darstellung derselben die in ihnen verborgene tiefe Wahrheit erkennen zu lassen. Während dem Priester alles daran liegt, die religiösen Allegorien für tatsächliche Wahrheiten angesehen zu wissen, kommt es dagegen dem Künstler hierauf ganz und gar nicht an, da er offen und frei sein Werk als seine Erfindung ausgiebt. Die Religion lebt aber nur noch künstlich, wann sie zu immer weiterem Ausbau ihrer dogmatischen Symbole sich genötigt findet, und somit das Eine, Wahre und Göttliche in ihr durch wachsende Anhäufung von, dem Glauben empfohlenen, Unglaublichkeiten verdeckt. Im Gefühle hiervon suchte sie daher von je die Mithilfe der Kunst, welche so lange zu ihrer eigenen höheren Ent-

faltung unfähig blieb, als sie jene vorgebliche reale Wahrhaftigkeit des Symboles durch Hervorbringung fetischartiger Götzenbilder für die sinnliche Anbetung vorführen sollte, dagegen nun die Kunst erst dann ihre wahre Aufgabe erfüllte, als sie durch ideale Darstellung des allegorischen Bildes zur Erfassung des inneren Kernes desselben, der unaussprechlich göttlichen Wahrheit, hinleitete.

Um hierin klar zu sehen, würde der Entstehung von Religionen mit großer Sorgsamkeit nachzugehen sein. Gewiß müßten uns diese um so göttlicher erscheinen, als ihr innerster Kern einfacher befunden werden kann. Die tiefste Grundlage jeder wahren Religion sehen wir nun in der Erkenntnis der Hinfälligkeit der Welt, und der hieraus entnommenen Anweisung zur Befreiung von derselben ausgesprochen. Uns muß nun einleuchten, daß es zu jeder Zeit einer übermenschlichen Anstrengung bedurfte, diese Erkenntnis dem in vollster Natürlichkeit befangenen Menschen, dem Volke, zu erschließen, und daß somit das erfolgreichste Werk des Religionsgründers in der Erfindung der mythischen Allegorien bestand, durch welche das Volk auf dem Wege des Glaubens zur tatsächlichen Befolgung der aus jener Grunderkenntnis fließenden Lehre hingeleitet werden konnte. In dieser Beziehung haben wir es als eine erhabene Eigentümlichkeit der christlichen Religion zu betrachten, daß die tiefste Wahrheit durch sie mit ausdrücklicher Bestimmtheit den „Armen am Geiste“ zum Troste und zur Heilsanleitung erschlossen werden sollte; wogegen die Lehre der Brahmanen ausschließlich den „Erkennenden“ nur angehörte, weshalb die „Reichen am Geiste“ die in der Natürlichkeit haftende Menge als von der Möglichkeit der Erkenntnis ausgeschlossene und nur durch zahllose Wiedergeburten zur Einsicht in die Nichtigkeit der Welt gelangende, ansahen. Daß es einen kürzeren Weg zur Heilsgewinnung gäbe, zeigte dem armen Volke der erleuchtetste Wiedergeborene selbst: nicht aber das erhabene Beispiel der Entsagung und unstörbarsten Sanftmut, welches Buddha gab, genügte allein seinen brünstigen Nachfolgern; sondern die letzte große Lehre der Einheit alles Lebenden durfte seinen Jüngern wiederum nur durch eine mythische Erklärung der Welt zugänglich werden, deren überaus sinniger Reichtum und allegorische Umfaßlichkeit immer nur der Grundlage der von stau-

nenswürdigster Geistesfülle und Geistesbildung getragenen brahmanischen Lehre entnommen ward. Hier war es denn auch, wo im Verlaufe der Zeiten und im Fortschritte der Umbildungen nie die eigentliche Kunst zur erklärenden Darstellung der Mythen und Allegorien heranzuziehen war; wogegen die Philosophie dieses Amt übernahm, um, mit deren von feinster Geistesbildung geleiteten Ausarbeitung, den religiösen Dogmen zur Seite zu gehen.

Anders verhielt es sich mit der christlichen Religion. Ihr Gründer war nicht weise, sondern göttlich; seine Lehre war die Tat des freiwilligen Leidens: an ihn glauben, hieß: ihm nacheifern, und Erlösung hoffen, hieß: mit ihm Vereinigung suchen. Den „Armen am Geiste" war keine metaphysische Erklärung der Welt nötig; die Erkenntnis ihres Leidens lag der Empfindung offen, und nur diese nicht verschlossen zu halten war göttliche Forderung an den Gläubigen. Wir müssen nun annehmen, daß, wäre der Glaube an Jesus den „Armen" allein zu eigen verblieben, das christliche Dogma als die einfachste Religion auf uns gekommen sein würde; dem „Reichen" war sie aber zu einfach, und die unvergleichlichen Verwirrungen des Sektengeistes in den ersten drei Jahrhunderten des Bestehens des Christentums belehren uns über das rastlose Ringen des Geistesreichen, den Glauben des Geistesarmen durch Umstimmung und Verdrehung der Begriffsnötigungen sich anzueignen. Die Kirche entschied sich gegen alle philosophische Ausdeutung der, in der Anwendung von ihr auf blinde Gefühlsergebung berechneten, Glaubenslehre; nur was dieser durch ihre Herkunft eine übermenschliche Würde geben sollte, nahm sie schließlich aus den Ergebnissen der Streitigkeiten der Sekten auf, um hieraus allmählich den ungemein komplizierten Mythenapparat anzusammeln, für welchen sie fortan den unbedingten Glauben, als an etwas durchaus tatsächlich Wahrhaftiges, mit unerbittlicher Strenge forderte.

In der Beurteilung des Wunderglaubens dürften wir am besten geleitet werden, wenn wir die geforderte Umwandlung des natürlichen Menschen, welcher zuvor die Welt und ihre Erscheinungen für das Allerrealste ansah, in Betracht ziehen; denn jetzt soll er die Welt als nur augenscheinlich und nichtig erkennen, das eigentliche Wahre aber außer ihr

suchen. Bezeichnen wir nun als Wunder einen Vorgang, durch welchen die Gesetze der Natur aufgehoben werden, und erkennen wir bei reiflicher Überlegung, daß diese Gesetze in unsrem eigenen Anschauungsvermögen begründet und unlösbar an unsre Gehirnfunktionen gebunden sind, so muß uns der Glaube an Wunder als ein fast notwendiges Ergebnis der gegen alle Natur sich erklärenden Umkehr des Willens zum Leben begreiflich werden. Das größte Wunder ist für den natürlichen Menschen jedenfalls diese Umkehr des Willens, in welcher die Aufhebung der Gesetze der Natur selbst enthalten ist; das, was diese Umkehr bewirkt hat, muß notwendig weit über die Natur erhaben und von übermenschlicher Gewalt sein, da die Vereinigung mit ihm als das einzig Ersehnte und zu Erstrebende gilt. Dieses andere nannte Jesus seinen Armen das „Reich Gottes", im Gegensatze zu dem „Reiche der Welt"; der die Mühseligen und Belasteten, Leidenden und Verfolgten, Duldsamen und Sanftmütigen, Feindesfreundlichen und Alliebenden zu sich berief, war ihr „himmlischer Vater", als dessen „Sohn" er zu ihnen, „seinen Brüdern", gesandt war.

Wir sehen hier der Wunder allergrößtes und nennen es „Offenbarung". Wie es möglich ward, hieraus eine Staatsreligion für römische Kaiser- und Ketzerhenker zu machen, werden wir im späteren Verlaufe unsrer Abhandlung näher in Betrachtung zu nehmen haben, während für jetzt nur die fast notwendig scheinende Bildung derjenigen Mythen uns beschäftigen soll, deren endlich übermäßiges Anwachsen durch Künstlichkeit das kirchliche Dogma entwürdigte, der Kunst selbst jedoch neue Ideale zuführte.

Was wir im allgemeinen unter künstlerischer Wirksamkeit verstehen, dürften wir mit Ausbilden des Bildlichen bezeichnen; dies würde heißen: die Kunst erfaßt das Bildliche des Begriffes, in welchem dieser sich äußerlich der Phantasie darstellt, und erhebt, durch Ausbildung des zuvor nur allegorisch angewendeten Gleichnisses zum vollendeten, den Begriff gänzlich in sich fassenden Bilde, diesen über sich selbst hinaus zu einer Offenbarung. Sehr treffend sagt unser großer Philosoph von der idealen Gestalt der griechischen Statue: in ihr zeige der Künstler der Natur gleichsam, was sie gewollt, aber nicht vollständig gekonnt habe; womit demnach das künstlerische Ideal über die

Natur hinausginge. Von dem Götterglauben der Griechen ließe sich sagen, daß er, der künstlerischen Anlage des Hellenen zu Liebe, immer an den Antropomorphismus gebunden sich erhalten habe. Ihre Götter waren wohlbenannte Gestalten von deutlichster Individualität; der Name derselben bezeichnete Gattungsbegriffe, ganz so wie die Namen der farbig erscheinenden Gegenstände die verschiedenen Farben selbst bezeichneten, für welche die Griechen keine abstrakten Namen gleich den unsrigen verwendeten: Götter hießen sie nur, um ihre Natur als eine göttliche zu bezeichnen; das Göttliche selbst aber nannten sie: der Gott; „ὁ θεός“. Nie ist es den Griechen beigekommen, „den Gott“ sich als Person zu denken, und künstlerisch ihm eine Gestalt zu geben wie ihren benannten Göttern; er blieb ein ihren Philosophen zur Definition überlassener Begriff, um dessen deutliche Feststellung der hellenische Geist sich vergeblich bemühte, — bis von wunderbar begeisterten armen Leuten die unglaubliche Kunde ausging, der „Sohn Gottes“ habe, für die Erlösung der Welt aus ihren Banden des Truges und der Sünde, sich am Kreuze geopfert. — Wir haben es hier nicht mit den erstaunlich mannigfaltigen Anstrengungen der spekulierenden menschlichen Vernunft zu tun, welche sich die Natur dieses auf Erden wandelnden und schmachvoll leidenden Sohnes des Gottes zu erklären suchte: war das größte Wunder der, infolge jener Erscheinung eingetretenen, Umkehr des Willens zum Leben, welche alle Gläubigen an sich erfahren hatten, offenbar geworden, so war das andere Wunder der Göttlichkeit des Heilsverkünders in jenem bereits mit inbegriffen. Hiermit war dann auch die Gestalt des Göttlichen in anthropomorphistischer Weise von selbst gegeben: es war der zu qualvollem Leiden am Kreuze ausgespannte Leib des höchsten Inbegriffes aller mitleidvollen Liebe selbst. Ein unwiderstehlich zu wiederum höchstem Mitleiden, zur Anbetung des Leidens und zur Nachahmung durch Brechung alles selbstsüchtigen Willens hinreißendes — Symbol? — nein: Bild, wirkliches Abbild. In ihm und seiner Wirkung auf das menschliche Gemüt liegt der ganze Zauber, durch welchen die Kirche sich zunächst die griechisch-römische Welt zu eigen machte. Was ihr dagegen zum Verderb ausschlagen mußte, und endlich zu dem immer stärker sich aussprechenden „Atheismus“ unsrer Zeiten führen konnte, war der durch Herrscherwut eingegebene Ge-

danke der Zurückführung dieses Göttlichen am Kreuze auf den jüdischen „Schöpfer des Himmels und der Erde“, mit welchem, als einem zornigen und strafenden Gotte, endlich mehr durchzusetzen schien, als mit dem sich selbst opfernden alliebenden Heiland der Armen. Jener Gott wurde durch die Kunst gerichtet: der Jehova im feurigen Busche, selbst auch der weißbärtige ehrwürdige Greis, welcher etwa als Vater segnend auf seinen Sohn aus den Wolken herabblickte, wollte, auch von meisterhaftester Künstlerhand dargestellt, der gläubigen Seele nicht viel sagen; während der leidende Gott am Kreuze, das „Haupt voll Blut und Wunden“, selbst in der rohesten künstlerischen Wiedergebung, noch jeder Zeit uns mit schwärmerischer Regung erfüllt.

Wie von einem künstlerischen Bedürfnisse gedrängt, verfiel der Glaube, gleichsam den Jehova als „Vater“ auf sich beruhen lassend, auf das notwendige Wunder der Geburt des Heilands durch eine Mutter, welche, da sie selbst nicht Göttin war, dadurch göttlich ward, daß sie gegen alle Natur den Sohn als reine Jungfrau, ohne menschliche Empfängnis, gebar. Ein als Wunderannahme sich aussprechender, unendlich tiefer Gedanke. Wohl begegnen wir im Verlaufe der christlichen Geschichte wiederholt dem Phänomen der Befähigung zum Wunderwirken durch reine Jungfräulichkeit, davon eine metaphysische Erklärung mit einer physiologischen, sich gegenseitig stützend, sehr wohl zusammentrifft, und dies zwar im Sinne der causa finalis mit der causa efficiens; das Wunder der Mutterschaft ohne natürliche Empfängnis bleibt aber nur durch das höchste Wunder, die Geburt des Gottes selbst, ergründlich: denn in diesem offenbart sich die Verneinung der Welt als ein um der Erlösung willen vorbildlich geopfertes Leben. Da der Heiland selbst als durchaus sündenlos, ja unfähig zu sündigen erkannt ist, mußte in ihm schon vor seiner Geburt der Wille vollständig gebrochen sein, so daß er nicht mehr leiden, sondern nur noch mitleiden konnte; und die Wurzel hiervon war notwendig in seiner Geburt zu erkennen, welche nicht vom Willen zum Leben, sondern vom Willen zur Erlösung eingegeben sein mußte. Was nur der schwärmerischen Erleuchtung als durchaus notwendig aufgehen durfte, war als geforderter Glaubenspunkt den grellsten Mißdeutungen von seiten der realistischen Volksanschauung aus-

gesetzt: die „unbefleckte Empfängnis" Marias ließ sich sagen, aber nicht denken und noch weniger vorstellen. Die Kirche, welche im Mittelalter ihre Glaubenssätze durch ihre Magd, die scholastische Philosophie, beweisen ließ, suchte endlich auch die Mittel für eine sinnliche Vorstellung derselben aufzufinden: über dem Portale der Kirche des h. Kilian in Würzburg sehen wir auf einem Steinbilde den lieben Gott aus einer Wolke herab dem Leibe Marias, vermöge eines Blasrohres, den Embryo des Heilandes einflößen. Es genüge dieses eine Beispiel für unsäglich viele gleiche! Auf den hieraus einleuchtenden Verfall der religiösen Dogmen in das Künstliche, welches wir als widerwärtig bezeichnen mußten, bezogen wir uns sogleich anfänglich: dagegen gerade an diesem wichtigen Beispiele das erlösende Eintreten der Wirksamkeit der idealisierenden wahren Kunst am deutlichsten nachgewiesen werden möge, wenn wir auf Darstellungen göttlicher Künstler, wie die Raphaels in der sogenannten „Sixtinischen Madonna" hindeuten. Noch einigermaßen im kirchlichen Sinne realistisch wurde von großen Bildnern die wunderbare Empfängnis Marias in der Darstellung der Verkündigung derselben durch den der Jungfrau erscheinenden Engel aufgefaßt, wenngleich hier bereits die jeder Sinnlichkeit abgewandte geistige Schönheit der Gestalten uns in das göttliche Mysterium ahnungsvoll blicken ließ. Jenes Bild Raphaels zeigt uns nun aber die Vollendung des ausgeführten göttlichen Wunders in der jungfräulichen Mutter, mit dem geborenen Sohne selbst verklärt sich erhebend: hier wirkt auf uns eine Schönheit, welche die so hoch begabte antike Welt noch nicht selbst nur ahnen konnte; denn hier ist es nicht die Strenge der Keuschheit, welche eine Artemis unnahbar erscheinen lassen mochte, sondern die jeder Möglichkeit des Wissens der Unkeuschheit enthobene göttliche Liebe, welche aus innerster Verneinung der Welt die Bejahung der Erlösung geboren. Und dies unaussprechliche Wunder sehen wir mit unsren eigenen Augen, deutlich hold erkennbar und klar erfaßlich, der edelsten Erfahrung unsres eigenen Daseins innig verwandt, und doch über alle Denkbarkeit der wirklichen Erfahrung hoch erhaben; so daß, wenn die griechische Bildgestalt der Natur das von dieser unerreichte Ideal vorhielt, jetzt der Bildner das durch Begriffe unfaßbar und somit unbezeichenbare Geheimnis des

religiösen Dogmas in unverschleierter Offenbarung, nicht mehr der grübelnden Vernunft, sondern der entzückten Anschauung zuführte.

Doch noch ein anderes Dogma mußte sich der Phantasie des Bildners darbieten, und zwar dasjenige, an welchem der Kirche endlich mehr gelegen schien, als an dem der Erlösung durch die Liebe. Der Weltüberwinder war zum Weltrichter berufen. Der göttliche Knabe hatte vom Arme der jungfräulichen Mutter herab den ungeheuren Blick auf die Welt geworfen, mit welchem er sie durch jeden, das Begehren erweckenden Schein hindurch, in ihrem wahren Wesen, als todesflüchtig, todverfallen erkannte. Vor dem Walten des Erlösers durfte diese Welt der Sucht und des Hasses nicht bestehen; dem belasteten Armen, den er zur Befreiung durch Leiden und Mitleiden zu sich in das Reich Gottes berief, mußte er den Untergang dieser Welt in ihrem eigenen Sündenpfuhle, auf der Wagschale der Gerechtigkeit liegend, zeigen. Von den sonnenumstrahlten lieblichen Bergeshöhen, auf denen er der Menge das Heil zu verkünden liebte, deutete der immer nur sinnbildlich und durch Gleichnisse seinen „Armen" Verständliche, auf das grauenhafte todesöde Tal „Gehenna" hinab, wohin am Tage des Gerichtes Geiz und Mord, um verzweiflungsvoll sich anzugrinsen, verwiesen sein würden. Tartaros, Infernum, Hela, alle die Strafórter der Bösen und Feigen nach ihrem Tode, fanden sich im „Gehenna" wieder und mit der „Hölle" zu schrecken ist bis auf den heutigen Tag das eigentliche Machtmittel der Kirche über die Seelen geblieben, denen das „Himmelreich" immer ferner sich entrückte. Das letzte Gericht: eine hier trostreiche, dort entsetzliche Verheißung! Es gibt nichts fürchterlich Häßliches und grausenhaft Anekelndes, was im Dienste der Kirche nicht mit anwidernder Künstlichkeit verwendet wurde, um der erschreckten Einbildungskraft eine Vorstellung von dem Orte der ewigen Verdammnis zu bieten, wofür die mythischen Bilder aller, mit dem Glauben an Höllenstrafen behafteter Religionen, mit vollendeter Verzerrung zusammengestellt waren. Wie aus Erbarmen um das Entsetzliche selbst fühlte sich ein übermenschlich erhabener Künstler auch zur Darstellung dieses Schreckensbildes bestimmt: der Ausführung des christlichen Gedankens schien auch dieses Gemälde des jüngsten

Gerichtes nicht fehlen zu sollen. Zeigte uns Raphael den geborenen Gott nach seiner Herkunft aus dem Schoße erhabenster Liebe, so stellt uns nun Michel Angelos ungeheures Bildwerk den seine furchtbare Arbeit vollbringenden Gott dar, vom Reiche der zum seligen Leben Berufenen abwehrend und zurückstoßend, was der Welt des ewig sterbenden Todes angehört: doch — ihm zur Seite die Mutter, der er entwuchs, die mit ihm und um ihn göttlichste Leiden litt und nun den der Erlösung unteilhaftig Gebliebenen den ewigen Blick trauernden Milteidens nachsendet. Dort der Quell, hier der angeschwollene Strom des Göttlichen. —

Obgleich es mit den vorliegenden Untersuchungen nicht auf eine Darstellung der geschichtlichen Entwicklung der Kunst aus der religiösen Vorstellung, sondern nur auf die Bezeichnung der Affinitäten beider abgesehen ist, dürfte dennoch jener geschichtliche Verlauf mit der Beachtung des Umstandes zu berühren sein, daß es fast einzig die bildende Kunst und vorzüglich die der Malerei war, welche die ursprünglich eben bildlich sich gebenden religiösen Dogmen in wiederum bildlicher Darstellung zu idealer Anschauung vorführen konnte. Hiergegen war die Poesie durch die bildliche Geartetheit der religiösen Dogmen selbst in der Weise bestimmt, daß sie in dem kanonisch festgestellten Begriffe, als einer, reale Wahrheit und Glaubhaftigkeit in Anspruch nehmenden, Form haften bleiben mußte. Waren diese Dogmen selbst bildliche Begriffe, so durfte auch das größte dichterische Genie, welches doch eben nur durch bildliche Begriffe darstellt, hieran nichts modeln oder deuten, ohne in Irrgläubigkeit zu verfallen, wie es allen den philosophisch dichterischen Geistern widerfuhr, welche in den ersten Jahrhunderten der Kirche der Beschuldigung der Ketzerei verfielen. Vielleicht war die dem Dante innewohnende dichterische Kraft die größte, welche je einem Sterblichen verliehen sein kann; in seinem ungeheuren Gedichte zeigt uns seine dichterische Erfindung aber doch immer nur da, wo er die anschauliche Welt von der Berührung mit dem Dogma fern halten kann, wahrhaft gestaltende Kraft, während er die dogmatischen Begriffe stets nur nach der kirchlichen Anforderung realer Glaubhaftigkeit zu behandeln vermag; daher diese auch hier in der von uns so bezeichneten krassen Künstlichkeit der Darstellung verbleiben, wodurch sie uns

gerade aus dem Munde des großen Dichters, abschreckend, ja absurd entgegen treten.

In betreff der bildenden Kunst bleibt es nun auffällig, daß ihre ideal schaffende Kraft in dem Maße abgenommen hat, als sie von ihrer Berührung mit der Religion sich entfernte. Zwischen jenen erhabensten kunst-religiösen Offenbarungen der göttlichen Herkunft des Erlösers und der schließlichen Werkvollbringung des Weltenrichters, war das schmerzlichste aller Bilder, das des am Kreuze leidenden Heilandes, ebenfalls zur höchsten Vollendung gelangt, und dieses blieb nun der Grundtypus für die mannigfachen Darstellungen der Glaubensmärtyrer und Heiligen, mit schrecklichstem Leiden durch Entrückungswonne verklärt, als Hauptgegenstand. Hier lenkte die Darstellung der leiblichen Qualen, wie die der Werkzeuge und der Ausführenden derselben, die Bildner bereits auf die gemeine reale Welt, wo dann die Vorbilder menschlicher Bosheit und Grausamkeit sich von selbst in unabweislicher Zudringlichkeit aus ihrer Umgebung ihnen darboten. Das „Charakteristische" durfte den Künstler endlich als durch seine Mannigfaltigkeit lohnend anziehen: das vollendete „Porträt" selbst des gemeinsten Verbrechers, wie er unter den weltlichen und kirchlichen Fürsten jener merkwürdigen Zeit anzutreffen war, wurde zur fruchtbringendsten Aufgabe des Malers, welcher anderseits seine Motive zur Darstellung des Schönen früh genug dem sinnlichen Frauenreize seiner üppigen Umgebung zu entnehmen sich bestimmt fühlte. In das letzte Abendrot des künstlerisch idealisierten christlichen Dogmas hatte unmittelbar das Morgenrot des wiederauflebenden griechischen Kunstideales hineingeschienen: was jetzt der antiken Welt zu entnehmen war, konnte aber nicht mehr jene Einheit der griechischen Kunst mit der antiken Religion sein, durch welche die erstere einzig aufgeblüht und zu ihrer Vollendung gelangt war: hierüber belehre uns der Blick auf eine antike Statue der Venus, verglichen mit einem italienischen Gemälde der Frauen, die ebenfalls für Venus ausgegeben wurden, um über den Unterschied von religiösem Ideal und weltlicher Realität sich zu verständigen. Der griechischen Kunst konnte eben nur Formensinn abgelernt, nicht idealer Gehalt entnommen werden: diesem Formensinne konnte wiederum das christliche Ideal nicht mehr anschaulich bleiben, wogegen

nur die reale Welt als einzig von ihm erfaßlich scheinen mußte. Wie diese reale Welt sich endlich gestaltete, und welche Vorwürfe sie der bildenden Kunst einzig zuführen konnte, wollen wir jetzt unsrer Betrachtung noch entziehen, und zunächst dagegen nur feststellen, daß diejenige Kunst, welche in ihren Affinitäten mit der Religion ihre höchste Leistung zu erreichen bestimmt war, aus dieser Durchdringung gänzlich ausgeschieden, wie nicht zu leugnen steht, in gänzlichen Verfall geraten ist.

Um jene Affinität noch einmal auf das Innigste zu berühren, lenken wir dagegen jetzt noch einen Blick auf die Tonkunst.

Konnte es der Malerei gelingen, den idealen Gehalt des in allegorischen Begriffen gegebenen Dogmas dadurch zu veranschaulichen, daß sie die allegorische Figur, ohne ihre im eigentlichen Sinne geforderte Glaubwürdigkeit als zweifelhaft voraussetzen zu müssen, selbst zum Gegenstand ihrer idealisierenden Darstellung verwendete, so mußte, wie wir dies zu ersehen genötigt waren, die Dichtkunst ihre ähnlich bildende Kraft an den Dogmen der christlichen Religion ungeübt lassen, weil sie, durch Begriffe darstellend, die begriffliche Form des Dogmas, als im eigentlichen Sinne wahr, unangetastet erhalten mußte. Einzig konnte daher der lyrische Ausdruck entzückungsvoller Anbetung der Dichtkunst nahe gelegt sein, und diese mußte, da der Begriff hier nur im kanonisch festgesetzten Wortstile behandelt werden durfte, notwendig in den des Begriffes unbedürftigen, rein musikalischen Ausdruck sich ergießen. Erst durch die Tonkunst ward die christliche Lyrik daher zu einer wirklichen Kunst: die kirchliche Musik ward auf die Worte des dogmatischen Begriffes gesungen; in ihrer Wirkung löste sie aber diese Worte, wie die durch sie fixierten Begriffe, bis zum Verschwinden ihrer Wahrnehmbarkeit auf, so daß sie hierdurch den reinen Gefühlsgehalt derselben fast einzig der entzückten Empfindung mitteilte. Streng genommen ist die Musik die einzige dem christlichen Glauben ganz entsprechende Kunst, wie die einzige Musik, welche wir, zum mindesten jetzt, als jeder anderen ebenbürtige Kunst kennen, lediglich ein Produkt des Christentums ist. Zu ihrer Ausbildung als schöne Kunst trug die wiederauflebende antike Kunst, deren Wirkung als Tonkunst uns fast unvorstellbar geblieben ist, einzig nichts bei: weshalb wir sie auch als die jüngste,

und unendlicher Entwicklung und Wirksamkeit fähigste Kunst bezeichnen Ihrer bisherigen Ausbildung nachzugehen, oder ihrer zukünftigen Entwicklung vorzugreifen, kann hier nicht unsre Absicht sein, da wir sie für jetzt nur nach ihrer Affinität zur Religion in Betracht zu ziehen haben. In diesem Sinne ist nun, nach der vorangegangenen Erörterung über die Nötigung der poetischen Lyrik zur Auflösung des wörtlichen Begriffes in das Tongebilde, anzuerkennen, daß die Musik das eigenste Wesen der christlichen Religion mit unvergleichlicher Bestimmtheit offenbart, weshalb wir sie sinnbildlich in dasselbe Verhältnis zur Religion setzen möchten, in welchem wir den Gottesknaben zur jungfräulichen Mutter auf jenem Raphaelischen Gemälde uns darstellten: denn, als reine Form eines gänzlich vom Begriffe losgelösten göttlichen Gehaltes, darf sie uns als eine welterlösende Geburt des göttlichen Dogmas von der Nichtigkeit der Erscheinungswelt selbst gelten. Auch die idealste Gestalt des Malers bleibt in betreff des Dogmas durch den Begriff bedingt, und jene erhabene jungfräuliche Gottesmutter hebt uns bei ihrer Beschauung nur über den, der Vernunft widerspenstigen, Begriff des Wunders hinweg, indem sie uns gleichsam das letztere als möglich erscheinen läßt. Hier heißt es: „das bedeutet". Die Musik aber sagt uns: „das ist", — weil sie jeden Zwiespalt zwischen Begriff und Empfindung aufhebt, und dies zwar durch die der Erscheinungswelt gänzlich abgewendete, dagegen unser Gemüt wie durch Gnade einnehmende, mit nichts Realem vergleichliche Tongestalt.

Es mußte, bei dieser ihrer erhabenen Eigenheit, der Musik vorbehalten bleiben, von dem begrifflichen Worte sich endlich ganz loszulösen: die echteste Musik vollzog diese Loslösung auch in dem Verhältnisse, in welchem das religiöse Dogma zum eitlen Spiele jesuitischer Kasuistik oder rationalistischer Rabulistik wurde. Die gänzliche Verweltlichung der Kirche zog auch die Verweltlichung der Tonkunst nach sich: dort, wo beide noch vereinigt wirken, wie z. B. im heutigen Italien, ist auch in den Schaustellungen der einen wie in der Begleitnug der anderen kein Unterschied von jedem sonstigen Paradevorgange zu bemerken. Nur ihre endliche volle Trennung von der verfallenden Kirche vermochte der Tonkunst das edelste Erbe des christlichen Gedankens in seiner außerweltlichen neugestaltenden Reinheit zu

erhalten; und die Affinitäten einer Beethovenschen Symphonie zu einer reinsten, der christlichen Offenbarung zu entblühenden Religion, ahnungsvoll nachzuweisen, soll unsre Aufgabe für den Fortgang dieser begonnenen Darstellung sein.

Um zu solcher Möglichkeit zu gelangen, haben wir jedoch zunächst den mühsamen Weg zu beschreiten, auf welchem uns der Grund des Verfalles selbst der erhabensten Religionen, und mit diesem auch der Grund des Versinkens aller Kulturen, die von jenen hervorgerufen, vor allem auch der Künste, die von ihnen befruchtet waren, erklärlich zu machen sein dürfte. Nur dieser aber, so Schreckhaftes er uns auch für das erste entgegenführen muß, kann der rechte Weg zur Aufsuchung des Gestades einer neuen Hoffnung für das menschliche Geschlecht sein.

II.

Wenn wir derjenigen Phase der Entwicklung des menschlichen Geschlechtes nachgehen, welche wir, als auf sichere Überlieferung gegründet, die geschichtliche nennen, so ist es leichter zu begreifen, daß die im Verlaufe dieser Geschichte sich offenbarenden Religionen so bald sich ihrem inneren Verfalle zuneigten, als daß sie einen so langen äußeren Bestand hatten. Die beiden erhabensten Religionen, Brahmanismus mit dem aus ihm sich loslösenden Buddhaismus, und Christentum, lehren Abwendung von der Welt und ihren Leidenschaften, womit sie dem Strome der Weltbewegung sich geradeswegs entgegenstemmen, ohne in Wahrheit ihn aufhalten zu können. Ihr äußerer Fortbestand scheint somit nur dadurch erklärlich, daß einerseits sie die Kenntnis der Sünde in die Welt brachten, und anderseits auf die Benützung dieser Kenntnis, neben dem in der Geschichte sich entwickelnden Systeme der Herrschaft über die Leiber, eine Herrschaft über die Geister sich begründete, welche sofort die Reinheit der religiösen Erkenntnis, ganz im Sinne des allgemeinen Verfalles des menschlichen Geschlechtes, bis zur Unkenntlichkeit entstellte.

Diese Lehre von der Sündhaftigkeit der Menschen, deren Erkenntnis den Ausgang jener beiden erhabenen Religionen bildet, ist den sogenannten „freien Geistern" unverständlich geblieben, da diese weder den bestehenden Kirchen das Recht der Sündenzuerkenntnis, noch ebenso wenig dem Staate die Befugnisse gewisser Handlungen für Verbrechen zu erklären, zugestehen zu dürfen glaubten. Mögen beide Rechte für bedenklich angesehen werden, so dürfte es nicht minder für ungerecht gelten, jenes Bedenken auch gegen den Kern der Religion selbst zu wenden, da im allgemeinen wohl zugestanden werden muß, daß nicht die Religionen selbst an ihrem Verfalle schuld sind, sondern vielmehr der Verfall des geschichtlich unsrer Beurteilung vorliegenden Menschengeschlechtes jenen mit nach sich gezogen hat; denn diesen sehen wir seinerseits mit solch bestimmter Naturnotwendigkeit vor sich gehen, daß er selbst jede Bemühung, ihm entgegenzutreten, mit sich fortreißen mußte.

Und gerade an jener so übel ausgebeuteten Lehre von der Sündhaftigkeit ist dieser schreckliche Vorgang am deutlichsten nachzuweisen, wofür wir sofort auf den richtigen Punkt zu treffen glauben, wenn wir die brahmanische Lehre von der Sündhaftigkeit der Tötung des Lebendigen und der Verspeisung der Leichen gemordeter Tiere in Betracht ziehen.

Bei näherem Eingehen auf den Sinn dieser Lehre und der durch sie begründeten Abmahnung, dürften wir sofort auf die Wurzel aller wahrhaft religiösen Überzeugung treffen, womit wir zugleich den tiefsten Gehalt aller Erkenntnis der Welt, nach ihrem Wesen wie nach ihrer Erscheinung, erfassen würden. Denn jene Lehre entsprang erst der vorangehenden Erkenntnis der Einheit alles Lebenden, und der Täuschung unsrer sinnlichen Anschauung, welche uns diese Einheit als eine unfaßbar mannigfaltige Vielheit und gänzliche Verschiedenheit vorstellte. Jene Lehre war somit das Ergebnis einer tiefsten metaphysischen Erkenntnis, und wenn der Brahmane uns die mannigfaltigsten Erscheinungen der lebenden Welt mit dem Bedeuten: „das bist du!" vorführte, so war uns hiermit das Bewußtsein davon erweckt, daß wir durch die Aufopferung eines unsrer Nebengeschöpfe uns selbst zerfleischten und verschlängen. Daß das Tier nur durch den Grad seiner intellektualen Begabung vom

Menschen verschieden war, daß das, was aller intellektualen Ausrüstung vorausgeht, begehrt und leidet, in jenem aber ganz derselbe Willen zum Leben sei wie im vernunftbegabtesten Menschen, und daß dieser eine Wille es ist, welcher in dieser Welt der wechselnden Formen und vergehenden Erscheinungen sich Beruhigung und Befreiung erstrebt, so wie endlich, daß diese Beschwichtigung des ungestümen Verlangens nur durch gewissenhafteste Übung der Sanftmut und des Mitleidens für alles Lebende zu gewinnen war, — dies ist dem Brahmanen und Buddhisten bis auf den heutigen Tag unzerstörbares religiöses Bewußtsein geblieben. Wir erfahren, daß um die Mitte des vorigen Jahrhunderts englische Spekulanten die ganze Reisernte Indiens aufgekauft hatten, und dadurch eine Hungersnot im Lande herbeiführten, welche drei Millionen der Eingeborenen dahinraffte: keiner dieser Verhungernden war zu bewegen gewesen, seine Haustiere zu schlachten und zu verspeisen; erst nach ihren Herren verhungerten auch diese. Ein mächtiges Zeugnis für die Echtheit eines religiösen Glaubens, mit welchem die Bekenner desselben allerdings auch aus der „Geschichte" ausgeschieden sind.

Gehen wir dagegen den Erfolgen des geschichtlich sich dokumentierenden Menschengeschlechtes jetzt etwas näher nach, so können wir nicht umhin, die jammervolle Gebrechlichkeit desselben uns nur aus einem Wahne zu erklären, in welchem etwa das reißende Tier befangen sein muß, wenn es sich, endlich selbst nicht mehr vom Hunger dazu getrieben, sondern aus bloßer Freude an seiner wütenden Kraft, auf Beute stürzt. Wenn die Physiologen noch darüber uneinig sind, ob der Mensch von der Natur ausschließlich auf Fruchtnahrung oder auch auf Fleischatzung angewiesen sei, so zeigt uns die Geschichte, von ihrem ersten Aufdämmern an, den Menschen bereits als in stetem Fortschritt sich ausbildendes Raubtier. Dieser erobert die Länder, unterjocht die fruchtgenährten Geschlechter, gründet durch Unterjochung anderer Unterjocher große Reiche, bildet Staaten und richtet Zivilisationen ein, um seinen Raub in Ruhe zu genießen.

So ungenügend alle unsre wissenschaftliche Kenntnis in betreff der ersten Ausgangspunkte dieser geschichtlichen Entwickelung ist, dürfen wir doch die Annahme festhalten, daß die

Geburt und der früheste Aufenthalt der menschlichen Gattungen in warme und von reicher Vegetation bedeckte Länder zu setzen sei; schwieriger scheint es zu entscheiden, welche gewaltsame Veränderungen einen großen Teil des wohl bereits stark angewachsenen menschlichen Geschlechtes aus seinen natürlichen Geburtsstätten rauheren und unwirtbareren Regionen zutrieb. Die Urbewohner der jetzigen indischen Halbinsel glauben wir beim ersten Dämmern der Geschichte in den kälteren Tälern der Hochgebirge des Himalaya, durch Viehzucht und Ackerbau sich ernährend, wiederfinden zu dürfen, von wo aus sie unter der Anleitung einer, den Bedürfnissen des Hirtenlebens entsprechenden, sanften Religion in die tieferen Täler der Indusländer zurückwandern, um wiederum von hier aus ihre Urheimat, die Länder des Ganges, gleichsam von neuem in Besitz zu nehmen. Groß und tief müssen die Eindrücke dieser Einwanderung und Wiederkehr auf den Geist der nun so erfahrenen Geschlechter gewesen sein: den Bedürfnissen des Lebens kam eine üppig hervorbringende Natur mit williger Darbietung entgegen; Beschauung und ernste Betrachtung durften die nun sorglos sich Nährenden zu tiefem Nachsinnen über eine Welt hinleiten, in welcher sie jetzt Bedrängnis, Sorge, Nötigung zu harter Arbeit, ja zu Streit und Kampf um Besitz kennen gelernt hatten. Dem jetzt sich als wiedergeboren empfindenden Brahmanen durfte der Krieger als Beschützer der äußeren Ruhe notwendig und deshalb bemitleidenswert erscheinen; der Jäger ward ihm aber entsetzlich, und der Schlächter der befreundeten Haustieres ganz undenklich. Diesem Volke entwuchsen keine Eberhauer aus dem Zahngebisse und doch blieb es mutiger als irgend ein Volk der Erde, denn es ertrug von seinen späteren Peinigern jede Qual und Todesart standhaft für die Reinheit seines milden Glaubens, von welchem nie ein Brahmane oder Buddhist, etwa aus Furcht oder für Gewinn, wie dieses von Bekennern jeder auderen Religion geschah, sich abwendig machen ließ.

In den gleichen Tälern der Indusländer glauben wir aber auch die Scheidung vor sich gehen zu sehen, durch welche verwandte Geschlechter von den südwärts in das alte Geburtsland zurückziehenden sich trennten, um westwärts in die weiten Länder Vorderasiens vorzudringen, wo wir sie im Verlaufe der

Zeit, als Eroberer und Gründer mächtiger Reiche, mit immer größerer Bestimmtheit Monumente der Geschichte errichten sehen. Diese Völker hatten die Wüsten durchwandert, welche die äußersten asiatischen Vorländer vom Induslande trennen; das vom Hunger gequälte Raubtier hatte sie hier gelehrt, nicht mehr der Milch, sondern auch des Fleisches ihrer Herden als Nahrung sich zu bedienen, bis alsbald nur Blut den Mut des Eroberers zu nähren fähig schien. Schon hatten aber die rauhen Steppen des über den indischen Gebirgsländern nordwärts hinaus sich erstreckenden Asiens, wohin einst die Flucht vor ungeheuren Naturvorgängen die Urbewohner milder Regionen getrieben, das menschliche Raubtier groß gezogen. Von dorther entströmten zu allen früheren und späteren Zeiten die Fluten der Zerstörung und Vernichtung jedes Ansatzes zum Wiedergewinn sanfterer Menschlichkeit, wie sie uns schon die Ursagen der iranischen Stämme in der Meldung von den steten Kämpfen mit jenen turanischen Steppenvölkern bezeichnen. Angriff und Abwehr, Not und Kampf, Sieg und Unterliegen, Herrschaft und Knechtschaft, alles mit Blut besiegelt, nichts anderes zeigt uns fortan die Geschichte der menschlichen Geschlechter; als Folge des Sieges des Stärkeren alsbald eintretende Erschlaffung durch eine, von der Knechtschaft der Unterjochten getragene Kultur; worauf dann Ausrottung der Entarteten durch neue rohere Kräfte von noch ungesättigter Blutgier. Denn immer tiefer verfallend, scheinen Blut und Leichen die einzig würdige Nahrung für den Welteroberer zu werden: das Mahl des Thyestes wäre bei den Indern unmöglich gewesen: mit solchen entsetzlichen Bildern konnte jedoch die menschliche Einbildungskraft spielen, seitdem ihr Tier- und Menschenmord geläufig geworden war. Und sollte die Phantasie der zivilisierten modernen Menschen mit Abscheu von solchen Bildern sich abwenden dürfen, wenn sie sich an den Anblick eines Pariser Schlachthauses in seiner frühen Morgenbeschäftigung, vielleicht auch eines kriegerischen Schlachtfeldes am Abende eines glorreichen Sieges, gewöhnt hat? Gewiß dürften wir es bisher nur darin weiter als mit jenen Thyesteischen Speisemählern gebracht haben, daß uns eine herzlose Täuschung darüber möglich geworden ist, was unsren ältesten Ahnen noch in seiner Schrecklichkeit offenlag. Noch jene Völker, welche als Eroberer nach

Vorderasiens vorgedrungen waren, vermochten ihr Erstaunen über das Verderben, in das sie geraten, durch Ausbildung so ernster religiöser Begriffe kund zu geben, wie sie der parsischen Religion des Zoroaster zugrunde liegen. Das Gute und das Böse: Licht und Nacht, Ormuzd und Ahriman, Kämpfen und Wirken, Schaffen und Zerstören: — Söhne des Lichtes traget Scheu vor der Nacht, versöhnet das Böse und wirket das Gute! — Noch gewahren wir hier einen dem alten Indusvolke verwandten Geist, doch in Sünde verstrickt, im Zweifel über den Ausgang des nie voll sich entscheidenden Kampfes.

Aber auch einen anderen Ausgang suchte der, unter Qual und Leiden seiner Sündhaftigkeit sich bewußt werdende, verirrte Wille des menschlichen Geschlechtes aus dem, seinen natürlichen Adel entwürdigenden Verderben: hoch begabten Stämmen, denen das Gute so schwer fiel, ward das Schöne so leicht. In voller Bejahung des Willens zum Leben begriffen, wich der griechische Geist der Erkenntnis der schrecklichen Seite dieses Lebens zwar nicht aus, aber selbst diese Erkenntnis ward ihm nur zum Quelle künstlerischer Anschauung: er sah mit vollster Wahrhaftigkeit das Furchtbare; diese Wahrhaftigkeit selbst ward ihm aber zum Triebe einer Darstellung, welche eben durch ihre Wahrhaftigkeit schön ward. So sehen wir in dem Wirken des griechischen Geistes gleichsam einem Spiele zu, einem Wechsel zwischen Gestalten und Erkennen, wobei die Freude am Gestalten den Schrecken des Erkennens zu bemeistern sucht. Hierbei sich genügend, der Erscheinung froh, weil er die Wahrhaftigkeit der Erkenntnis in sie gebannt hat, frägt er nicht dem Zwecke des Daseins nach, und läßt den Kampf des Guten und Bösen, ähnlich der parsischen Lehre, unentschieden, da er für ein schönes Leben den Tod willig annimmt, nur darnach bestrebt, auch diesen schön zu gestalten.

Wir nannten dies in einem erhabenen Sinne ein Spiel, nämlich ein Spiel des Intellektes in seiner Freilassung vom Willen, dem er jetzt nur zur eigenen Selbstbeschauung dient, — somit das Spiel des Überreichen an Geist. Aber das Bedenkliche der Beschaffenheit der Welt ist, daß alle Stufen der Entwicklung der Willensäußerungen, vom Walten der Urelemente durch alle niederen Organisationen hindurch bis zum reichsten menschlichen Intellekt, in Raum und Zeit zugleich neben

einander bestehen, und demnach die höchste Organisation immer nur auf der Grundlage selbst der rohesten Willensmanifestationen sich als vorhanden und wirkend erkennen kann. Auch die Blüte des griechischen Geistes war an die Bedingungen desselben komplizierten Daseins gebunden, welche einen nach unabänderlichen Gesetzen sich dahin bewegenden Erdball mit all seinen, nach abwärts gesehen, immer roher und unerbittlicher sich darstellenden Lebensgeburten zur Grundlage hat. So konnte sie als ein schöner Traum der Menschheit lange die Welt mit einem täuschenden Dufte erfüllen, an dem sich zu laben aber nur den von der Not des Willens befreiten Geistern vergönnt war; und was konnte diesen endlich solcher Genuß anders als ein herzloses Gaukelspiel sein, wenn wir ersehen müssen, daß Blut und Mord ungebändigt und stets neu entbunden, die menschlichen Geschlechter durchrasen, die Gewalt einzig herrscht, und Geistesbefreiung nur durch Knechtung der Welt zu erkaufen möglich erscheint? Aber ein herzloses Gaukelspiel, wie wir es nannten, mußte das Befassen mit Kunst und der Genuß der durch sie aufgesuchten Befreiung von der Willensnot nur noch sein, sobald in der Kunst nichts mehr zu erfinden war: das Ideal zu erreichen war die Sache des einzelnen Genies gewesen: was dem Wirken des Genies nachlebt, ist nur das Spiel der erlangten Geschicklichkeit, und so sehen wir denn die griechische Kunst, ohne den griechischen Genius, das große römische Reich durchleben, ohne eine Träne des Armen zu trocknen, ohne dem vertrockneten Herzen des Reichen eine Zähre entlocken zu können. Vermöchte uns aus weiter Ferne ein langer Sonnenschein zu täuschen, den wir über dem Reiche der Antoninen friedvoll ausgebreitet sehen, so würden wir einen, immerhin noch kurzen, Triumph des künstlerisch philosophischen Geistes über die rohe Bewegung der rastlos sich zerstörenden Willenskräfte der Geschichte einzeichnen dürfen. Doch würde uns auch hierbei nur ein Anschein beirren, welcher uns Erschlaffung für Beruhigung ansehen ließe. Für töricht mußte es dagegen erkannt werden, durch noch so sorgsame Vorkehrungen der Gewalt die Gewalt aufhalten zu können. Auch jener Weltfrieden beruhte nur auf dem Rechte des Stärkeren, und nie hatte das menschliche Geschlecht, seitdem es zuerst dem Hunger nach blutiger Beute verfallen, aufgehört durch jenes Recht sich einzig zu Besitz und

Genuß für befugt zu halten. Dem kunstschöpferischen Griechen galt es, nicht minder als dem rohesten Barbaren, für das einzige weltgestaltende Gesetz: es gibt keine Blutschuld, die nicht auch dieses schön gestaltende Volk in zerfleischendem Hasse auf seinen Nächsten auf sich lud; bis dann der Stärkere auch ihm wieder nahe kam, dieser Stärkere abermals dem Gewaltsameren unterlag, und so Jahrhunderte auf Jahrhunderte, stets neue rohere Kräfte in das Spiel führend, uns heute endlich zu unsrem Schutze hinter alljährlich sich vergrößernde Riesenkanonen und Panzermauern geworfen haben.

Von je ist es, mitten unter dem Rasen der Raub- und Blutgier, weisen Männern zum Bewußtsein gekommen, daß das menschliche Geschlecht an einer Krankheit leide, welche es notwendig in stets zunehmender Degeneration erhalte. Manche aus der Beurteilung des natürlichen Menschen gewonnene Anzeigen, sowie sagenhafte aufdämmernde Erinnerungen, ließen sie die natürliche Art dieses Menschen, und seinen jetzigen Zustand demnach als eine Entartung erkennen. Ein Mysterium hüllte Pythagoras ein, den Lehrer der Pflanzennahrung; kein Weiser sann nach ihm über das Wesen der Welt nach, ohne auf seine Lehre zurückzukommen. Stille Genossenschaften gründeten sich, welche verborgen vor der Welt und ihrem Wüten die Befolgung dieser Lehre als ein religiöses Reinigungsmittel von Sünde und Elend ausübten. Unter den Ärmsten und von der Welt Abgelegensten erschien der Heiland, den Weg der Erlösung nicht mehr durch Lehren, sondern durch das Beispiel zu weisen: sein eigenes Blut und Fleisch gab er, als letztes höchstes Sühnungsopfer für alles sündhaft vergossene Blut und geschlachtete Fleisch dahin, und reichte dafür seinen Jüngern Wein und Brot zum täglichen Mahle: — „solches allein genießet zu meinem Angedenken.“ Dieses das einzige Heilamt des christlichen Glaubens: mit seiner Pflege ist alle Lehre des Erlösers ausgeübt. Wie mit angstvoller Gewissensqual verfolgt diese Lehre die christliche Kirche, ohne daß diese sie je in ihrer Reinheit zur Befolgung bringen könnte, trotzdem sie, sehr ernstlich erwogen, den allgemein faßlichsten Kern des Christentums bilden sollte. Sie wurde zu einer symbolischen Aktion, vom Priester ausgeübt, umgewandelt, während ihr eigentlicher Sinn sich nur in den zeitweilig verordneten Fasten ausspricht, ihre strenge

Befolgung aber nur gewissen religiösen Orden, mehr im Sinne einer Demut fördernden Entsagung, als dem eines leiblichen wie geistigen Heilmittels, auferlegt blieb.

Vielleicht ist schon die eine Unmöglichkeit, die unausgesetzte Befolgung dieser Verordnung des Erlösers durch vollständige Enthaltung von tierischer Nahrung bei allen Bekennern durchzuführen, als der wesentliche Grund des so frühen Verfalles der christlichen Religion als christliche Kirche anzusehen. Diese Unmöglichkeit anerkennen müssen, heißt aber so viel, als den unaufhaltsamen Verfall des menschlichen Geschlechtes selbst bekennen. Berufen, den auf Raub und Gewalt begründeten Staat aufzuheben, mußte der Kirche, dem Geiste der Geschichte entsprechend, die Erlangung der Herrschaft über Reich und Staaten als erfolgreichstes Mittel erscheinen. Hierzu, um verfallende Geschlechter sich zu unterwerfen, bedurfte sie der Hilfe des Schreckens, und der eigentümliche Umstand, daß das Christentum als aus dem Judentum hervorgegangen angesehen werden konnte, führte zur Aneignung der nötig dünkenden Schreckmittel. Hier hatte der Stammgott eines kleinen Volkes den Seinigen, sobald sie streng die Gesetze hielten, durch deren genaueste Befolgung sie gegen alle übrigen Völker der Erde sich abgeschlossen erhalten sollten, die einstige Beherrschung der ganzen Welt, mit allem was darin lebt und webt, verhießen. In Erwiderung dieser Sonderstellung von allen Völkern gleich gehaßt und verachtet, ohne eigene Produktivität, nur durch Ausbeutung des allgemeinen Verfalles sein Dasein fristend, wäre dieses Volk sehr wahrscheinlich im Verlaufe gewaltsamer Umwälzungen ebenso verschwunden, wie die größten und edelsten Geschlechter völlig erloschen sind; namentlich schien der Islam dazu berufen, das Werk der gänzlichen Auslöschung des Judentums auszuführen, da er sich des Judengottes als Schöpfers des Himmels und der Erde selbst bemächtigte, um ihn mit Feuer und Schwert zum alleinigen Gott alles Atmenden zu erheben. Die Teilnahme an dieser Weltherrschaft ihres Jehova glaubten, so scheint es, die Juden verscherzen zu können, da sie anderseits Teilnahme an einer Ausbildung der christlichen Religion gewonnen hatten, welche ihnen diese, mit allen ihren Erfolgen für Herrschaft, Kultur und Zivilisation, im Verlaufe der Zeiten in die Hände zu liefern sehr wohl geeignet war.

Denn der erstaunliche Ausgangspunkt hierfür war geschichtlich gegeben: — in einem Winkel des Winkellandes Judäa war Jesus von Nazareth geboren. Anstatt in solcher unvergleichlich niedrigen Herkunft ein Zeugnis dafür zu erblicken, daß unter den herrschenden und hochgebildeten Völkern der damaligen Geschichtsepoche keine Stätte für die Geburt des Erlösers der Armen zu finden war, sondern gerade dieses, einzig durch die Verachtung selbst der Juden ausgezeichnete Galiläa, eben vermöge seiner tiefest erscheinenden Erniedrigung, zur Wiege des neuen Glaubens berufen sein konnte, — dünkte es den ersten Gläubigen, armen, dem jüdischen Gesetze stumpf unterworfenen Hirten und Landbauern, unerläßlich, die Abkunft ihres Heilandes aus dem Königsstamme Davids nachweisen zu können, wie zur Entschuldigung für sein kühnes Vorgehen gegen das ganze jüdische Gesetz. Bleibt es mehr als zweifelhaft, ob Jesus selbst von jüdischem Stamme gewesen sei, da die Bewohner von Galiläa eben ihrer unechten Herkunft wegen von den Juden verachtet waren, so mögen wir dies, wie alles die geschichtliche Erscheinung des Erlösers Betreffende, hier gern dem Historiker überlassen, der seinerseits ja wiederum erklärt, mit einem „sündenlosen Jesus nichts anfangen zu können." Uns wird es dagegen genügen, den Verderb der christlichen Religion von der Herbeiziehung des Judentums zur Ausbildung ihrer Dogmen herzuleiten. Wie wir dies bereits zuvor berührten, gewann gerade hieraus aber die Kirche ihre Befähigung zu Macht und Herrschaft; denn wo wir christliche Heere, selbst unter dem Zeichen des Kreuzes, zu Raub und Blutvergießen ausziehen sahen, war nicht der Allduider anzurufen, sondern Moses, Josua, Gideon, und wie die Vorkämpfer Jehovas für die israelitischen Stämme hießen, waren dann die Namen, deren Anrufung es zur Befeuerung des Schlachtenmutes bedurfte; wovon denn die Geschichte Englands aus den Zeiten der Puritanerkriege ein deutliches, die ganze alttestamentliche Entwicklung der englischen Kirche beleuchtendes Beispiel aufweist. Wie ohne diese Hereinziehung des altjüdischen Geistes und seine Gleichstellung mit dem des rein christlichen Evangeliums, wäre es auch bis auf den heutigen Tag noch möglich, kirchliche Ansprüche an die „zivilisierte Welt" zu erheben, deren Völker, wie zur gegenseitigen Ausrottung bis an die Zähne bewaffnet, ihren

Friedenswohlstand vergeuden, um beim ersten Zeichen des Kriegsherrn methodisch zerfleischend über sich herzufallen? Offenbar ist es nicht Jesus Christus, der Erlöser, den unsre Herren Feldprediger vor dem Beginne der Schlacht den um sie versammelten Bataillonen zum Vorbild empfehlen; sondern, nennen sie ihn, so werden sie wohl meinen: Jehova, Jahve, oder einen der Elohim, der alle Götter außer sich haßte, und sie deshalb von seinem treuen Volke unterjocht wissen wollte.

Gehen wir nun unsrer so sehr gepriesenen Zivilisation auf den Grund, so finden wir, daß sie eigentlich für den nie voll erblühenden Geist der christlichen Religion eintreten soll, welche einzig zur gleißnerischen Heiligung eines Kompromisses zwischen Rohheit und Feigheit benutzt erscheint. Als ein charakteristischer Ausgangspunkt dieser Zivilisation ist es zu betrachten, daß die Kirche die von ihr zum Tode verurteilten Andersgläubigen der weltlichen Gewalt mit der Empfehlung übergab, bei der Vollziehung des Urteils kein Blut zu vergießen, demnach aber gegen die Verbrennung durch Feuer nichts einzuwenden hatte. Es ist erwiesen, daß auf diese unblutige Weise die kräftigsten und edelsten Geister der Völker ausgerottet worden sind, die nun, um diese verwaist, in die Zucht zivilisatorischer Gewalten genommen wurden, welche, ihrerseits dem Vorgange der Kirche nachahmend, die, nach neueren Philosophen, *abstrakt* treffende Flinten- und Kanonenkugel dem *konkret* Blutwunden schlagenden Schwerte und Spieße substituierten. War uns der Anblick des den Göttern geopferten Stiers ein Greuel geworden, so wird nun in sauberen, von Wasser durchspülten Schlachthäusern ein tägliches Blutbad der Beachtung aller derer entzogen, die beim Mittagsmahle sich die bis zur Unkenntlichkeit hergerichteten Leichenteile ermordeter Haustiere wohlschmecken lassen sollen. Begründen sich alle unsre Staaten auf Eroberung und Unterjochung vorgefundener Landesinsassen, und nahm der letzte Eroberer für sich und die Seinigen den Grund und Boden des Landes in leibeigenen Besitz — wovon England noch jetzt ein wohlerhaltenes Beispiel darbietet —, so gab Erschlaffung und Verfall der herrschenden Geschlechter doch auch das Mittel zu einer allmählichen Verwischung des barbarischen Anscheines solcher ungleichen Besitzesverteilung: das Geld, für welches endlich Grund und Boden den verschuldeten

Eigentümern abgekauft werden konnte, gab dem Käufer dasselbe Recht wie dem einstigen Eroberer, und über den Besitz der Welt verständigt sich jetzt der Jude mit dem Junker, während der Jurist mit dem Jesuiten über das Recht im allgemeinen ein Abkommen zu treffen sucht. Leider hat dieser friedliche Anschein das Schlimme, daß keiner dem anderen traut, da das Recht der Gewalt einzig im Gewissen aller lebendig ist, und jeder Verkehr der Völker unter sich nur durch Politiker geleitet zu werden für möglich gehalten wird, welche wachsam die von Machiavell aufgezeichnete Lehre befolgen: „was du nicht willst, das er dir tu', das füge deinem Nächsten zu". So müssen wir es auch diesem staatserhaltenden Gedanken für entsprechend ansehen, daß unsre leiblich ihn darstellenden höchsten Herren, wenn es für bedeutende Manifestationen sich im fürstlichen Schmuck zu zeigen gilt, hierfür die Militäruniform anlegen, so übel und würdelos sie, endlich einzig für praktische Zwecke hergerichtet, die Gestalten kleiden möge, welche für alle Zeiten im höchsten Richtergewande gewiß edler und würdiger sich ausnehmen dürften.

Ersehen wir hieran, daß unsrer so komplizierten Zivilisation selbst nur die Verhüllung unsrer durchaus unchristlichen Herkunft nicht gelingen will, und kann unmöglich das Evangelium, auf das wir trotzdem in zartester Jugend bereits vereidigt werden, zu ihrer Erklärung, geschweige denn zu ihrer Rechtfertigung herbeigezogen werden, so hätten wir in unsrem Zustande sehr wohl einen Triumph der Feinde des christlichen Glaubens zu erkennen.

Wer hierüber sich klargemacht hat, muß auch leicht einsehen, warum in gleicher Weise auf dem der Zivilisation abliegenden Gebiete der Geisteskultur ein immer tieferer Verfall sich kund gibt: die Gewalt kann zivilisieren, die Kultur muß dagegen aus dem Boden des Friedens sprossen, wie sie schon ihren Namen von der Pflege des eigentlichen Bodengrundes her führt. Aus diesem Boden, der einzig dem tätig schaffenden Volke gehört, erwuchsen zu jeder Zeit auch einzig Kenntnisse, Wissenschaften und Künste, genährt durch jeweilig dem Volksgeiste entsprechende Religionen. Zu diesen Wissenschaften und Künsten des Friedens tritt nun die rohe Gewalt des Eroberers und sagt ihnen: was von euch zum Kriegshandwerk taugt — mag ge-

deihen, was nicht — mag verkommen. So sehen wir, daß das Gesetz Muhameds zu dem eigentlichen Grundgesetze aller unserer Zivilisationen geworden ist, und unsren Wissenschaften und Künsten sieht man es an, wie sie unter ihm gedeihen. Es stehe nur irgendwo ein guter Kopf auf, der es zugleich von Herzen redlich meint; die Wissenschaften und Künste der Zivilisation wissen ihm bald die Wege zu weisen. Hier wird gefragt: bist du einer herzlosen und schlechten Zivilisation nützlich oder nicht? Von den sogenannten Naturwissenschaften, namentlich der Physik und Chemie, ist den Kriegsbehörden weisgemacht worden, daß in ihnen noch ungemein viel zerstörende Kräfte und Stoffe aufzufinden möglich wäre, wenn auch leider das Mittel gegen Frost und Hagelschlag sobald noch nicht herbeizuschaffen sei. Diese werden besonders begünstigt; auch fördern die entehrenden Krankheiten unsrer Kultur alle die menschenschänderischen Ausgeburten der spekulativen Tiervivisektion in unsren physiologischen Operatorien, zu deren Schutz Staat und Reich sich sogar auf den „wissenschaftlichen Standpunkt" stellen. Den Ruin, den in eine mögliche gesunde Entwicklung einer christlichen Volkskultur die lateinische Wiedergeburt der griechischen Künste hineingetragen hat, verarbeitet Jahr um Jahr eine dumpf vor sich dahin stümpernde Philologie, den Hütern des antiken Gesetzes des Rechtes des Stärkeren gefallsüchtig zuschmunzelnd. Alle Künste aber werden herbeigezogen und gepflegt, sobald sie zur Abwendung vom Gewahrwerden des Elendes, in dem wir uns etwa begriffen fühlen könnten, dienlich erscheinen. Zerstreuung, Zerstreuung! Nur keine Sammlung, als höchstens Geldsammlungen für Feuer- und Wasserbeschädigte, für welche die Kriegskassen kein Geld haben.

Und für diese Welt wird immerfort gemalt und musiziert. In den Galerien wird Raphael fort und fort bewundert und erklärt, und seine „Sixtina" bleibt den Kunstkennern ein größtes Meisterstück. In Konzertsälen wird aber auch Beethoven gehört; und fragen wir uns nun, was unsrem Publikum wohl eine Pastoralsymphonie sagen möge, so bringt uns diese Frage, tief und ernstlich erwogen, auf Gedanken, wie sie dem Verfasser dieses Aufsatzes sich immer unabweisbarer aufdrängten, und welche er nun seinen geneigten Lesern faßlich mitzuteilen versuchen will, vorausgesetzt, daß die Annahme eines tiefen Ver-

falles, in welchen der geschichtliche Mensch geraten, nicht bereits vom Weiterbeschreiten des eingeschlagenen Weges sie abgeschreckt hat.

III.

Die Annahme einer Entartung des menschlichen Geschlechtes dürfte, so sehr sie derjenigen eines steten Fortschrittes zuwider erscheint, ernstlich erwogen, dennoch die einzige sein, welche uns einer begründeten Hoffnung zuführen könnte. Die sogenannte pessimistische Weltansicht müßte uns hierbei nur unter der Voraussetzung als berechtigt erscheinen, daß sie sich auf die Beurteilung des geschichtlichen Menschen begründe; sie würde jedoch bedeutend modifiziert werden müssen, wenn der vorgeschichtliche Mensch uns soweit bekannt würde, daß wir aus seiner richtig wahrgenommenen Naturanlage auf eine später eingetretene Entartung schließen könnten, welche nicht unbedingt in jener Naturanlage begründet lag. Dürfen wir nämlich die Annahme bestätigt finden, daß die Entartung durch übermächtige äußere Einflüsse verursacht worden sei, gegen welche sich der, solchen Einflüssen gegenüber noch unerfahrene, vorgeschichtliche Mensch nicht zu wehren vermochte, so müßte uns die bisher bekannt gewordene Geschichte des menschlichen Geschlechtes als die leidenvolle Periode der Ausbildung seines Bewußtseins für die Anwendung der auf diesem Wege erworbenen Kenntnisse zur Abwehr jener verderblichen Einflüsse gelten können.

So unbestimmt, und oft in kürzester Zeit sich widersprechend, auch die Ergebnisse unsrer wissenschaftlichen Forschung sich herausstellen und häufig uns mehr beirren als aufklären, scheint doch eine Annahme unsrer Geologen als unwidersprechlich sich zu behaupten, nämlich diese, daß das zuletzt dem Schoße der animalischen Bevölkerung der Erde entwachsene menschliche Geschlecht, welchem wir noch jetzt angehören, wenigstens zu einem großen Teile, eine gewaltsame Umgestaltung der Oberfläche unsres Planeten erlebt hat. Hiervon überzeugend spricht zu uns ein sorgfältiger Überblick der Gestalt unserer Erdkugel: dieser zeigt uns, daß in irgend einer Epoche ihrer letzten Aus-

bildung große Teile der verbundenen Festländer versanken, andere emporstiegen, während unermeßliche Wasserfluten vom Südpole her endlich nur an den, gleich Eisbrechern gegen sie sich vorstreckenden, spitzen Ausläufern der sich behauptenden Festländer der nördlichen Halbkugel, sich stauten und verliefen, nachdem sie alles Überlebende in furchtbarer Flucht vor sich hergetrieben hatten. Die Zeugnisse für die Richtigkeit einer solchen Flucht des animalischen Lebens aus den Tropenkreisen bis in die rauhesten nordischen Zonen, wie sie unsre Geologen infolge von Ausgrabungen, z. B. von Elephantenskeletten in Sibirien, liefern, sind allbekannt. Wichtig für unsre Untersuchung ist es dagegen, sich eine Vorstellung von den Veränderungen zu verschaffen, welche durch solche gewaltsame Dislokationen der Erdbewohner bei den, bisher im Mutterschoße ihrer Urgeburtsländer groß gezogenen, tierischen und menschlichen Geschlechtern notwendig eingetreten sein müssen. Sehr gewiß muß das Hervortreten ungeheurer Wüsten, wie der afrikanischen Sahara, die Anwohner der vorherigen, von üppigen Uferländern umgebenen Binnenseen in eine Hungersnot geworfen haben, von deren Schrecklichkeit wir uns einen Begriff machen können, wenn uns von den wütenden Leiden Schiffbrüchiger berichtet wird, durch welche vollkommen zivilisierte Bürger unsrer heutigen Staaten zum Menschenfraße hingetrieben wurden. In den feuchten Uferumgebungen der Kanadischen Seen leben jetzt noch den Panthern und Tigern verwandte tierische Geschlechter als Fruchtesser, während an jenen Wüstenrändern der geschichtliche Tiger und Löwe zum blutgierigsten reißenden Tiere sich ausbildete. Daß ursprünglich der Hunger allein es gewesen sein muß, welcher den Menschen zum Tiermord und zur Ernährung durch Fleisch und Blut angetrieben hat, nicht aber diese Nötigung bloß durch Versetzung in kältere Klimaten eingetreten sei, wie diejenigen wissen wollen, welche tierische Nahrung in nördlichen Gegenden als Pflicht der Selbsterhaltung vorgeschrieben glauben, beweist die offenliegende Tatsache, daß große Völker, welchen reichliche Fruchtnahrung zu Gebote steht, selbst in rauheren Klimaten durch fast ausschließlich vegetabilische Nahrung nichts von ihrer Kraft und Ausdauer einbüßen, wie dies an den, zugleich zu vorzüglich hohem Lebensalter gelangenden, russischen Bauern zu ersehen

ist; von den Japanesen, welche nur Fruchtnahrung kennen, wird außerdem der tapferste Kriegsmut bei schärfstem Verstande gerühmt. Es sind demnach ganz abnorme Fälle anzunehmen, durch welche z. B. bei den, nordasiatischen Steppen zugetriebenen malayischen Stämmen, der Hunger auch den Blutdurst erzeugte, von welchem die Geschichte uns lehrt, daß er nie zu stillen ist und dem Menschen zwar nicht Mut, aber das Rasen zerstörender Wut eingibt. Man kann es nicht anders erfinden, als daß, wie das reißende Tier sich zum König der Wälder aufwarf, nicht minder das menschliche Raubtier sich zum Beherrscher der friedlichen Welt gemacht hat: ein Erfolg der vorangehenden Erdrevolutionen, der den vorgeschichtlichen Menschen ebenso überrascht hat, wie er auf jene unvorbereitet war. Wie nun aber auch das Raubtier nicht gedeiht, sehen wir auch den herrschenden Raubmenschen verkommen. In der Folge naturwidriger Nahrung siecht er in Krankheiten, welche nur an ihm sich zeigen, dahin und erreicht nie mehr weder sein natürliches Lebensalter noch einen sanften Tod, sondern wird von, nur ihm bekannten Leiden und Nöten, leiblicher wie seelischer Art, durch ein nichtiges Leben zu einem stets erschreckenden Abbruch desselben dahin gequält.*

Wenn wir anfänglich den Erfolgen dieses menschlichen Raubtieres, wie sie uns die Weltgeschichte aufweist, im weitesten Überblicke nachgingen, so möge es uns nun dienlich erscheinen, wiederum näher auf die diesen Erfolgen entgegenwirkenden Versuche zur Wiederauffindung des „verlorenen Paradieses" einzugehen, denen wir im Verlaufe der Geschichte mit anscheinlich immer zunehmender Ohnmacht, und endlich fast unzuverspürender Wirkung, begegnen.

---

* Der Verfasser verweist hier ausdrücklich auf das Buch: „Thalisia, oder das Heil der Menschheit", von A. Gleizès, aus dem Französischen vortrefflich übersetzt und bearbeitet von Robert Springer. (Berlin 1873. Verlag von Otto Janke.) Ohne genaue Kenntnisnahme von den in diesem Buche niedergelegten Ergebnissen sorgfältigster Forschungen, welche das ganze Leben eines der liebenswertesten und tiefsinnigsten Franzosen eingenommen zu haben scheinen, dürfte es schwer werden, für die hieraus geschöpften und mit dem vorliegenden Versuche angedeuteten Folgerungen auf die Möglichkeit einer Regeneration des menschlichen Geschlechtes, bei dem Leser eine zustimmende Aufmerksamkeit zu gewinnen.

Unter den zuletzt gemeinten Versuchen treffen wir in unsrer Zeit die Vereine der sogenannten Vegetarianer an: gerade aus diesen, welche den Kernpunkt der Regenerationsfrage des menschlichen Geschlechtes unmittelbar in das Auge gefaßt zu haben scheinen, vernimmt man von einzelnen vorzüglichen Mitgliedern die Klage darüber, daß ihre Genossen die Enthaltung von Fleischnahrung zumeist nur aus persönlichen diätetischen Rücksichten ausüben, keineswegs aber damit den großen regeneratorischen Gedanken verbinden, auf welchen es, wollten die Vereine Macht gewinnen, einzig anzukommen hätte. Ihnen zunächst stehen, mit bereits einigermaßen ausgedehnterer praktischer Wirksamkeit, die Vereine zum Schutze der Tiere: von diesen, welche ebenfalls nur durch Vorhaltung von Zwecken der Nützlichkeit die Teilnahme des Volkes für sich zu gewinnen suchen, dürften wahrhaft ersprießliche Erfolge wohl erst dann zu erwarten sein, wenn sie das Mitleid mit den Tieren bis zu einer verständnisvollen Durchdringung der tieferen Tendenz des Vegetarianismus ausbildeten, wonach dann eine, auf solche gegenseitige Durchdringung begründete, Verbindung beider Vereine eine bereits nicht zu unterschätzende Macht bilden dürfte. Nicht minder würde eine von den genannten beiden Vereinen geleitete und ausgeführte Veredlung der bisher einzig an den Tag getretenen Tendenz der sogenannten Mäßigkeitsvereine zu wichtigen Erfolgen führen können. Die Pest der Trunksucht, welche sich über alle Leibeigenen unsrer modernen Kriegszivilisation als letzte Vertilgerin aufgeworfen hat, liefert dem Staate durch Steuererträge aller Art Zuflüsse, welchen dieser zu entsagen noch nirgends Neigung gezeigt hat; wogegen die wider sie gerichteten Vereine nur den praktischen Zweck wohlfeilerer Assekuranz für Seeschiffe, ihre Ladungen und sonstige, der Bewachung durch nüchterne Diener zu übergebende Etablissements im Sinne haben. Mit Verachtung und Hohn blickt unsre Zivilisation auf die Wirksamkeit der genannten drei, in ihrer Zersplitterung durchaus unwirksamen Vereinigungen hin: zu solcher Geringschätzung darf sich aber bereits Erstaunen als über wahnwitzige Anmaßung, gesellen, wenn unsren großen Kriegsherren die Apostel der Friedensverbindungen mit untertänigen Gesuchen gegen den Krieg sich vorstellen. Hiervon erlebten wir noch in neuester Zeit ein Beispiel und haben uns der Antwort

unseres berühmten „Schlachtendenkers" zu entsinnen, worin als ein, wohl noch ein paar Jahrhunderte andauerndes, Hindernis des Friedens der Mangel an Religiosität bei den Völkern bezeichnet wurde. Was hier unter Religiosität und Religion im allgemeinen verstanden sein mochte, ist allerdings nicht leicht sich klar zu machen; namentlich dürfte er schwer fallen, die Irreligiosität gerade der Völker und Nationen, als solcher, sich als Feindin des Aufhörens der Kriege zu denken. Es muß hierunter von unsrem Generalfeldmarschall wohl etwas anderes verstanden gewesen sein, und ein Hinblick auf die bisherigen Kundgebungen gewisser internationaler Friedensverbindungen dürfte erklären, warum man auf die dort ausgeübte Religiosität nicht viel gibt.

Die Fürsorge religiöser Belehrung ist hiergegen neuester Zeit wirklich versuchsweise den großen Arbeitervereinigungen zugewendet worden, deren Berechtigung wohlwollenden Freunden der Humanität nicht unbeachtet bleiben durfte, deren wirkliche oder vermeintliche Übergriffe in die Gebiete der zu Recht bestehenden Staatsgesellschaften den Hütern derselben aber durchaus ungestattbar erscheinen mußten. Jede, selbst die anscheinend gerechteste Anforderung, welche der sogenannte Sozialismus an die durch unsre Zivilisation ausgebildete Gesellschaft erheben möchte, stellt, genau erwogen, die Berechtigung dieser Gesellschaft sofort in Frage. In Rücksicht hierauf, und weil es untunlich erscheinen muß, die gesetzliche Anerkennung der gesetzlichen Auflösung des gesetzlich Bestehenden in Antrag zu bringen, können die Postulate der Sozialisten nicht anders als in einer Unklarheit sich zu erkennen geben, welche zu falschen Rechnungen führt, deren Fehler durch die ausgezeichneten Rechner unsrer Zivilisation sofort nachgewiesen werden. Dennoch könnte man, und dies zwar aus starken inneren Gründen, selbst den heutigen Sozialismus als sehr beachtenswert von seiten unsrer staatlichen Gesellschaft ansehen, sobald er mit den drei zuvor in Betracht genommenen Verbindungen der Vegetarianer, der Tierschützer und der Mäßigkeitspfleger, in eine wahrhaftige und innige Vereinigung träte. Stünde von den, durch unsre Zivilisation nur auf korrekte Geltendmachung des berechnendsten Egoismus angewiesenen Menschen zu erwarten, daß die zuletzt in das Auge gefaßte Vereinigung, mit vollkommenem Verständ-

nis der Tendenz jeder der genannten, in ihrem Unzusammenhange machtlosen Verbindungen, unter ihnen einen vollen Bestand gewinnen könnte, so wäre auch die Hoffnung des Wiedergewinnes einer wahrhaften Religion nicht minder berechtigt. Was bisher den Begründern aller jener Vereinigungen nur aus Berechnungen der Klugheit aufgegangen zu sein schien, fußt, ihnen selbst zum Teil wohl unbewußt, auf einer Wurzel, welche wir ohne Scheu die eines religiösen Bewußtseins nennen wollen: selbst dem Grollen des Arbeiters, der alles Nützliche schafft, um davon selber den verhältnismäßig geringsten Nutzen zu ziehen, liegt eine Erkenntnis der tiefen Unsittlichkeit unsrer Zivilisation zum Grunde, welcher von den Verfechtern der letzteren nur mit, in Wahrheit, lästerlichen Sophismen entgegnet werden kann; denn gesetzt, der leicht zu führende Beweis dafür, daß Reichtum an sich nicht glücklich macht, könnte vollkommen zutreffend geliefert werden, so würde doch nur dem Herzlosesten ein Widerspruch dagegen ankommen dürfen, daß Armut elend macht. Unsre alttestamentarische christliche Kirche beruft sich hierbei zur Erklärung der mißlichen Beschaffenheit aller menschlichen Dinge auf den Sündenfall der ersten Menschen, welcher — höchst merkwürdigerweise — nach der jüdischen Tradition keineswegs von einem verbotenen Genusse von Tierfleisch, sondern dem einer Baumfrucht sich herleitet, womit in einer nicht minder auffälligen Verbindung steht, daß der Judengott das fette Lammopfer Abels schmackhafter fand als das Feldfruchtopfer Kains. Wir sehen aus solchen bedenklichen Äußerungen des Charakters des jüdischen Stammgottes eine Religion hervorgehen, gegen deren unmittelbare Verwendung zur Regeneration des Menschengeschlechtes ein tief überzeugter Vegetarianer unsrer Tage bedeutende Einwendungen zu machen haben dürfte. Nehmen wir hinwider an, daß, in seinem angelegentlichen Vernehmen mit dem Vegetarianer, dem Tierschutzvereinler die wahre Bedeutung des ihn bestimmenden Mitleides notwendig aufgehen müsse, und beide dann den im Branntwein verkommenen Paria unsrer Zivilisation mit der Verkündigung einer Neubelebung durch Enthaltung von jenem gegen die Verzweiflung eingenommenen Gifte, sich zuwendeten, so dürften aus dieser hiermit gedachten Vereinigung Erfolge zu gewinnen sein, wie sie vorbildlich die in gewissen amerikanischen

Gefängnissen angestellten Versuche aufgezeigt haben, durch welche die boshaftesten Verbrecher vermöge einer weislich geleiteten Pflanzendiät zu den sanftesten und rechtschaffensten Menschen umgewandelt wurden. Wessen Gedenken würden die Gemeinden dieses Vereines wohl feiern, wenn sie nach der Arbeit des Tages sich zum Mahle versammelten, um an Brot und Wein sich zu erlaben? —

Führen wir uns hiermit ein Phantasiebild vor, welches uns verwirklicht zu denken durch keine vernünftige Annahme, außer der des absoluten Pessimismus, uns verwehrt dünken darf, so kann es vielleicht als nicht minder ersprießlich gelten, auf die weitergehende Wirksamkeit des gedachten Vereines zu schließen, da wir hierbei von der einen, alle Regeneration bestimmenden Grundlage einer religiösen Überzeugung davon ausgehen, daß die Entartung des menschlichen Geschlechtes durch seinen Abfall von seiner natürlichen Nahrung bewirkt worden sei. Die durch besonnene Nachforschung zu erlangende Kenntnis davon, daß nur ein Teil — man nimmt an nur ein Dritteil — des menschlichen Geschlechtes in diesen Abfall verstrickt worden ist, dürfte uns an dem Beispiel des unleugbaren physischen Gedeihens der größeren Hälfte desselben, welche bei der natürlichen Nahrung verblieben ist, sehr füglich über die Wege belehren, die wir zum Zwecke der Regeneration der entarteten, obwohl herrschenden Hälfte einzuschlagen hätten. Ist die Annahme, daß in nordischen Klimaten die Fleischnahrung unerläßlich sei, begründet, was hielte uns davon ab, eine vernunftgemäß angeleitete Völkerwanderung in solche Länder unseres Erdballes auszuführen, welche, wie dies von der einzigen südamerikanischen Halbinsel behauptet worden ist, vermöge ihrer überwuchernden Produktivität die heutige Bevölkerung aller Weltteile zu ernähren im Stande sind? Die an Fruchtbarkeit überreichen Länder Südafrikas überlassen unsre Staatslenker der Politik des englischen Handelsinteresses, während sie mit den kräftigsten ihrer Untertanen, sobald sie vor dem drohenden Hungertode fliehen, nichts anderes anzufangen wissen, als sie, im besten Falle ungehindert, jedenfalls aber ungeleitet und der Ausbeutung für fremde Rechnung übergeben, davonziehen zu lassen. Da dieses nun so steht, würden die von uns gedachten Vereine, zur Durchführung

ihrer Tendenzen, ihre Sorgsamkeit und Tätigkeit, vielleicht nicht ohne Glück, der Auswanderung zuzuwenden haben; und den neuesten Erfahrungen nach erscheint es nicht unmöglich, daß bald diese, wie behauptet wird, der Fleischnahrung durchaus bedürftigen nordischen Länder den Sauhetzern und Wildjägern, ohne alle weiter belästigende und nach Brot verlangende untere Bevölkerung, zur alleinigen Verfügung zurückgelassen blieben, wo diese dann als Vertilger der auf den verödeten Landstrichen etwa überhandnehmenden reißenden Tiere sich recht gut ausnehmen würden. Uns aber dürfte daraus kein moralischer Nachteil erwachsen, daß wir, etwa nach Christus' Worten: „gebet dem Kaiser, was des Kaisers, und Gott, was Gott ist", den Jägern ihre Jagdreviere lassen, unsre Äcker aber für uns bauen: die von unsrem Schweiße gemästeten, schnappenden und schmatzenden Geldsäcke unsrer Zivilisation aber, möchten sie ihr Zetergeschrei erheben, würden wir etwa wie die Schweine auf den Rücken legen, welche dann durch den überraschenden Anblick des Himmels, den sie nie gesehen, sofort zu staunendem Schweigen gebracht werden.

Bei der gewiß nicht verzagten Ausmalung des uns vorschwebenden Phantasiebildes eines Regenerationsversuches des menschlichen Geschlechtes, haben wir für jetzt aller der Einwendungen nicht zu achten, welche uns von den Freunden unsrer Zivilisation gemacht werden könnten. Nach dieser Seite hin beruht unsre Annahme ergebnisvollster Möglichkeiten auf den durch redliche wissenschaftliche Forschungen gewonnenen Erkenntnissen, deren klare Einsicht uns durch die aufopfernde Tätigkeit edler Menschen — unter denen wir zuvor eines der Vortrefflichsten gedachten — erleichtert worden ist. Während wir hierauf alle jene denkbaren Einsprüche verweisen, haben wir uns selbst sehr gründlich nur noch in der einen Voraussetzung zu bestärken, daß nämlich aller echte Antrieb, und alle vollständig ermöglichende Kraft zur Ausführung der großen Regeneration nur aus dem tiefen Boden einer wahrhaften Religion erwachsen könne. Nachdem unsre übersichtliche Darstellung uns stark beleuchtenden Andeutungen in diesem betreff bereits wiederholt nahe geführt hat, müssen wir uns jetzt diesem Hauptstücke unsrer Untersuchung vorzüglich zuwenden, da wir von ihm aus auch erst den, vorsätzlich uns zunächst bestimmenden Ausblick

auf die Kunst mit der verlangten Sicherheit zu richten vermögen werden.

Wir gingen von der Annahme einer Verderbnis des vorgeschichtlichen Menschen aus; unter diesem wollen wir keineswegs den Urmenschen verstehen, von dem wir vernünftigerweise keine Kenntnis haben können, vielmehr die Geschlechter, von denen wir zwar keine Taten, wohl aber Werke kennen. Diese Werke sind alle Erfindungen der Kultur, welche der geschichtliche Mensch für seine zivilisatorischen Zwecke nur benützt und verquemlicht, keineswegs erneuert oder vermehrt hat; vor allem der Sprache, welche vom Sanskrit bis auf die neuesten europäischen Sprachamalgame eine zunehmende Degeneration aufdeckt. Wer bei diesem Überblicke die, in unsrem heutigen Verfalle uns erstaunlich dünken müssenden Anlagen des menschlichen Geschlechts genau erwägt, wird zu der Annahme gelangen dürfen, daß der ungeheure Drang, welcher, von Zerstörung zu Neubildung hin, alle Möglichkeiten seiner Befriedigung durchstrebend, als sein Werk diese Welt uns hinstellt, mit der Hervorbringung dieses Menschen an seinem Ziele angelangt war, da in ihm er seiner sich als Wille selbstbewußt ward, als welcher er nun, sich und sein Wesen erkennend, über sich selbst entscheiden konnte. Den zur Herbeiführung seiner letzten Erlösung notwendigen Schrecken über sich selbst zu empfinden, wurde dieser Mensch durch eben jene ihm ermöglichte Erkenntnis, nämlich durch das Sich-Wiedererkennen in allen Erscheinungen des gleichen Willens, befähigt, und die Anleitung zur Ausbildung dieser Befähigung gab ihm das, nur ihm in dem hierzu nötigen Grade empfindbare, Leiden. Stellen wir uns unter dem Göttlichen unwillkürlich eine Sphäre der Unmöglichkeit des Leidens vor, so beruht diese Vorstellung immer nur auf dem Wunsche einer Möglichkeit, für welche wir in Wahrheit keinen positiven, sondern nur einen negativen Ausdruck finden können. So lange wir dagegen das Werk des Willens, der wir selbst sind, zu vollziehen haben, sind wir in Wahrheit auf den Geist der Verneinung angewiesen, nämlich der Verneinung des eigenen Willens selbst, welcher, als blind nud nur begehrend, sich deutlich wahrnehmbar nur in dem Unwillen gegen das kundgibt, was ihm als Hindernis oder Unbefriedigung widerwärtig ist. Da er aber doch selbst wiederum allein nur dieses sich Entgegenstrebende ist, so drückt

sein Wüten nichts anderes als seine Selbstverneinung aus, und hierüber zur Selbstbesinnung zu gelangen darf endlich nur das dem Leiden entkeimende Mitleiden ermöglichen, welches dann als Aufhebung des Willens die Negation einer Negation ausdrückt, die wir nach den Regeln der Logik als Affirmation verstehen.

Suchen wir nun hier, unter der Anleitung des großen Gedankens unsres Philosophen, das unerläßlich uns vorgelegte metaphysische Problem der Bestimmung des menschlichen Geschlechtes mit einiger Deutlichkeit uns nahe zu bringen, so hätten wir das, was wir als den Verfall des durch seine Handlungen geschichtlich uns bekannt gewordenen Geschlechtes bezeichneten, als die strenge Schule des Leidens anzuerkennen, welche der Wille in seiner Blindheit sich selbst auferlegte, um sehend zu werden, — etwa in dem Sinne der Macht, „die stets das Böse will und stets das Gute schafft". Nach den Kenntnissen, welche wir von der allmählichen Bildung unsres Erdballes erlangt haben, hatte dieser auf seiner Oberfläche bereits einmal menschenähnliche Geschlechter hervorgebracht, die er dann durch eine neue Umwälzung aus seinem Innern wieder untergehen ließ; von dem hierauf neu zum Leben geförderten jetzigen menschlichen Geschlechte wissen wir, daß es, mindestens zu einem großen Teile, aus seinen Urgeburtsstätten durch eine, die Erdoberfläche bedeutend umgestaltende, für jetzt letzte Revolution vertrieben worden ist. Zu einem paradiesischen Behagen an sich selbst zu gelangen, kann daher unmöglich die letzte Lösung des Rätsels dieses gewaltsamen Triebes sein, welcher in allen seinen Bildungen als furchtbar und erschreckend unsrem Bewußtsein gegenwärtig bleibt. Stets werden alle die bereits erkannten Möglichkeiten der Zerstörung und Vernichtung, durch die er sein eigentliches Wesen kundgibt, vor uns liegen; unsre eigene Herkunft aus dem Lebenskeimen, die wir in grauenhafter Gestaltung die Meerestiefen immer wieder hervorbringen sehen, wird unsrem entsetzten Bewußtsein nie sich verbergen können. Und dieses zur Fähigkeit der Beschauung und Erkenntnis, somit zur Beruhigung des ungestümen Willensdranges gebildete Menschengeschlecht, bleibt es selber sich nicht stets noch auf allen den niedrigen Stufen beharrend gegenwärtig, auf welchen ungenügende Ansätze zur Erreichung höherer Stufen, durch wilde

eigene Willenshindernisse gehemmt, zum Abscheu oder Mitleiden für uns, unabänderlich sich erhielten? Durfte dieser Um- und Ausblick selbst die im Schoße einer mütterlich sorgsamen Natur mild gepflegten und zu Sanftmut erzogenen, edelsten Geschlechter der Menschen mit Trauer und Bangigkeit erfüllen, welches Leiden mußte sich ihrer bemächtigen, als sie ihrem eigenen Verfalle, ihrer Entartung bis zu den tiefsten Vorgeburten ihres Geschlechtes hinab, mit nur duldend möglicher Abwehr zuzusehen genötigt waren? Die Geschichte dieses Abfalles, wie wir sie in weitesten Umrissen uns vorführten, dürfte, wenn wir sie als die Schule des Leidens des Menschengeschlechtes betrachten, die durch sie gewonnene Lehre uns darin erkennen lassen, daß wir einen, aus dem blinden Walten des weltgestaltenden Willens herrührenden, der Erreichung seines unbewußt angestrebten Zieles verderblichen, Schaden mit Bewußtsein wieder zu verbessern, gleichsam das vom Sturm umgeworfene Haus wieder aufzurichten und gegen neue Zerstörung zu sichern, angeleitet worden seien. Daß alle unsre Maschinen hierfür nichts ausrichten, dürfte den gegenwärtigen Geschlechtern bald einleuchten, da die Natur zu meistern nur denen gelingen kann, die sie verstehen und im Einverständnis mit ihr sich einzurichten wissen, wie dies zunächst eben durch eine vernunftgemäßere Verteilung der Bevölkerung der Erde über deren Oberfläche geschehen würde; wogegen unsere stumpfsinnige Zivilisation mit ihren kleinlichen mechanischen und chemischen Hilfsmitteln, sowie mit der Aufopferung der besten Menschenkräfte für die Herstellung derselben, immer nur in einem fast kindisch erscheinenden Kampfe gegen die Unmöglichkeit sich gefällt. Hiergegen würden wir, selbst bei der Annahme bedeutender Erschütterungen unsrer irdischen Wohnstätten, für alle Zukunft gegen die Möglichkeit des Rückfalles des menschlichen Geschlechtes von der erreichten Stufe höherer sittlicher Ausbildung gesichert sein, wenn unsre durch die Geschichte dieses Verfalles gewonnene Erfahrung ein religiöses Bewußtsein in uns begründet und befestigt hat, — dem jener drei Millionen Hindus ähnlich, deren wir vorangehends gedachten.

Und würde eine gegen jeden Rückfall in die Untertänigkeit unter die Gewalt des blind wütenden Willens uns bewahrende Religion erst neu zu stiften sein? Feierten wir denn

nicht schon in unsrem täglichen Mahle den Erlöser? Bedürften wir des ungeheuren allegorischen Ausschmuckes, mit welchem bisher noch alle Religionen, und namentlich auch die so tiefsinnige brahmanische, bis zur Fratzenhaftigkeit entstellt wurden? Haben doch wir das Leben nach seiner Wirklichkeit in unsrer Geschichte vor uns, die jede Lehre durch ein wahrhaftiges Beispiel uns bezeichnet. Verstehen wir sie recht, diese Geschichte, und zwar im Geiste und in der Wahrheit, nicht nach dem Worte und der Lüge unsrer Universitätshistoriker, welche nur Aktionen kennen, dem weitesten Eroberer ihr Lied singen, von dem Leiden der Menschheit aber nichts wissen wollen. Erkennen wir, mit dem Erlöser im Herzen, daß nicht ihre Handlungen, sondern ihre Leiden die Menschen der Vergangenheit uns nahe bringen und unsres Gedenkens würdig machen, daß nur dem unterliegenden, nicht dem siegenden Helden unsre Teilnahme zugehört. Möge der aus einer Regeneration des menschlichen Geschlechtes hervorgehende Zustand, durch die Kraft eines beruhigten Gewissens, sich noch so friedsam gestalten, stets und immer wird uns in der umgebenden Natur, in der Gewaltsamkeit der Urelemente, in den unabänderlich unter und neben uns sich geltend machenden niederen Willensmanifestationen in Meer und Wüste, ja in dem Insekte, dem Wurme, den wir unachtsam zertreten, die ungeheure Tragik dieses Weltendaseins zur Empfindung kommen, und täglich werden wir den Blick auf den Erlöser am Kreuze als letzte erhabene Zuflucht zu richten haben.

Wohl uns, wenn wir uns dann den Sinn für den Vermittler des zerschmetternd Erhabenen mit dem Bewußtsein eines reinen Lebenstriebes offen erhalten dürfen, und durch den künstlerischen Dichter der Welttragik uns in eine versöhnende Empfindung dieses Menschenlebens beruhigend hinüberleiten lassen können. Dieser dichterische Priester, der einzige, der nie log, war in den wichtigsten Perioden ihrer schrecklichen Verirrungen der Menschheit als vermittelnder Freund stets zugesellt: er wird uns auch in jenes wiedergeborene Leben hinüberbegleiten, um uns in idealer Wahrheit jedes „Gleichnis" alles Vergänglichen vorzuführen, wenn die reale Lüge des Historikers längst unter dem Aktenstaube unsrer Zivilisation begraben liegt. Eben jener allegorischen Zutaten, durch welche der edelste Kern

der Religion bisher so weit entstellt wurde, daß, da die geforderte reale Glaubhaftigkeit derselben endlich geleugnet werden mußte, dieser Kern selbst angenagt werden konnte, jenes theatralischen Gaukelwerkes, durch das wir noch heute das so leicht zu täuschende phantasievolle arme Volk, namentlich südlicher Länder, von wahrer Religiosität ab zu frivolem Spiele mit dem Göttlichen angeleitet sehen, — dieser so übel bewährten Beihilfen zur Aufrechterhaltung religiöser Kulte, werden wir nicht mehr bedürfen. Wir zeigten zuerst, wie nur das größte Genie der Kunst durch Umbildung in das Ideale den ursprünglichen erhabenen Sinn auch jener Allegorien uns retten konnte; wie jedoch dieselbe Kunst, von der Erfüllung dieser idealen Aufgabe gleichsam gesättigt, den realen Erscheinungen des Lebens sich zuwendend, eben von der tiefen Schlechtigkeit dieser Realität zu ihrem eigenen Verfalle hingezogen wurde. Nun aber haben wir eine neue Realität vor uns, ein, mit tiefem religiösem Bewußtsein von dem Grunde seines Verfalles aus diesem sich aufrichtendes und neu sich artendes Geschlecht, mit dem wahrhaftigen Buche einer wahrhaftigen Geschichte zur Hand, aus dem es jetzt ohne Selbstbelügung seine Belehrung über sich schöpft. Was einst den entartenden Athenern ihre großen Tragiker in erhaben gestalteten Beispielen vorführten, ohne über den rasend um sich greifenden Verfall ihres Volkes Macht zu gewinnen; was Shakespeare einer in eitler Täuschung sich für die Wiedergeburt der Künste und des freien Geistes haltenden, in herzloser Verblendung einem unempfundenen Schönen nachstrebenden Welt, zur bitteren Enttäuschung über ihren wahren, durchaus nichtigen Wert, als einer Welt der Gewalt und des Schreckens, im Spiegel seiner wunderbaren dramatischen Improvisationen vorhielt, ohne von seiner Zeit auch nur beachtet zu werden, — diese Werke der Leidenden sollen uns nun geleiten und angehören, während die Taten der Handelnden der Geschichte nur durch jene uns noch vorhanden sein werden. So dürfte die Zeit der Erlösung der großen Kassandra der Weltgeschichte erschienen sein, der Erlösung von dem Fluche, für ihre Weissagungen keinen Glauben zu finden. Zu uns werden alle diese dichterischen Weisen geredet haben, und zu uns werden sie von neuem sprechen.

Herzlosen, wie gedankenlosen Geistern ist es bisher geläufig

gewesen, den Zustand des menschlichen Geschlechtes, sobald es von dem gemeinen Leiden eines sündhaften Lebens befreit wäre, als von träger Gleichgiltigkeit erfüllt sich vorzustellen, — wobei zugleich zu beachten ist, daß diese nur die Befreiung von der niedrigsten Willensnot als das Leben mannigfaltig gestaltend im Sinne haben, während, wie wir dies vorangehend soeben berührten, die Wirksamkeit großer Geister. Dichter und Seher stumpf von ihnen abgewiesen ward. Hiereggen erkannten wir das uns notwendige Leben der Zukunft von jenen Leiden und Sorgen einzig durch einen bewußten Trieb befreit, dem das furchtbare Welträtsel stets gegenwärtig ist. Was als einfachstes und rührendstes religiöses Symbol uns zu gemeinsamer Betätigung unsres Glaubens vereinigt, was uns aus den tragischen Belehrungen großer Geister immer neu lebendig zu mitleidsvoller Erhebung anleitet, ist die in mannigfachsten Formen uns einnehmende Erkenntnis der Erlösungsbedürftigkeit. Dieser Erlösung selbst glauben wir in der geweihten Stunde, wann alle Erscheinungsformen der Welt uns wie im ahnungsvollen Traume zerfließen, vorempfindend bereits teilhaftig zu werden: uns beängstigt dann nicht mehr die Vorstellung jenes gähnenden Abgrundes, der grausenhaft gestalteten Ungeheuer der Tiefe, aller der süchtigen Ausgeburten des sich selbst zerfleischenden Willens, wie sie uns der Tag! — ach! die Geschichte der Menschheit vorführte: rein und friedensehnsüchtig ertönt uns dann nur die Klage der Natur, furchtlos, hoffnungsvoll, allbeschwichtigend, welterlösend. Die in der Klage geeinigte Seele der Menschheit, durch diese Klage sich ihres hohen Amtes der Erlösung der ganzen mit-leidenden Natur bewußt werdend, entschwebt da dem Abgrunde der Erscheinungen, und, losgelöst von jener grauenhaften Ursächlichkeit alles Entstehens und Vergehens, fühlt sich der rastlose Wille in sich selbst gebunden, von sich selbst befreit.

Im neu bekehrten Schweden hörten die Kinder eines Pfarrers am Stromufer einen Nixen zur Harfe singen: „singe nur immer", riefen sie ihm zu, „du kannst doch nicht selig werden". Traurig senkte der Nix Harfe und Haupt: die Kinder hörten ihn weinen, und meldeten das ihrem Vater daheim. Dieser belehrt sie und sendet sie mit guter Botschaft dem Nixen zurück. „Nicker, sei nicht mehr traurig", rufen sie ihm nun zu: „der

Vater läßt dir sagen, du könntest doch noch selig werden". Da hörten sie die ganze Nacht hindurch vom Flusse her es ertönen und singen, daß nichts holderes je zu vernehmen war. — Nun hieß uns der Erlöser selbst unser Sehnen, Glauben und Hoffen zu tönen und zu singen. Ihr edelstes Erbe hinterließ uns die christliche Kirche als alles klagende, alles sagende, tönende Seele der christlichen Religion. Den Tempelmauern entschwebt, durfte die heilige Musik jeden Raum der Natur neu belebend durchdringen, der erlösungsbedürftigen Menschheit eine neue Sprache lehrend, in der das Schrankenloseste sich nun mit unmißverständlichster Bestimmtheit aussprechen konnte.

Was aber sagten unsrer heutigen Welt auch die göttlichsten Werke der Tonkunst? Was können diese tönenden Offenbarungen aus der erlösenden Traumwelt reinster Erkenntnis einem heutigen Konzertpublikum sagen? Wem das unsägliche Glück vergönnt ist, mit Herz und Geist eine dieser vier letzten Beethovenschen Symphonien rein und fleckenlos von sich aufgenommen zu wissen, stelle sich dagegen etwa vor, von welcher Beschaffenheit eine ganze große Zuhörerschaft sein müßte, die eine, wiederum der Beschaffenheit des Werkes selbst wahrhaft entsprechende, Wirkung durch eine Anhörung desselben empfangen dürfte: vielleicht verhülfe ihm zu solch einer Vorstellung die analogische Heranziehung des merkwürdigen Gottesdienstes der Shaker-Sekte in Amerika, deren Mitglieder, nach feierlich und herzlich bestätigtem Gelübde der Entsagung, im Tempel singend und tanzend sich ergehen. Drückt sich hier eine kindliche Freude über wiedergewonnene Unschuld aus, so dürfte uns, die wir die, durch Erkenntnis des Verfalles des menschlichen Geschlechtes errungene Siegesgewißheit des Willens über sich selbst mit unsrem täglichen Speisemahle feiern, das Untertauchen in das Element jener symphonischen Offenbarungen als ein weihevoll reinigender religiöser Akt selbst gelten. Zu göttlicher Entzückung heiter auffsteigende Klage. „Ahntest Du den Schöpfer, Welt?" — so ruft der Dichter, der aus Bedarf der begrifflichen Wortsprache mit einer anthropomorphistischen Metapher ein Unausdrückbares mißverständlich bezeichnen muß. Über alle Denkbarkeit des Begriffes hinaus, offenbart uns aber der tondichterische Seher des Unaussprechbare: wir ahnen, ja wir fühlen und sehen es, daß auch diese unentrinnbar dünkende

Welt des Willens nur ein Zustand ist, vergehend vor dem einen: „Ich weiß, daß mein Erlöser lebt!“

„Haben Sie schon einmal einen Staat regiert?“ frug Mendelssohn-Bartholdy einst Berthold Auerbach, welcher sich in einer, dem berühmten Komponisten vermutlich unliebsamen, Kritik der preußischen Regierung ergangen hatte. „Wollen Sie etwa eine Religion stiften?“ dürfte der Verfasser dieses Aufsatzes befragt werden. Als solcher würde ich nun frei bekennen, daß ich dies für ebenso unmöglich halte, als daß Herr Auerbach, wenn ihm etwa durch Mendelssohns Vermittlung ein Staat übergeben worden wäre, diesen zu regieren verstanden haben möchte. Meine Gedanken in jenem betreff kamen mir als schaffendem Künstler in seinem Verkehre mit der Öffentlichkeit an: mich durfte bedünken, daß ich in diesem Verkehre auf dem rechten Wege sei, sobald ich die Gründe erwog, aus welchen selbst ansehnliche und beneidete Erfolge vor dieser Öffentlichkeit mich durchaus unbefriedigt ließen. Da es mir möglich geworden ist, auf diesem Wege zu der Überzeugung davon zu gelangen, daß wahre Kunst nur auf der Grundlage wahrer Sittlichkeit gedeihen kann, durfte ich der ersteren einen um so höheren Beruf zuerkennen, als ich sie mit wahrer Religion vollkommen eins erfand. Auf die Geschichte der Entwicklung des menschlichen Geschlechtes und seine Zukunft zu schließen, durfte dem Künstler so lange fern liegen, als er sie mit dem Verstande jener Frage Mendelssohns begriff und den Staat etwa als die Mühle anzusehen hatte, durch welche das Getreide der Menschheit, nachdem es auf der Kriegstenne ausgedroschen, hindurchgemahlen werden müsse, um genießbar zu werden. Da mich auf meinem Wege der richtige Schauder vor dieser Zurichtung der Menschheit für unerfindbare Zwecke erfassen konnte, erschien es mir endlich von glücklicher Vorbedeutung, daß ein, hiervon abliegender besserer Zustand der zukünftigen Menschheit, welchen andere sich nur als ein häßliches Chaos vorstellen können, mir als ein höchst wohlgeordneter aufgehen durfte, da in ihm Religion und Kunst nicht nur erhalten werden, sondern sogar erst zur einzig richtigen Geltung gelangen sollten. Von diesem Wege ist die

Gewalt vollständig ausgeschlossen, da es nur der Erkräftigung der friedlichen Keime bedarf, die überall unter uns, wenn auch eben nur dürftig und schwach, bereits Boden gefaßt haben.

Anders kann es allerdings sich fügen, sobald der herrschenden Gewalt die Weisheit immer mehr schwinden sollte. Was diese Gewalt vermag, ersehen wir mit dem Erstaunen, welches Friedrich der Große einmal empfunden und humoristisch geäußert haben soll; als er einem fürstlichen Gaste, der ihm bei einem Parademanöver seine Verwunderung über die unvergleichliche Haltung seiner Soldaten ausdrückte, erwiderte: „nicht dies, sondern, daß die Kerle uns nicht totschießen, ist das Merkwürdigste". Es ist — glücklicherweise! — nicht wohl abzusehen, wie bei den ausgezeichneten Triebfedern, welche für die militärische Ehre in Kraft gesetzt sind, die Kriegsmaschine innerlich sich abnützen und etwa in der Weise in sich zusammenbrechen sollte, daß einem Friedrich dem Großen nichts in seiner Art merkwürdiges daran verbleiben dürfte. Dennoch muß es Bedenken erwecken, daß die fortschreitende Kriegskunst immer mehr, von den Triebfedern moralischer Kräfte ab, sich auf die Ausbildung mechanischer Kräfte hinwendet! hier werden die rohesten Kräfte der niederen Naturgewalten in ein künstliches Spiel gesetzt, in welches, trotz aller Mathematik und Arithmetik, der blinde Wille, in seiner Weise einmal mit elementarischer Macht losbrechend, sich einmischen könnte. Bereits bieten uns die gepanzerten Monitors, gegen welche sich das stolze herrliche Segelschiff nicht mehr behaupten kann, einen gespenstisch grausenhaften Anblick: stumm ergebene Menschen, die aber gar nicht mehr wie Menschen aussehen, bedienen diese Ungeheuer, und selbst aus der entsetzlichen Heizkammer werden sie nicht mehr desertieren: aber wie in der Natur alles seinen zerstörenden Feind hat, so bildet auch die Kunst im Meere Torpedos und überall sonst Dynamitpatronen u. dgl. Man sollte glauben, dieses alles, mit Kunst, Wissenschaft, Tapferkeit und Ehrenpunkt, Leben und Habe, könnte einmal durch ein unberechenbares Versehen in die Luft fliegen. Zu solchen Ereignissen in großartigstem Stile dürfte, nachdem unser Friedenswohlstand dort verpufft wäre, nur noch die langsam, aber mit blinder Unfehlbarkeit vorbereitete allgemeine Hungersnot ausbrechen: so stünden wir etwa wieder da, von wo unsre weltgeschichtliche Entwicklung ausging, „und

es könnte wirklich den Anschein erhalten, „als habe Gott die Welt erschaffen, damit sie der Teufel hole“, wie unser großer Philosoph dies im jüdisch-christlichen Dogma ausgedrückt fand.

Da herrsche dann der Wille in seiner vollen Brutalität. Wohl uns, die wir den Gefilden hoher Ahnen uns zugewendet!

„Was nützt diese Erkenntnis?“

Ein Nachtrag zu: Religion und Kunst.

Fragt ihr, was die Erkenntnis des Verfalles der geschichtlichen Menschheit nützen soll, da wir doch alle durch die geschichtliche Entwicklung derselben das geworden sind, was wir sind, so könnte man zunächst abweisend etwa erwidern: fragt diejenigen, welche jene Erkenntnis von jeher wirklich und vollständig sich zu eigen machten, und erlernt von ihnen wahrhaft ihrer inne zu werden. Sie ist nicht neu; denn jeder große Geist ist einzig durch sie geleitet worden: fraget die wahrhaft großen Dichter aller Zeiten; fraget die Gründer wahrhafter Religionen. Gern würden wir euch auch an die mächtigen Staatenlenker verweisen, wenn selbst bei den größten derselben jene Erkenntnis richtig und vollständig vorauszusetzen wäre, was aus dem Grunde unmöglich ist, weil ihr Geschäft sie immer nur zum Experimentieren mit geschichtlich gegebenen Umständen anwies, nie aber den freien Blick über diese Umstände hinaus und in ihren Urstand hinein gestattete. Gerade der Staatenlenker ist es demnach, an dessen stets mißratenden Schöpfungen wir das üble Ergebnis des Nichtgewinnes jener Erkenntnis am deutlichsten nachzuweisen vermögen. Selbst ein Markus Aurelius konnte nur zur Erkenntnis der Nichtigkeit der Welt gelangen, nicht aber selbst nur zu der Annahme eines eigentlichen Verfalles der Welt, welche etwa auch anders zu denken wäre, geschweige denn der Ursache dieses Verfalles; worauf sich denn von je die Ansicht des absoluten Pessimismus gründete, von welcher, schon einer gewissen Bequemlichkeit halber, despotische Staatsmänner und Regenten im

allgemeinen sich gern leiten lassen: dagegen nun allerdings eine noch weitergehende vollständige Erkenntnis des Grundes unsres Verfalles zugleich auf die Möglichkeit einer eben so gründlichen Regeneration hinleitet, womit für Staatsmänner wiederum gar nichts gesagt ist, da eine solche Erkenntnis weit über das Gebiet ihrer gewaltsamen, stets aber unfruchtbaren Wirksamkeit hinausgeht.

Um demnach zu erfahren, wen wir nicht zu befragen haben, um für die Erkenntnis der Welt mit uns in das Reine zu kommen, hätten wir etwa die gegenwärtige sogenannte politische Weltlage ganz allgemeinhin in das Auge zu fassen. Diese charakterisiert sich uns sofort, wenn wir das erste beste Zeitungsblatt zur Hand nehmen und es in dem Sinne, daß gar nichts darin uns persönlich anginge, durchlesen: wir treffen dann auf Soll und Haben, Wille ohne Vorstellung, und diese mit grenzenlosem Verlangen nach Macht, welche selbst der Mächtige nicht zu besitzen wähnt, wenn er nicht noch viel mehr Macht habe. Was dieser dann mit der Macht anzufangen im Sinne tragen möge, sucht man vergebens aufzufinden. Wir sehen da immer das Bild Robespierres vor uns, welcher, nachdem ihm vermittelst der Guillotine alle Hindernisse für die Offenbarung seiner volkbeglückenden Ideen aus dem Wege geräumt waren, nun nichts wußte, und mit der Empfehlung der Tugendhaftigkeit im allgemeinen sich zu helfen suchte, welche man sonst viel einfacher in der Freimaurerloge sich verschaffte. Aber dem Anscheine nach ringen jetzt alle Staatenlenker um den Preis Robespierres. Noch im vorigen Jahrhundert ward dieser Anschein weniger verwendet; da schlug man sich offen für die Interessen der Dynastien, allerdings sorgfältig überwacht vom Interesse der Jesuiten, die leider noch neuerdings den letzten Gewaltherrscher Frankreichs irre führten. Dieser vermeinte, für die Sicherung seiner Dynastie und im Interesse der Zivilisation nötig zu haben, Preußen eine Schlappe beizubringen, und da Preußen sich hierzu nicht hergeben wollte, mußte es zu einem Kriege für die deutsche Einheit kommen. Die deutsche Einheit wurde demzufolge erkämpft und kontraktlich festgesetzt: was sie aber sagen sollte, war wiederum schwer zu beantworten. Wohl wird es uns aber für dereinst in Aussicht gestellt, hierüber Aufschluß zu erhalten, sobald nur erst noch viel mehr Macht angeschafft worden ist: die deutsche Einheit muß überallhin die

Zähne weisen können, selbst wenn sie nichts damit zu kauen mehr haben sollte. Man glaubt Robespierre im Wohlfahrtsausschusse vor sich sitzen zu sehen, wenn man das Bild des in abgeschiedener Einsamkeit sich abmühenden Gewaltigen sich vergegenwärtigt, wie er rastlos der Vermehrung seiner Machtmittel nachspürt. Was mit den bereits bewährten Machtmitteln auszurichten und demnach der Welt zu sagen gewesen wäre, hätte dagegen zur rechten Zeit jenem Gewaltigen etwa beikommen dürfen, wenn die von uns gemeinte Erkenntnis ihn erleuchtet hätte. Wir glauben seinen Versicherungen der Friedensliebe gern; hat es sein Mißliches, diese durch Kriegführung bewähren zu müssen, und hoffen wir aufrichtig, daß uns dereinst der wahre Frieden auch auf friedlichem Wege gewonnen werde, so hätte dem gewaltigen Niederkämpfer des letzten Friedensstörers es doch aufgehen dürfen, daß dem frevelntlich heraufbeschworenen furchtbaren Kriege ein anderer Friede zu entsprechen habe, als diese zu steter neuer Kriegsbereitheit geradezu anleitende Abmachung zu Frankfurt a. M. Hier würde dagegen die Erkenntnis der Notwendigkeit und Möglichkeit einer wahrhaftigen Regeneration des der Kriegszivilisation verfallenen Menschengeschlechtes einen Friedensschluß haben eingeben können, durch welchen der Weltfriede selbst sehr wohl anzubahnen war: es waren demnach nicht Festungen zu erobern, sondern zu schleifen, nicht Pfänder der zukünftigen Kriegssicherheit zu nehmen, sondern Pfänder der Friedenssicherung zu geben; wogegen nun historische Rechte gegen historische Ansprüche, alle auf das Recht der Eroberung begründet, einzig abgewogen und ausschläglich verwendet wurden. Wohl scheint es, daß der Staatenlenker mit dem besten Willen nicht weiter sehen kann, als es hier gekonnt wurde. Sie phantasieren alle vom Weltfrieden: auch Napoleon III. hatte ihn im Sinne, nur sollte dieser Friede seiner Dynastie mit Frankreich zugute kommen: denn anders können diese Gewaltigen sich ihn doch nicht vorstellen, als unter dem weiterhin respektierten Schutze von außerordentlich vielen Kanonen.

Jedenfalls dürften wir finden, daß, wenn unsre Erkenntnis für unnütz angesehen werden sollte, die Weltkenntnis unserer großen Staatsmänner sogar uns noch hart zum Schaden gereicht. —

Es ist mir bereits früher widerfahren, daß meinen Dar-

legungen des Verfalles unserer öffentlichen Kunst nicht viel widersprochen, meinen Gedanken über eine Regeneration derselben jedoch mit heftigem Widerwillen entgegnet wurde. Sehen wir von den eigentlichen seichten Optimisten, den hoffnungsvollen Schoßkindern Abrahams ab, so können wir auch annehmen, daß die Ansicht von der Hinfälligkeit der Welt, ja der Verderbtheit und Schlechtigkeit der Menschen im allgemeinen nicht besonders abstößt: was alle untereinander von sich halten, wissen sie recht gut; selbst aber die Wissenschaft bekennt es nicht, weil sie beim „steten Fortschritt" ihre Rechnung zu finden gelernt hat. Und die Religion? Luthers eigentliche Empörung galt dem freventlichen Sündenablasse der römischen Kirche, welche bekanntlich sogar vorsätzlich erst noch zu begehende Sünden sich bezahlen ließ: sein Eifer kam zu spät: die Welt wußte die Sünde bald gänzlich abzuschaffen, und die Erlösung vom Übel erwartet man jetzt gläubig durch Physik und Chemie.

Gestehen wir uns, daß es nicht leicht ist, die Welt für die Anerkennung des Nutzens unsrer Erkenntnis zu gewinnen, wenngleich sie den Unnutzen der gemeinen Weltkenntnis leicht unbestritten lassen dürfte. Möge uns die Einsicht aber nicht davon abhalten, jenem Nutzen näher nachzuforschen. Hierfür werden wir uns nicht an die stumpfe Menge, sondern an die besseren Geister zu wenden haben, durch deren anderseits noch vorherrschende eigene Unklarheit der befreiende Lichtstrahl der richtigen Erkenntnis zu jener Menge eben noch nicht hindurchzudringen vermag. Diese Unklarheit ist aber so groß, daß es wirklich erstaunlich ist, die allerbedeutendsten Köpfe jeder Zeit seit dem Aufkommen der Bibel, davon behaftet und zu Seichtigkeit des Urteils angeleitet zu sehen. Man denke an Goethe, der Christus für problematisch, den lieben Gott aber für ganz ausgemacht hielt, im betreff des letzteren allerdings die Freiheit sich wahrend, ihn in der Natur auf seine Weise aufzufinden; was dann zu allerhand physikalischen Versuchen und Experimenten führte, deren fortgesetzte Betreibung den gegenwärtig herrschenden menschlichen Intellekt wiederum zu dem Ergebnisse führen mußte, daß es gar keinen Gott gebe, sondern nur „Kraft und Stoff". Es war — und dies, wie spät erst! — einem einzigen großen Geiste vorbehalten, die mehr als tausendjährige Verwirrung zu lichten, in welche der jüdische Gottesbegriff die

ganze christliche Welt verstrickt hatte: daß der unbefriedigte Denker endlich, auf dem Boden einer wahrhaftigen Ethik, wieder festen Fußes sich aufrichten konnte, verdanken wir dem Ausführer Kants, dem weitherzigen Arthur Schopenhauer.

Wer sich von der Verwirrung des modernen Denkens, von der Lähmung des Intellektes unsrer Zeit einen Begriff machen will, beachte nur die ungemeine Schwierigkeit, auf welche das richtige Verständnis des klarsten aller philosophischen Systeme, des Schopenhauerschen, stößt. Wiederum muß uns dies aber sehr erklärlich werden, sobald wir eben ersehen, daß mit dem vollkommenen Verständnisse dieser Philosophie eine so gründliche Umkehr unsres bisher gepflegten Urteiles eintreten muß, wie sie ähnlich nur dem Heiden durch die Annahme des Christentums zugemutet war. Dennoch bleibt es bis zum Erschrecken verwunderlich, die Ergebnisse einer Philosophie, welche sich auf eine vollkommenste Ethik stützt, als hoffnungslos empfunden zu sehen; woraus denn hervorgeht, daß wir hoffnungsvoll sein wollen, ohne uns einer wahren Sittlichkeit bewußt zu sein müssen. Daß auf der hiermit ausgedrückten Verderbtheit der Herzen Schopenhauers unerbittliche Verwerfung der Welt, wie diese eben als geschichtlich erkennbar sich einzig uns darstellt, beruht, erschreckt nun diejenigen, welche die gerade von Schopenhauer einzig deutlich bezeichneten Wege der Umkehr des mißleiteten Willens zu erkennen sich nicht bemühen. Diese Wege, welche sehr wohl zu einer Hoffnung führen können, sind aber von unsrem Philosophen, in einem mit den erhabensten Religionen übereinstimmenden Sinne, klar und bestimmt gewiesen worden, und es ist nicht seine Schuld, wenn ihn die richtige Darstellung der Welt, wie sie ihm einzig vorlag, so ausschließlich beschäftigen mußte, daß er jene Wege wirklich aufzufinden und zu betreten uns selbst zu überlassen genötigt war; denn sie lassen sich nicht wandeln als auf eigenen Füßen.

In diesem Sinne und zur Anleitung für ein selbständiges Beschreiten der Wege wahrer Hoffnung, kann nach dem Stande unsrer jetzigen Bildung nichts anderes empfohlen werden, als die Schopenhauersche Philosophie in jeder Beziehung zur Grundlage aller ferneren geistigen und sittlichen Kultur zu machen; und an nichts anderem haben wir zu arbeiten, als auf jedem Gebiete des Lebens die Notwendigkeit hiervon zur Geltung

zu bringen. Dürfte dies gelingen, so wäre der wohltätige, wahrhaft regeneratorische Erfolg davon gar nicht zu ermessen, da wir denn anderseits ersehen, zu welcher geistigen und sittlichen Unfähigkeit uns der Mangel einer richtigen, alles durchdringenden Grunderkenntnis vom Wesen der Welt erniedrigt hat.

Die Päpste wußten sehr wohl, was sie taten, als sie dem Volke die Bibel entzogen, da namentlich das mit den Evangelien verbundene alte Testament den reinen christlichen Gedanken in der Weise unkenntlich machen konnte, daß, wenn jeder Unsinn und jede Gewalttat aus ihm zu rechtfertigen möglich erschien, diese Verwendung klüger der Kirche vorbehalten, als auch dem Volke überlassen werden mochte. Fast müssen wir es als ein besonderes Unglück ansehen, daß Luther gegen die Ausartung der römischen Kirche keine andere Autoritätswaffe zu Gebote stand, als eben diese ganze, volle Bibel, von der er nichts auslassen durfte, wenn ihm seine Waffe nicht versagen sollte. Sie mußte ihm noch zur Abfassung eines Katechismus für das gänzlich verwahrloste arme Volk dienen; und in welcher Verzweiflung er hierzu griff, ersehen wir aus der herzerschütternden Vorrede zu jenem Büchlein. Verstehen wir den wahrhaften Jammerschrei des Mitleides mit seinem Volke recht, das dem seelenvollen Reformator die erhabene Hast des Retters eines Ertrinkenden eingab, mit der er jetzt dem in äußerster Notdurft verkommenden Volke schnell die zur Hand befindliche nötige geistige Nahrung und Bekleidung zubrachte: so hätten wir an ihm auch gerade hierfür ein Beispiel zu nehmen, um zu allernächst jene, nun als nicht mehr zureichend erkannte Nahrung und Bekleidung für eine kräftigere Dauer zu ersetzen. Um den Ausgangspunkt für ein solches Unternehmen zu bezeichnen, führen wir hier einen schönen Ausspruch Schillers, aus einem seiner Briefe an Goethe, an. „Hält man sich an den eigentlichen Charakter des Christentums, der es von allen monotheistischen Religionen unterscheidet, so liegt er in nichts anderem als in der Aufhebung des Gesetzes, des kantischen Imperativs, an dessen Stelle das Christentum eine freie Neigung gesetzt haben will; es ist also, in seiner reinen Form, Darstellung schöner Sittlichkeit oder der Menschwerdung des Heiligen, und in diesem Sinne die einzige ästhetische Religion." —

Werfen wir, von dieser schönen Ansicht aus, einen Blick auf die zehn Gebote der mosaischen Gesetzestafel, mit welchen auch Luther zunächst einem unter der Herrschaft der römischen Kirche und des germanischen Faustrechtes geistig und sittlich gänzlich verwilderten Volke entgegentreten zu müssen für nötig fand, so vermögen wir darinnen vor allem keine Spur eines eigentlichen christlichen Gedankens aufzufinden; genau betrachtet sind es nur Verbote, denen meistens erst Luther durch seine beigegebenen Erklärungen den Charakter von Geboten zuerteilte. In eine Kritik derselben haben wir uns nicht einzulassen, denn wir würden dabei nur auf unsre polizeiliche und strafrichterliche Gesetzgebung treffen, welcher zum Zweck des bürgerlichen Bestehens die Überwachung jener Gebote, selbst bis zur Bestrafung des Atheismus überwiesen worden ist, wobei nur etwa die „anderen Götter neben mir" human davon kommen dürften.

Lassen wir daher diese Gebote, als ziemlich gut verwahrt, hier ganz außer Acht, so stellt sich uns dagegen das christliche Gebot, — wenn es ein solches hierfür geben kann, — sehr überblicklich in der Aufstellung der drei sogenannten Theologal-Tugenden dar. Diese werden gemeiniglich in einer Reihenfolge aufgeführt, welche uns für den Zweck der Anleitung zu christlicher Gesinnung nicht ganz richtig dünkt, da wir denn „Glaube, Liebe und Hoffnung" zu „Liebe, Glaube und Hoffnung" umgestellt wissen möchten. Diese einzig erlösende und beglückende Dreieinigkeit als den Inbegriff von Tugenden, und die Ausübung dieser als Gebot aufzustellen, kann widersinnig erscheinen, da sie uns anderseits nur als Verleihungen der Gnade gelten sollen. Welches Verdienst ihre Erwerbung jedoch in sich schließt, werden wir bald inne, wenn wir zu allererst genau erwägen, welche fast übermäßige Anforderung an den natürlichen Menschen das Gebot der „Liebe", im erhabenen christlichen Sinne, stellt. Woran geht unsre ganze Zivilisation zugrunde als an dem Mangel der Liebe? Das jugendliche Gemüt, dem sich mit wachsender Deutlichkeit die heutige Welt enthüllt, wie kann es sie lieben, da ihm Vorsicht und Mißtrauen in der Berührung mit ihr einzig empfohlen zu werden nötig erscheint? Gewiß dürfte es nur den einen Weg zu seiner richtigen Anleitung geben, auf welchem ihm nämlich die Lieblosigkeit der Welt

als ihr Leiden verständlich würde: das ihm hierdurch erweckte Mitleiden würde dann so viel heißen, als den Ursachen jenes Leidens der Welt, sonach dem Begehren der Leidenschaften, erkenntnisvoll sich zu entziehen, um das Leiden des anderen selbst mindern und ablenken zu können. Wie aber dem natürlichen Menschen die hierzu nötige Erkenntnis erwecken, da das zunächst unverständlichste ihm der Nebenmensch selbst ist? Unmöglich kann hier durch Gebote eine Erkenntnis herbeigeführt werden, die dem natürlichen Menschen nur durch eine richtige Anleitung zum Verständnisse der natürlichen Herkunft alles Lebenden erweckt werden kann. — Hier vermag unsres Erachtens, am sichersten, ja fast einzig, eine weise Benutzung der Schopenhauerschen Philosophie zu einem Verständnisse anzuleiten, deren Ergebnis, allen früheren philosophischen Systemen zur Beschämung, die Anerkennung einer moralischen Bedeutung der Welt ist, wie sie, als Krone aller Erkenntnis, aus Schopenhauers Ethik praktisch zu verwerten wäre. Nur die dem Mitleiden entkeimte und im Mitleiden bis zur vollen Brechung des Eigenwillens sich betätigende Liebe, ist die erlösende christliche Liebe, in welcher Glaube und Hoffnung ganz von selbst eingeschlossen sind, — der Glaube als untrüglich sicheres und durch das göttlichste Vorbild bestätigtes Bewußtsein von jener moralischen Bedeutung der Welt, die Hoffnung als das beseligende Wissen der Unmöglichkeit einer Täuschung dieses Bewußtseins.

Von woher aber könnten wir eine klarere Zurechtweisung für das von der Täuschung des realen Anscheines der Welt beängstigte Gemüt gewinnen, als durch unsren Philosophen, dessen Verständnisse wir nur noch die Möglichkeit, es dem natürlichen Verstande des unwissenschaftlichen Menschen innig faßlich zuzuführen, entnehmen müßten? In solchem Sinne möge es versucht werden, der unvergleichlichen Abhandlung „über die scheinbare Absichtlichkeit in dem Schicksale des einzelnen“ eine volksverständliche Abfassung ihres Inhaltes abzugewinnen, wie sicher wäre dann die, schon ihrer Mißverständlichkeit wegen so gern im Gebrauch gepflegte, „ewige Vorsehung“ nach ihrem wahren Sinne gerechtfertigt, wogegen der in ihrem Ausdrucke enthaltene Widersinn den Verzweifelnden zu plattem Atheismus treibt? Den durch den Übermut unsrer Physiker

und Chemiker Geängstigten, welche sich endlich für schwachköpfig zu halten müssen glauben, wenn sie den Erklärungen der Welt aus „Kraft und Stoff“ sich zu fügen scheuen, ihnen wäre nicht minder eine große Wohltat aus den Zurechtweisungen unsres Philosophen zuzuführen, sobald wir hieraus ihnen zeigten, was es mit jenen „Atomen“ und „Molekülen“ für eine stümperhafte Bewandtnis habe. Welchen unsäglichen Gewinn würden wir aber den einerseits von den Drohungen der Kirche Erschreckten, anderseits den durch unsre Physiker zur Verzweiflung Gebrachten zuführen, wenn wir dem erhabenen Gebäude von „Liebe, Glaube und Hoffnung“ eine deutliche Erkenntnis der, durch die unsrer Wahrnehmung einzig zugrunde liegenden Gesetze des Raumes und der Zeit bedingten, Idealität der Welt einfügen könnten, durch welche dann alle die Fragen des beängstigten Gemütes nach einem „Wo“ und „Wann“ der „anderen Welt“ als nur durch ein seliges Lächeln beantwortbar erkannt werden müßten? Denn, gibt es auf diese, so grenzenlos wichtig dünkenden Fragen eine Antwort, so hat sie unser Philosoph, mit unübertrefflicher Präzision und Schönheit, mit diesem, gewissermaßen nur der Definition der Idealität von Zeit und Raum beigegebenen Ausspruche erteilt: „Friede, Ruhe und Glückseligkeit wohnt allein da, wo es kein Wo und kein Wann gibt.“

Nun verlangt es aber das Volk, dem wir leider so jammervoll ferne stehen, nach einer sinnlich realen Vorstellung der göttlichen Ewigkeit im affirmativen Sinne, wie sie ihm selbst von der Theologie nur im negativen Sinne der „Außerzeitlichkeit“ gegeben werden kann. Auch die Religion konnte dieses Verlangen nur durch allegorische Mythen und Bilder beruhigen, daraus dann die Kirche ihr dogmatisches Gebäude aufführte, dessen Zusammenbruch uns nun offenkundig ward. Wie dessen zerbröckelnde Bausteine zur Grundlage einer der antiken Welt noch unbekannten Kunst, wurden, bemühte ich mich in meinem vorangehenden Aufsatze über „Religion und Kunst“ zu zeigen; von welcher Bedeutung aber wiederum diese Kunst, durch ihre volle Befreiung von unsittlichen Ansprüchen an sie, auf dem Boden einer neuen moralischen Weltordnung, namentlich auch für das „Volk“ werden könnte, hätten wir mit strengem Ernste zu erwägen. Hierbei würde wiederum unser Philosoph zu einem

unermeßlich ergebnisreichen Ausblicke in das Gebiet der Möglichkeiten uns hingeleiten, wenn wir den Gehalt folgender, wunderbar tiefsinnigen Bemerkung desselben völlig zu erschöpfen uns bemühten: „das vollkommene Genügen, der wahre wünschenswerte Zustand stellen sich uns immer nur im Bilde dar, im Kunstwerk, im Gedicht, in der Musik. Freilich könnte man hieraus die Zuversicht schöpfen, daß sie doch irgendwo vorhanden sein müssen“. Was hier, durch Einfügung in ein streng philosophisches System, als nur mit fast skeptischem Lächeln aussprechbar erscheinen durfte, könnte uns sehr wohl zu einem Ausgangspunkte innig ernster Folgerungen werden. Das vollendete Gleichnis des edelsten Kunstwerkes dürfte durch seine entrückende Wirkung auf das Gemüt sehr deutlich uns das Urbild auffinden lassen, dessen „Irgenwo“ notwendig nur in unsrem, zeit- und raumlos von Liebe, Glauben und Hoffnung erfüllten Innern sich baren müßte.

Nicht aber kann der höchsten Kunst die Kraft zu solcher Offenbarung erwachsen, wenn sie der Grundlage des religiösen Symboles einer vollkommensten sittlichen Weltordnung entbehrt, durch welches sie dem Volke erst wahrhaft verständlich zu werden vermag: der Lebensübung selbst das Gleichnis des Göttlichen entnehmend, vermag erst das Kunstwerk dieses dem Leben, wiederum zu reinster Befriedigung und Erlösung über das Leben hinaus, zuzuführen. —

Ein großes, ja unermeßliches Gebiet wäre hiermit, in vielleicht scharfen, dennoch ihres fernen Abliegens vom gemeinen Leben wegen, nicht leicht erkennbaren Umrissen, bezeichnet worden, dessen nähere Erforschung wohl der Mühe wert erscheinen dürfte. Daß für eine solche Erforschung uns nicht der Politiker anleiten könnte, glaubten wir deutlich bezeichnen zu müssen, und es muß uns von Wichtigkeit erscheinen, dem Gebiete der Politik, als einem durchaus unfruchtbaren, bei unsren Untersuchungen gänzlich abseits zu gehen. Dagegen hätten wir jedes Gebiet, auf welchem geistige Bildung zur Bestätigung wahrer Moralität anleiten mag, mit äußerster Sorgsamkeit bis in seine weitesten Verzweigungen zu erforschen. Nichts anderes darf uns am Herzen liegen, als von jedem dieser Gebiete her uns Genossen und Mitarbeiter zu gewinnen. Bereits sind diese auch schon

vorhanden; so hat uns z. B. unsre Teilnahme an der Bewegung gegen die Vivisektion auf dem Gebiete der Physiologie die verwandten Geister kennen gelehrt, die mit spezialwissenschaftlicher Sachkenntnis ausgerüstet uns gegen freche Behauptungen staatlich autorisierter Schänder der Wissenschaft hilfreich, wenn auch — wie leider jetzt nicht anders möglich! — erfolglos zur Seite standen. Der durchaus friedlichen Vereinigungen, denen die praktische Durchführung unsrer Gedanken ganz wie von selbst zuerteilt erscheint, erwähnten wir bereits anderen Ortes, und haben wir jetzt nur zu wünschen, aus ihnen die Nutzarbeiter sich uns zuwenden zu sehen, welche ihre besonderen Interessen in dem einen großen wiederzufinden vermögen, dessen Ausdruck etwa folgerdermaßen zu bezeichnen wäre: —

> Wir erkennen den Grund des Verfalles der historischen Menschheit, sowie die Notwendigkeit einer Regeneration derselben; wir glauben an die Möglichkeit dieser Regeneration, und widmen uns ihrer Durchführung in jedem Sinne.

Ob die Mitarbeit einer solchen Genossenschaft nicht über die nächsten Zwecke der Mitteilungen an ein Patronat von Bühnenfestspielen weit hinaus sich erstrecken dürfte, kann sehr wohl fraglich werden. Dennoch wollen wir hoffen, daß die geehrten Teilnehmer dieses Vereines jenen Mitteilungen zeither nicht ohne einige Willigkeit ihre Aufmerksamkeit geschenkt haben. Was den Verfasser der vorliegenden Zeilen betrifft, so muß er allerdings erklären, daß nur Mitteilungen von dem bezeichneten Gebiete aus von ihm ferner noch zu erwarten sein können.

Ausführungen zu „Religion und Kunst".

1.

„Erkenne dich selbst".

Uns lehrte der große Kant, das Verlangen nach der Erkenntnis der Welt der Kritik des eigenen Erkenntnisvermögens

nachzustellen; gelangten wir hierdurch zur vollständigen Unsicherheit über die Realität der Welt, so lehrte uns dann Schopenhauer durch eine weiter gehende Kritik, nicht mehr unsres Erkenntnisvermögens, sondern des aller Erkenntnis in uns vorangehenden eigenen Willens, die untrüglichsten Schlüsse auf das An-sich der Welt zu ziehen. „Erkenne dich selbst, und du hast die Welt erkannt“, — so die Pythia; „schau um dich, dies alles bist du“, — so der Brahmane.

Wie gänzlich uns diese Lehren uralter Weisheit abgekommen waren, ersehen wir daraus, daß sie erst nach Jahrtausenden auf dem genialen Umwege Kants uns durch Schopenhauer wieder aufgefunden werden mußten. Denn blicken wir auf den heutigen Stand unsrer gesamten Wissenschaft und Staatskunst, so finden wir, daß diese, bar jedes wahrhaft religiösen Kernes, sich in einem barbarischen Faseln ergehen, mit welchem sie, durch eine zweitausendjährige Übung darin, dem blöden Auge des Volkes fast ehrwürdig erscheinen mögen.

Wer findet in der Beurteilung der Lage der Welt wohl je das „Erkenne-dich-selbst“ angewendet? Uns ist nicht ein historischer Akt bekannt, welcher in den handelnden Personen die Wirkung jener Lehre uns erkennen ließe. Was nicht erkannt wird, darauf wird losgeschlagen, und, schlagen wir uns damit selbst, so vermeinen wir, der andere hätte uns geschlagen. Wer erlebte dies nicht wieder, wenn er, mit jener Lehre im Sinne, etwa der heutigen Bewegung gegen die Juden zusieht? Was den Juden die jetzt so verderblich dünkende Macht unter uns und über uns geben hat, scheint von niemandem gefragt oder erwogen werden zu müssen; oder, wird darnach geforscht, so hält man vor den Ereignissen und Zuständen etwa des letzten Jahrzehnts, oder vielleicht noch einiger Jahre früher, an: zu einer weiteren und tieferen Einkehr in sich selbst, d. h. hier zu einer genauen Kritik des Geistes und Willens unsrer ganzen Natur und Zivilisation, die wir z. B. eine „deutsche“ nennen, verspüren wir noch nirgends eine hinreichende Neigung.

Der Vorgang, um den es sich hier handelt, ist aber vielleicht mehr als sonst ein anderer geeignet, uns in Verwunderung über uns selbst zu versetzen: in ihm dünkt uns das späte Wiedererwachen eines Instinktes sich kundzugeben, der in uns gänzlich erloschen zu sein schien. Wer, vor etwa dreißig Jahren,

die Unbefähigung der Juden zur produktiven Teilnehmung an unsrer Kunst in Erwägung brachte und dies Unterfangen nach achtzehn Jahren zu erneuern sich angeregt fühlte, hatte die höchste Entrüstung von Juden und Deutschen erfahren; es wurde verderblich, das Wort „Jude" mit zweifelhafter Betonung auszusprechen. Was auf dem Gebiete einer sittlichen Ästhetik den heftigsten Unwillen erregte, vernehmen wir jetzt plötzlich in populär-rauher Fassung vom Gebiete des bürgerlichen Verkehres und der staatlichen Politik her laut werden. Was zwischen diesen beiden Äußerungen als Tatsache liegt, ist die an die Juden erteilte Vollberechtigung, sich in jeder erdenklichen Beziehung als Deutsche anzusehen, — ungefähr wie die Schwarzen in Mexiko durch ein Blanket autorisiert wurden, sich für Weiße zu halten. Wer sich diesen Vorgang recht wohl überlegt, muß, wenn ihm das eigentlich Lächerliche desselben entgeht, doch wenigstens in das höchste Erstaunen über den Leichtsinn, ja — die Frivolität unsrer Staatsautoritäten geraten, die eine so ungeheuere, unabsehbar folgenschwere Umgestaltung unsres Volkswesens, ohne nur einige Besinnung von dem, was sie taten, dekretieren konnten.

Die Formel hierfür hieß „Gleichberechtigung aller deutschen Staatsbürger ohne Ansehung des Unterschiedes der ‚Konfession'".

Wie war es möglich, daß es je zu irgend einer Zeit Deutsche gab, welche alles, was den Stamm der Juden uns in fernster Entfremdung erhält, unter dem Begriffe einer religiösen „Konfession" auffaßten, da doch gerade erst und nur in der deutschen Geschichte es zu Spaltungen der *christlichen* Kirche kam, welche zur staatsrechtlichen Anerkennung verschiedener Konfessionen führten? Allerdings treffen wir aber in dieser so auffallend mißbräuchlich angewendeten Formel auf einen der Hauptpunkte, welche uns zur Erklärung des unerklärlich Dünkenden führen, sobald wir das „Erkenne-dich-selbst" mit schonungsloser Energie auf uns richten. Hierbei tritt uns sogleich auch die neuerlich gemachte Erfahrung entgegen, daß unsre Herren Geistlichen sofort in ihrer Agitation gegen die Juden sich gelähmt fühlen, wann das Judentum anderseits an der Wurzel angefaßt, und z. B. die Stammväter, namentlich der große Abraham, nach dem eigentlichen Texte der mosaischen Bücher der Kritik

unterstellt werden. Alsbald dünkt ihnen der Boden der christlichen Kirche, die „positive“ Religion, zu schwanken, das Anerkenntnis einer „mosaischen Konfession“ tritt zutage und dem Bekenner desselben wird das Recht zugestanden, sich mit uns auf demselben Boden zu stellen, um über die hinlängliche Beglaubigung einer erneuerten Offenbarung durch Jesus Christus zu diskutieren; denn diesen betrachten sie, auch nach der Meinung des vorigen englischen Premierministers, als einen ihrer überschüssigen kleinen Propheten, von dem wir ein viel zu großes Wesen machten. Nun wird es aber schwierig sein, gerade aus der Gestaltung der christlichen Welt und dem Charakter der durch die so früh entartete Kirche ihr verliehenen Kultur, die Vorzüglichkeit der Offenbarung durch Jesus vor der durch Abraham und Moses zu beweisen: die jüdischen Stämme sind, trotz aller Auseinandergerissenheit, bis auf den heutigen Tag mit den mosaischen Gesetzen ein Ganzes geblieben, während unsre Kultur und Zivilisation mit der christlichen Lehre im schreiendsten Widerspruche stehen. Als Ergebnis dieser Kultur stellt sich dem die letzte Rechnung ziehenden Juden die Notwendigkeit, Kriege zu führen, sowie die noch viel größere, Geld dafür zu haben, heraus. Demzufolge sieht er unsre staatliche Gesellschaft als Militär- und Zivilstand abgeteilt: da er seit ein paar Jahrtausenden im Militärfach unbewandert blieb, widmet er seine Erfahrungen und Kenntnisse mit Vorliebe dem Zivilstand, weil er sieht, daß dieser das Geld für das Militär herbeizuschaffen hat, hierin seine eigenen Fähigkeiten aber zur höchsten Virtuosität ausgebildet sind.

Die erstaunlichen Erfolge der unter uns angesiedelten Juden im Gewinn und in der Anhäufung großer Geldvermögen haben nun unsre Militärstaatsautoritäten stets nur mit Achtung und freudiger Verwunderung erfüllt: wie es uns bedünken darf, scheint die jetzige Bewegung gegen die Juden aber anzudeuten, daß man jene Autoritäten auf die Frage darnach aufmerksam machen möchte, woher die Juden denn das Geld nehmen? Es handelt sich hierbei im tiefsten Grunde, wie es scheint, um den Besitz, ja um das Eigentum, dessen wir uns plötzlich nicht mehr sicher dünken, während doch anderseits aller Aufwand des Staates die Sicherstellung des Besitzes mehr als alles andere zu bezwecken den Anschein hat.

Wenn das „Erkenne-dich-selbst", auf unsre kirchlich religiöse Herkunft angewendet, den Juden gegenüber einen bedenklichen Mißerfolg herbeiziehen mußte, so dürfte es damit zu nicht minder ungünstigen Ergebnissen führen, wenn wir die Natur des von unsren staatlichen Gesellschaften einzig verstandenen Besitzes untersuchen, sobald wir diesen gegen die Eingriffe der Juden zu sichern gedächten.

Eine fast größere Heiligkeit als die Religion hat in unsrem staatsgesellschaftlichen Gewissen das „Eigentum" erhalten: für die Verletzung jener gibt es Nachsicht, für die Beschädigung dieses nur Unerbittlichkeit. Da das Eigentum als die Grundlage alles gesellschaftlichen Bestehens gilt, muß es wiederum desto schädlicher dünken, daß nicht alle Eigentum besitzen, und sogar der größte Teil der Gesellschaft enterbt zur Welt kommt. Offenbar gerät hierdurch, vermöge ihres eigenen Prinzipes, die Gesellschaft in eine so gefährliche Beunruhigung, daß sie alle ihre Gesetze für einen unmöglichen Ausgleich dieses Widerstreites zu berechnen genötigt ist, und Schutz des Eigentumes, für welchen ja auch im weitesten völkerrechtlichen Sinne die bewaffnete Macht vorzüglich unterhalten wird, in Wahrheit nichts anderes heißen kann, als Beschützung der Besitzenden gegen die Nichtbesitzenden. Wie viele ernste und scharfrechnende Köpfe sich der Untersuchung des hiermit vorliegenden Problems zugewendet haben, eine Lösung desselben, endlich etwa durch gleiche Verteilung alles Eigentums, hat noch keinem glücken wollen, und es scheint wohl, daß mit dem an sich so einfach dünkenden Begriffe des Eigentums, durch seine staatliche Verwertung, dem Leibe der Menschheit ein Pfahl eingetrieben worden ist, an welchem sie in schmerzlicher Leidenskrankheit dahinsiechen muß.

Da bei der Beurteilung des Charakters unsrer Staaten die geschichtliche Entstehung und Fortbildung derselben uns der unerläßlichsten Berücksichtigung wert dünkt, indem nur hieraus Rechte und Rechtszustände ableitbar und erklärlich erscheinen, so muß die Ungleichheit des Besitzes, ja die völlige Besitzlosigkeit eines großen Teiles der Staatsangehörigen, als Erfolg der letzten Eroberung eines Landes, etwa wie Englands durch die Normanen, oder auch Irlands wiederum durch die Engländer zu erklären und nötigenfalls auch zu rechtfertigen für

gut dünken. Weit entfernt davon, uns selbst hier auf Untersuchungen von solcher Schwierigkeit einzulassen, müssen wir nur die heutzutage deutlich erkennbare Umwandlung des ursprünglichen Eigentumsbegriffes durch die rechtlich zugesprochene Heiligkeit der Besitznahme des Eigentumes dahin bezeichnen, daß der Kauftitel an die Stelle des Eigentumserwerbes getreten ist, zwischen welchen beiden die Besitzergreifung durch Gewalt die Vermittlung gab.

Soviel Kluges und Vortreffliches über die Erfindung des Geldes und seines Wertes als allvermögender Kulturmacht gedacht, gesagt und geschrieben worden ist, so dürfte doch seiner Anpreisung gegenüber auch der Fluch beachtet werden, dem es von je in Sage und Dichtung ausgesetzt war. Erscheint hier das Gold als der Unschuld würgende Dämon der Menschheit, so läßt unser größter Dichter endlich die Erfindung des Papiergeldes als einen Teufelsspuk vor sich gehen. Der verhängnisvolle Ring des Nibelungen, als Börsenportefeuille dürfte das schauerliche Bild des gespenstigen Weltbeherrschers zur Vollendung bringen. Wirklich wird diese Herrschaft von den Vertretern unsrer fortschrittlichen Zivilisation als eine geistige, ja moralische Macht angesehen, da nun der geschwundene Glaube durch den „Kredit“, diese durch die strengsten und raffiniertesten Sicherstellungen gegen Betrug oder Verlust unterhaltene Fiktion unsrer gegenseitigen Redlichkeit, ersetzt sei. Was nun unter den Segnungen dieses Kredits bei uns zutage kommt, erleben wir jetzt, und scheinen nicht übel Lust zu haben, den Juden lediglich die Schuld hiervon beizumessen. Allerdings sind diese darin Virtuosen, worin wir Stümper sind: allein die Kunst des Geldmachens aus nichts hat unsre Zivilisation doch selbst erfunden, oder, tragen die Juden daran die Schuld, so ist es, weil unsre ganze Zivilisation ein barbarisch-judaistisches Gemisch ist, keineswegs aber eine christliche Schöpfung. Hierüber, so vermeinen wir, wäre es auch den Vertretern unsrer Kirchen rätlich zu einiger Selbsterkenntnis zu gelangen, zumal wenn sie den Samen Abrahams bekämpfen, in dessen Namen sie doch immer noch die Erfüllung gewisser Verheißungen Jehovas fordern. Ein Christentum, welches sich der Rohheit und Gewalt aller herrschenden Mächte der Welt anbequemte, dürfte, vom reißenden Raubtiere dem rechnenden Raubtiere

zugewendet, durch Klugheit und List vor seinem Feinde übel bestehen; weshalb wir denn von der Unterstützung unsrer kirchlichen wie staatlichen Autoritäten für jetzt kein besonderes Heil erwarten möchten.

Dennoch liegt der gegenwärtigen Bewegung offenbar ein innerliches Motiv zum Grunde, so wenig es sich auch in dem Gebaren der bisherigen Leiter derselben noch kundgeben mag. Wir glaubten zuvor dieses Motiv als das Wiedererwachen eines dem deutschen Volke verloren gegangenen Instinktes erkennen zu dürfen. Man spricht von dem Antagonismus der Rassen. In diesem Sinne wäre uns eine neue Einkehr zur Selbsterkenntnis veranlaßt, da wir uns denn deutlich zu machen hätten, in welchem Verhältnisse hier bestimmte menschliche Geschlechtsarten zueinander stehen möchten. Hier müßte denn wohl zunächst erkannt werden, daß, wenn wir von einer deutschen „Rasse" reden wollten, diese mit einer so ungemein ausgesprochenen und unverändert erhaltenen, wie der jüdischen, verglichen, sehr schwer, ja fast kaum, mit Bestimmtheit zu spezifizieren sei. Wenn die Gelehrten sich darüber unterhalten, ob gemischte oder rein bewahrte Rassen für die Ausbildung der Menschheit wertvoller seien, so kommt es für die Entscheidung wohl nur darauf an, was wir unter einer fortschrittlichen Ausbildung der Menschheit verstehen. Man rühmt die sogenannten romanischen Völker, wohl auch die Engländer, als Mischrassen, da sie den etwa rein erhaltenen Völkern germanischer Rasse im Kulturfortschritt offenbar vorausstünden. Wer sich nun von dem Anscheine dieser Kultur und Zivilisation nicht blenden läßt, sondern das Heil der Menschheit in der Hervorbringung großer Charaktere sucht, muß wiederum finden, daß diese unter rein erhaltenen Rassen eher, ja fast einzig zum Vorscheine kommen, wobei es scheint, daß die noch ungebrochene geschlechtliche Naturkraft alle noch unentsprossenen, nur durch harte Lebensprüfungen zu gewinnenden, höheren menschlichen Tugenden für das erste durch den Stolz ersetzt. Dieser eigentümliche Geschlechtsstolz, der uns noch im Mittelalter so hervorragende Charaktere als Fürsten, Könige und Kaiser lieferte, dürfte gegenwärtig in den echten Adelsgeschlechtern germanischer Herkunft noch anzutreffen sein, wenn auch nur in unverkennbarer Entartung, über welche wir uns ernstlich Rechenschaft zu geben suchen sollten, wenn

wir uns den Verfall des nun dem Eindringen der Juden wehrlos ausgesetzten deutschen Volkes erklären möchten. Auf einem richtigen Wege hierzu dürften wir uns befinden, wenn wir zunächst die beispiellose Menschenverwüstung, welche Deutschland durch den dreißigjährigen Krieg erlitt, in Betracht ziehen: nachdem die männliche Bevölkerung in Stadt und Land zum allergrößten Teile ausgerottet, die weibliche aber der gewaltsamen Schändung durch Wallonen, Kroaten, Spanier, Franzosen und Schweden nicht minder großen Teiles unterlegen war, mochte der in seinem persönlichen Bestande verhältnismäßig wenig angegriffene Adel, nach aller dieser Verwüstung, mit dem Überbleibsel des Volkes sich kaum mehr als ein geschlechtlich Zusammengehöriges fühlen. Dieses Gefühl der Zusammengehörigkeit finden wir aber in mehreren vorangehenden Geschichtsepochen noch recht deutlich ausgedrückt, und es waren dann die eigentlichen Adelsgeschlechter, welche, nach empfindlichen Schwächungen des Nationalgehaltes, den rechten Geist immer wieder zu beleben wußten. Dies ersehen wir an dem Wiederaufleben der deutschen Stämme unter neuen Sprossen alter Geschlechter nach der Völkerwanderung, welche den daheim Bleibenden ihre eigentlichen Heldengeschlechter entführt hatte; wir ersehen es an der Neubelebung der deutschen Sprache durch die adeligen Dichter der Hohenstaufenzeit, nachdem schon nur klösterliches Latein einzig noch für vornehm gehalten worden war, wogegen nun der Geist der Dichtung bis in die Bauernhöfe hinabdrang und für Volk und Adel eine völlig gleiche Gebrauchssprache schuf; und nochmals ersehen wir es an dem Widerstande gegen die von Rom aus dem deutschen Volke zugemutete kirchliche Schmach, da der Vorgang des Adels und der Fürsten das Volk zu mutiger Abwehr führte. Anders war es nun nach dem dreißigjährigen Kriege: der Adel fand kein Volk mehr vor, dem er sich als verwandt hätte fühlen können: die großen monarchischen Machtverhältnisse verschoben sich aus dem eigentlichen deutschen Lande nach dem slavischen Osten: degenerierte Slaven, entartende Deutsche bilden den Boden der Geschichte des achtzehnten Jahrhunderts, auf welchem sich endlich in unsren Zeiten, von den ausgesaugten polnischen und ungarischen Ländern her, der Jude nun recht zuversichtlich ansiedeln konnte, da selbst Fürst und Adel ihr Geschäft mit ihm zu machen nicht mehr verschmähen

mochten; denn — der Stolz selbst war eben bereits verpfändet und gegen Dünkel und Habsucht ausgetauscht.

Sehen wir in neuerer Zeit diese letzteren beiden Charakterzüge auch dem Volke zu eigen geworden, — der uns urverwandte Schweizer z. B. glaubt uns gar nicht anders kennen zu dürfen! — und ward hierfür die Benennung „deutsch" fast neu erfunden, so fehlt dieser Neugeburt doch viel zur Wiedergeburt eines wahrhaften Rassengefühles, welches sich vor allem in einem sicheren Instinkte ausdrückt. Unser Volk, so kann man sagen, hat nicht den natürlichen Instinkt für das, was ihm genehm sein kann, was ihm wohl ansteht, was ihm hilft und wahrhaft förderlich ist; sich selbst entfremdet, pfuscht es in ihm fremden Manieren: keinem wie ihm sind originelle und große Geister gegeben worden, ohne daß es zur rechten Zeit sie zu schätzen wußte; setzt ihm jedoch der geistloseste Zeitungsschreiber oder Staatsrabulist mit lügnerischen Phrasen frech zu, so bestellt es ihn zum Vertreter seiner wichtigen Interessen; läutet aber gar der Jude mit der papiernen Börsenglocke, so wirft er ihm sein Geld nach, um mit seinen Sparpfennigen ihn über Nacht zum Millionär zu machen.

Dagegen ist denn allerdings der Jude das erstaunlichste Beispiel von Rassenkonsistenz, welches die Weltgeschichte noch je geliefert hat. Ohne Vaterland, ohne Muttersprache, wird er, durch alle Völker, Länder und Sprachen hindurch, vermöge des sicheren Instinktes seiner absoluten und unverwischbaren Eigenartigkeit zum unfehlbaren Sich-immer-wiederfinden hingeführt: selbst die Vermischung schadet ihm nicht; er vermische sich männlich oder weiblich mit den ihm fremdartigsten Rassen, immer kommt ein Jude wieder zutage. Ihn bringt keine noch so ferne Berührung mit der Religion irgend eines der gesitteten Völker in Beziehung; denn in Wahrheit hat er gar keine Religion, sondern nur den Glauben an gewisse Verheißungen seines Gottes, die sich keineswegs, wie in jeder wahren Religion, auf ein außerzeitliches Leben über dieses sein reales Leben hinaus, sondern auf eben dieses gegenwärtige Leben auf der Erde einzig erstrecken, auf welcher seinem Stamme allerdings die Herrschaft über alles Lebende und Leblose zugesichert bleibt. So braucht der Jude weder zu denken noch auch zu faseln, selbst nicht zu rechnen, denn die schwierigste Rechnung liegt in seinem, jeder

Idealität verschlossenen, Instinkte fehlerlos sicher im Voraus fertig vor. Eine wunderbare, unvergleichliche Erscheinung; der plastische Dämon des Verfalles der Menschheit in triumphierender Sicherheit, und dazu deutscher Staatsbürger mosaischer Konfession, der Liebling liberaler Prinzen und Garant unsrer Reichseinheit! —

Trotz des sich hier herausstellenden, ganz unausgleichbar dünkenden Nachteiles, in welchem die deutsche Rasse (wenn wir eine solche noch annehmen sollten) gegen die jüdische sich befindet, glaubten wir dennoch, um die jetzige Bewegung zu erklären, das Wiedererwachen eines deutschen Instinktes in ungefähre Berechnung ziehen zu müssen. Da wir von der Äußerung eines reinen Rasseninstinktes abzusehen uns genötigt fanden, dürften wir dagegen vielleicht einem weit höheren Triebe nachzuforschen uns gestatten, welcher, da er dem heutigen Volke doch nur dunkel und wahnvoll bewußt sein kann, wohl zuerst noch als Instinkt, dennoch aber von edlerer Abkunft und höherem Ziele, etwa als Geist reiner Menschlichkeit, bezeichnet werden müßte.

Vom eigentlichen Kosmopoliten, wenn dieser in Wahrheit überhaupt vorhanden ist, hätten wir uns für die Lösung des hier uns beschäftigenden Problems wohl wenig zu erwarten. Es ist kein Kleines, die Weltgeschichte zu durchlaufen und hierbei Liebe zum menschlichen Geschlechte bewahren zu wollen. Hier kann einzig das unzerstörbare Gefühl der Verwandtschaft mit dem Volke, dem wir zunächst entwachsen sind, ergänzend eintreten, um den durch den Überblick über das ganze zerrissenen Faden wieder anzuknüpfen: hier wirkt das, als was wir uns selbst fühlen; wir haben Mitleiden und bemühen uns zu hoffen, wie für das Los der eigenen Familie. Vaterland, Muttersprache: wehe dem um sie Verwaisten! Unermeßliches Glück aber, in seiner Muttersprache die Sprache seiner Urväter selbst erkennen zu dürfen! Durch solche Sprachen reicht unser Fühlen und Erschauen bis in das Urmenschentum selbst hinab; keine Besitzesgrenzen schließen da unsren Adel ein, und weit über das zuletzt uns zugefallene Vaterland, weit über die Marken unsrer geschichtlichen Kenntnis und der durch sie zu erklärenden äußeren Gestaltungen unsres Bestehens, empfinden wir uns der schöpferischen Urschönheit des Menschen verwandt. Und

dies ist unsre deutsche Sprache, das einzige echt erhaltene Erbteil unsrer Väter. Fühlen wir unter dem Drucke einer fremden Zivilisation uns den Atem vergehen, und uns in schwankendes Urteil über uns selbst geraten, so dürfen wir nur in dem wahren väterlichen Boden unsrer Sprache nach deren Wurzel graben, um sofort beruhigenden Aufschluß über uns, ja über das wahrhaft Menschliche selbst zu gewinnen. Und diese Möglichkeit stets noch aus dem Urbronnen unsrer eigenen Natur zu schöpfen, welche uns nicht mehr als eine Rasse, als eine Abart der Menschheit, sondern als einen Urstamm der Menschheit selbst fühlen läßt, sie erzog uns von je die großen Männer und geistigen Helden, von denen es uns nicht zu bekümmern braucht, ob die Schöpfer fremder vaterloser Zivilisationen sie zu verstehen und zu schätzen vermögen; wogegen wir imstande sind, von den Taten und Gaben unsrer Vorfahren erfüllt, mit klarem Geiste erschauend, jene wiederum selbst richtig zu erkennen und nach dem ihrem Werke inwohnenden Geiste reiner Menschlichkeit zu würdigen. So fragt und forscht denn der echte deutsche Instinkt eben nur nach diesem Rein-Menschlichen, und durch dieses Forschen allein kann er hilfreich sein, — dann aber nicht bloß sich selbst, sondern allem, noch so entstellten, an sich aber Reinem und Echtem.

Wem dürfte es nun entgehen, daß dieser edle Instinkt, da er weder in seinem nationalen noch seinem religiös-kirchlichen Leben sich wahrhaftig auszudrücken vermochte, unter den hieraus uns zugezogenen Leiden bisher nur schwach, undeutlich, mißverständlich und unzureichend produktiv sich erhalten konnte? Uns dünkt es, daß er leider in gar keiner der Parteien sich kundgibt, welche, namentlich auch gegenwärtig, die Bewegungen unsres politischen, oder auch geistigen, nationalen Lebens zu leiten sich anmaßen; schon die Benennungen, welche sie sich beilegen, sagen, daß sie nicht deutscher Herkunft, somit gewiß auch nicht vom deutschen Instinkte beseelt sind. Was „Konservative“, „Liberale“ und „Konservativ-Liberale“, endlich „Demokraten“, „Sozialisten“ oder auch „Sozial-Demokraten“ usw. gegenwärtig in der Judenfrage hervorgebracht haben, muß uns ziemlich eitel erscheinen, denn das „Erkenne-dich-selbst“ wollte keine dieser Parteien an sich erprüfen, selbst nicht die undeutlichste, und deshalb einzig deutsch sich benennende „Fort-

schritts"-Partei. Wir sehen da einzig einem Widerstreite von Interessen zu, deren Objekt den Streitenden gemein und eben nicht edel ist: offenbar wird aber, wer für das Interesse selbst am stärksten, d. h. hier am rücksichtslosesten, organisiert ist, den Preis davontragen. Mit unsrer ganzen, weit umfassenden Staats- und Nationalökonomie, scheint es, sind wir in einem bald schmeichelnden, bald beängstigenden, endlich erdrückenden Traume befangen: aus ihm zu erwachen, drängt alles; aber das Eigentümliche des Traumes ist, daß, so lange er uns umfängt, wir ihn für das wirkliche Leben halten und vor dem Erwachen aus ihm wie vor dem Tode uns sträuben. Der letzte höchste Schreck gibt dem auf das äußerste Beängstigten endlich wohl die nötige Kraft: er erwacht, und was er für das allerrealste hielt, war ein Truggespinnst des Dämons der leidenden Menschheit.

Wir, die wir zu keiner aller jener Parteien gehören, sondern unser Heil einzig in einem Erwachen des Menschen zu seiner einfach-heiligen Würde suchen, müssen, von diesen Parteien als Unnütze ausgeschlossen, zwar sympathisch selbst davon beängstigt, den Spasmen des Träumenden doch eben nur zuschauen, da all unser Rufen von ihm nicht gehört werden kann. So sparen, pflegen und stärken wir denn unsre besten Kräfte, um dem notwendig endlich doch von sich selbst Erwachenden eine edle Labe bieten zu können. Nur aber, wann der Dämon, der jene Rasenden im Wahnsinne des Parteikampfes um sich erhält, kein Wo und Wann zu seiner Bergung unter uns mehr aufzufinden vermag, wird es auch — keinen Juden mehr geben.

Uns Deutschen könnte, gerade aus der Veranlassung der gegenwärtigen, nur eben unter uns wiederum denkbar gewesenen Bewegung, diese große Lösung eher als jeder anderen Nation ermöglicht sein, sobald wir ohne Scheu, bis auf das innerste Mark unsres Bestehens, das „Erkenne-dich-selbst" durchführten. Daß wir, dringen wir hiermit nur tief genug vor, nach der Überwindung aller falschen Scham, die letzte Erkenntnis nicht zu scheuen haben würden, sollte mit dem Voranstehenden dem Ahnungsvollen angedeutet sein.

2.

Heldentum und Christentum.

Wenn wir, nach dem Innewerden der Notwendigkeit einer Regeneration derselben, den Möglichkeiten der Veredlung der menschlichen Geschlechter nachgehen, treffen wir fast nur auf Hemmnisse. Suchten wir ihren Verfall uns aus einem physischen Verderbe zu erklären, und hatten wir hierfür die edelsten Weisen aller Zeiten zu Stützen, welche die gegen die ursprüngliche Pflanzennahrung eingetauschte animalische Nahrung als Grund der Ausartung erkennen zu müssen glaubten, so waren wir notwendig auf die Annahmen einer veränderten Grundsubstanz unsres Leibes geraten, und hatten aus einem verderbten Blute auf die Verderbnis der Temperamente und der von ihnen ausgehenden moralischen Eigenschaften geschlossen.

Ganz abseits dieser Erklärung, und mit völliger Unbeachtung der Versuche, die Degeneration der menschlichen Geschlechter von dieser Seite ihres Bestehens her zu begründen, wies einer der geistvollsten Männer unsrer Zeit diesen Verfall allerdings auch aus einem Verderbe des Blutes nach, ließ hierbei die veränderte Nahrung aber durchaus unbeachtet, und leitete ihn einzig von der Vermischung der Rassen her, durch welche die edelsten derselben mehr verloren, als die unedleren gewannen. Das ungemein durchgearbeitete Bild, welches Graf Gobineau von diesem Hergange des Verfalles der menschlichen Geschlechter uns mit seinem Werke „Essai sur l'inégalité des races humaines" darbietet, spricht mit erschreckender Überzeugungskraft zu uns. Wir können uns der Anerkennung der Richtigkeit dessen nicht verschließen, daß das menschliche Geschlecht aus unausgleichbar ungleichen Rassen besteht, und daß die edelste derselben die unedleren wohl beherrschen, durch Vermischung sie aber sich nicht gleich, sondern sich selbst nur unedler machen konnte. Wohl könnte dieses eine Verhältnis bereits genügen, unsren Verfall uns zu erklären; selbst, daß diese Erkenntnis trostlos sei, dürfte uns nicht gegen sie verschließen: ist es vernünftig anzunehmen, daß der gewisse Untergang unsres Erdkörpers nur eine Frage der Zeit sei, so werden wir uns wohl

auch daran gewöhnen müssen, das menschliche Gefühl einmal aussterbend zu wissen. Dagegen darf es sich aber um eine außer aller Zeit und allem Raume liegende Bestimmung handeln, und die Frage, ob die Welt eine moralische Bedeutung habe, wollen wir hier damit zu beantworten versuchen, daß wir uns selbst zunächst befragen, ob wir viehisch oder göttlich zugrunde gehen wollen.

Hierbei wird es wohl zunächst darauf ankommen, die besonderen Eigenschaften jener edelsten Rasse, durch deren Schwächung sie sich unter die unedlen Rassen verlor, in genauere Betrachtung zu ziehen. Mit je größerer Deutlichkeit die neuere Wissenschaft die natürliche Herkunft der niedersten Menschenrassen von den ihnen zunächst verwandten tierischen Gattungen zur billigenden Anschauung gebracht hat, um desto schwieriger bleibt es uns, die Ableitung der sogenannten weißen Rasse aus jener schwarzen und gelben zu erklären: selbst die Erklärung der weißen Farbe erhält unsre Physiologen noch in Unübereinstimmung. Während gelbe Stämme sich selbst als von Affen entstammt ansahen, hielten die Weißen sich für von Göttern entsprossen und zur Herrschaft einzig berufen. Daß wir gar keine Geschichte der Menschheit haben würden, wenn es nicht Bewegungen, Erfolge und Schöpfungen der weißen Rasse gegeben hätte, ist uns durchaus klar gemacht worden, und können wir füglich die Weltgeschichte als das Ergebnis der Vermischung dieser weißen Rasse mit den Geschlechtern der gelben und schwarzen ansehen, wobei diese niederen gerade nur dadurch und soweit in die Geschichte treten, als sie durch jene Vermischung sich verändern und der weißen Rasse sich anähneln. Der Verderb der weißen Rasse leitet sich nun aus dem Grunde her, daß sie, unvergleichlich weniger zahlreich an Individuen als die niedrigeren Rassen, zur Vermischung mit diesen genötigt war, wobei sie, wie bereits bemerkt, durch den Verlust ihrer Reinheit mehr einbüßte, als jene für die Veredlung ihres Blutes gewinnen konnten.

Ohne nun hier selbst auf eine nur ferne Berührung der unendlich mannigfachen Ergebnisse der immer mehr vermittelten Mischungen stets neuer Abarten der alten Urrassen uns einzulassen, haben wir für unsren Zweck nur bei der reinsten und edelsten derselben zu verweilen, um ihres übermächtigen Unterschiedes von den geringeren inne zu werden. Ist beim Überblick

aller Rassen die Einheit der menschlichen Gattung unmöglich zu verkennen, und dürfen wir, was diese ausmacht, im edelsten Sinne als Fähigkeit zu bewußtem Leiden bezeichnen, in dieser Fähigkeit aber die Anlage zur höchsten moralischen Entwicklung erfassen, so fragen wir nun, worin der Vorzug der weißen Rasse gesucht werden kann, wenn wir sie durchaus hoch über die anderen stellen müssen. Mit schöner Sicherheit erkennt ihn Gobineau nicht in einer ausnahmsweisen Entwicklung ihrer moralischen Eigenschaften selbst, sondern in einem größeren Vorrate der Grundeigentümlichkeiten, welchen jene entfließen. Diese hätten wir in der heftigeren, und dabei zarteren, Empfindlichkeit des Willens, welcher sich in einer reichen Organisation kundgibt, verbunden mit dem hierfür nötigen schärferen Intellekte, zu suchen; wobei es dann darauf ankommt, ob der Intellekt durch die Antriebe des bedürfnisvollen Willens sich bis zu der Hellsichtigkeit steigert, die sein eigenes Licht auf den Willen zurückwirft und, in diesem Falle, durch Bändigung desselben zum moralischen Antriebe wird; dahingegen Überwältigung des Intellektes durch den blind begehrenden Willen für uns die niedrigere Natur bezeichnet, weil wir hier die aufreizenden Bedürfnisse noch nicht als vom Lichte des Intellektes beleuchtete Motive, sondern als gemein sinnliche Antriebe uns erklären müssen. Das Leiden, so heftig in diesen niedrigeren Naturen es sich auch kundgeben mag, wird dennoch im überwältigten Intellekte zu einem verhältnismäßig nur schwachen Bewußtsein gelangen können, wogegen gerade ein starkes Bewußtsein von ihm den Intellekt der höheren Natur bis zum Wissen der Bedeutung der Welt steigern kann. Wir nennen die Naturen, in welchen dieser erhabene Prozeß durch eine ihm entsprechende Tat als Kundgebung an uns sich vollzieht, Heldennaturen. —

Als erkennbarsten Typus des Heldentums bildete die hellenische Sage ihren Herakles aus. Arbeiten, welche ihm in der Absicht, ihn dabei umkommen zu lassen, aufgegeben sind, verrichtet er in stolzem Gehorsam und befreit dadurch die Welt von den grausamsten Plagen. Selten, und wohl fast nie, treffen wir den Helden anders als in einer vom Schicksale ihm bereiteten leidenden Stellung an: Herakles wird von Hera aus Eifersucht auf seinen göttlichen Erzeuger verfolgt und in dienender Abhängigkeit erhalten. Nicht ohne Berechtigung dürften wir in

diesem Hauptzuge eine Beziehung auf die Schule der beschwerdevollen Arbeiten erkennen, in welcher die edelsten arischen Stämme und Geschlechter zur Größe von Halbgöttern erwuchsen: die keineswegs mildesten Himmelsstriche, aus denen sie vollkommen gereift endlich in die Geschichte treten, können uns über die Schicksale ihrer Herkunft füglich Aufklärung geben. Hier stellt sich denn auch, als Frucht durch heldenmütige Arbeit bekämpfter Leiden und Entbehrungen, jenes stolze Selbstbewußtsein ein, durch welches diese Stämme im ganzen Verlaufe der Weltgeschichte von anderen Menschenrassen ein für alle Male sich unterscheiden. Gleich Herakles und Siegfried wußten sie sich von göttlicher Abkunft: undenkbar war ihnen das Lügen, und ein freier Mann hieß der wahrhaftige Mann. Nirgends treten diese Stammeseigentümlichkeiten der arischen Rasse mit deutlicherer Erkennbarkeit in der Geschichte auf, als bei der Berührung der letzten rein erhaltenen germanischen Geschlechter mit der verfallenden römischen Welt. Hier wiederholt sich geschichtlich der Grundzug ihrer Stammhelden: sie dienen mit blutiger Arbeit den Römern, und — verachten sie als unendlich geringer denn sie, etwa wie Herakles den Eurystheus verachtet. Daß sie, gleichsam weil es die Gelegenheit so herbeiführte, zu Beherrschern des großen lateinischen Semitenreiches wurden, dürfte ihren Untergang bereitet haben. Die Tugend des Stolzes ist zart und leidet keinen Kompromiß, wie durch Vermischung des Blutes: ohne diese Tugend sagt uns aber die germanische Rasse — nichts. Denn dieser Stolz ist die Seele des Wahrhaftigen, des selbst im dienenden Verhältnisse Freien. Dieser kennt zwar keine Furcht, aber Ehrfurcht, — eine Tugend, deren Name selbst, seinem rechten Sinne nach, nur der Sprache jener ältesten arischen Völker bekannt ist; während die Ehre selbst den Inbegriff alles persönlichen Wertes ausdrückt, daher sich nicht geben noch auch empfangen läßt, wie wir dies heutzutage in Übung gebracht haben, sondern als Zeugnis göttlicher Herkunft den Helden selbst in schmachvollsten Leiden von jeder Schmach unberührt erhält. So ergibt sich aus Stolz und Ehre die Sitte, unter deren Gesetze nicht der Besitz den Mann, sondern der Mann den Besitz adelt; was wiederum darin sich ausdrückt, daß ein übermäßiger Besitz für schmachvoll galt und deshalb von dem schnell verteilt wurde, dem er etwa zugefallen war.

Beim Überblicke solcher Eigenschaften und aus ihnen geflossener Ergebnisse, wie diese sich namentlich in einer unverbrüchlichen edlen Sitte kundgeben, sind wir, sobald wir nun wieder diese Sitte verfallen, und jene Eigenschaften sich verlieren sehen, jedenfalls berechtigt, den Grund hiervon in einem Verderbe des Blutes jener Geschlechter aufzusuchen, da wir den Verfall unverkennbar mit der Vermischung der Rassen eintreten sehen. Diese Tatsache hat der ebenso energische als geistvolle Verfasser des oben angeführten Werkes über die Ungleichheit der menschlichen Rassen so vollständig ermittelt und dargestellt, daß wir unsre Freunde nur darauf verweisen können, um annehmen zu dürfen, daß, was wir jetzt noch an jene Darstellung knüpfen wollen, als nicht oberflächlich begründet angesehen werde. Für unsre Absicht ist es nämlich nun wichtig, den Helden wiederum da aufzusuchen, wo er gegen die Verderbnis seines Stammes, seiner Sitte, seiner Ehre, mit Entsetzen sich aufrafft, um, durch eine wunderbare Umkehr seines mißleiteten Willens, sich im Heiligen als göttlichen Helden wiederzufinden.

Es war ein wichtiger Zug der christlichen Kirche, daß nur vollkommen gesunde und kräftige Individuen zu dem Gelübde gänzlicher Weltentsagung zugelassen wurden, jede leibliche Schwäche oder gar Verstümmelung aber dazu untüchtig machte. Offenbar durfte dieses Gelübde nur als aus dem allerheldenmütigsten Entschlusse hervorgegangen angesehen werden können, und wer dagegen hierin „feige Selbstaufgebungen“ — wie dies kürzlich einmal zu vernehmen war, — erblickt, der möge sich seiner Selbstbeibehaltung tapfer erfreuen, ohne jedoch weiter mit Dingen sich zu befassen, die ihn nicht angehen. Dürfen wir auch verschiedene Veranlassungen als Beweggründe zu jener vollständigen Abwendung des Willens vom Leben annehmen, so charakterisiert sich diese doch immer als höchste Energie des Willens selbst; war es der Anblick, das Abbild, oder die Vorstellung des am Kreuze leidenden Heilandes, stets fiel hierbei die Wirkung eines allen Eigenwillen bezwingenden Mitleides mit der des tiefsten Entsetzens über die Eigenschaft dieses die Welt gestaltenden Willens in der Weise zusammen, daß dieser in höchster Kraftäußerung sich gegen sich selbst wandte. Wir sehen von dann ab den Heiligen in der Ertragung von Leiden

und Selbstaufopferung für andere den Helden noch überbieten; fast unerschütterlicher als der Stolz des Helden ist die Demut des Heiligen, und seine Wahrhaftigkeit wird zur Märtyrerfreude.

Von welchem Werte dürfte nun das „Blut", die Qualität der Rasse, für die Befähigung zur Ausübung solches heiligen Heldentumes sein? Offenbar ist die letzte, die christliche Heilsverkündigung, aus dem Schoße der ungemein mannigfaltigen Rassenvermischung hervorgegangen, welche, von der Entstehung der chaldäisch-assyrischen Reiche an, durch Vermischung weißer Stämme mit der schwarzen Rasse den Grundcharakter der Völker des späteren römischen Reiches bestimmte. Der Verfasser der uns vorliegenden großen Arbeit nennt diesen Charakter, nach einem der Hauptstämme der von Nordosten her in die assyrischen Ebenen eingewanderten Völker, den semitischen, weist seinen umbildenden Einfluß auf Hellenismus und Romanismus mit größter Sicherheit nach, und findet ihn, seinen wesentlichen Zügen nach, in der so sich nennenden „lateinischen" Rasse, durch alle ihr widerfahrenen neuen Vermischungen hindurch, forterhalten. Das Eigentum dieser Rasse ist die römisch-katholische Kirche; ihre Schutzpatrone sind die Heiligen, welche diese Kirche kanonisierte, und deren Wert in unseren Augen dadurch nicht vermindert werden soll, daß wir sie endlich nur noch im unchristlichen Prunke ausgestellt dem Volke zur Verehrung vorgeführt sehen. Es ist uns unmöglich geworden, dem, durch die Jahrhunderte sich erstreckenden, ungeheuren Verderbe der semitisch-lateinischen Kirche noch wahrhafte Heilige, d. h. Heldenmärtyrer der Wahrhaftigkeit, entwachsen zu sehen; und wenn wir von der Lügenhaftigkeit unsrer ganzen Zivilisation auf ein verderbtes Blut der Träger derselben schließen mußten, so dürfte die Annahme uns nahe liegen, daß eben auch das Blut des Christentums verderbt sei. Und welches Blut wäre dieses? Kein anderes als das Blut des Erlösers selbst, wie es einst in die Adern seiner Helden sich heiligend ergossen hatte.

Das Blut des Heilandes, von seinem Haupte, aus seinen Wunden am Kreuze fließend, — wer wollte frevelnd fragen, ob es der weißen, oder welcher Rasse sonst angehörte? Wenn wir es göttlich nennen, so dürfte seinem Quelle ahnungsvoll einzig in dem, was wir als die Einheit der menschlichen Gat-

tung ausmachend bezeichneten, zu nahen sein, nämlich in der Fähigkeit zu bewußtem Leiden. Diese Fähigkeit müssen wir als die letzte Stufe betrachten, welche die Natur in der aufsteigenden Reihe ihrer Bildungen erreichte; von hier an bringt sie keine neuen, höheren Gattungen mehr hervor, denn in dieser, des bewußten Leidens fähigen Gattung erreicht sie selbst ihre einzige Freiheit durch Aufhebung des rastlos sich selbst widerstreitenden Willens. Der unerforschliche Urgrund dieses Willens, wie er in Zeit und Raum unmöglich aufzuweisen ist, wird uns nur in jener Aufhebung kund, wo er als Wollen der Erlösung göttlich erscheint. Fanden wir nun dem Blute des sogenannten weißen Rasse die Fähigkeit des bewußten Leidens in besonderem Grade zu eigen, so müssen wir jetzt im Blute des Heilandes den Inbegriff des bewußt wollenden Leidens selbst erkennen, das als göttliches Mitleiden durch die ganze menschliche Gattung, als Urquell derselben, sich ergießt.

Was wir hier einzig mit der Möglichkeit eines schwer verständlichen und leicht mißverständlichen Ausdruckes berühren, dürfte sich unter der Beleuchtung durch die Geschichte in einem vertraulicheren Lichte gewahren lassen. Wieweit durch jene gesteigerte Hauptfähigkeit, die wir als die Einheit der menschlichen Gattung konstatierend annahmen, die bevorzugteste weiße Rasse sich in der wichtigsten Angelegenheit der Welt erhob, sehen wir an ihren Religionen. Wohl muß uns die brahmanische Religion als staunenswürdigstes Zeugnis für die Weitsichtigkeit, wie die fehlerlose Korrektheit des Geistes jener zuerst uns begegnenden arischen Geschlechter gelten, welche auf dem Grunde einer allerwesenhaftesten Welterkenntnis ein religiöses Gebäude aufführten, das wir, nach so vielen tausend Jahren unerschüttert, von vielen Millionen Menschen heute noch als jede Gewohnheit des Lebens, Denkens, Leidens und Sterbens durchdringendes und bestimmendes Dogma erhalten sehen. Sie hatte den einzigen Fehler, daß sie eine Rassenreligion war: die tiefsten Erklärungen der Welt, die erhabensten Vorschriften für Läuterung und Erlösung aus ihr, werden heute noch von einer ungeheuer gemischten Bevölkerung gelehrt, geglaubt und befolgt, in welcher nicht ein Zug wahrer Sittlichkeit anzutreffen ist. Ohne bei diesem Anblicke zu verweilen, noch auch selbst den Gründen dieser Erscheinung näher nachzuforschen, gedenken wir nur dessen,

daß es eine erobernde und unterjochende Rasse war, welche, den allerdings ungeheuren Abstand der niederen Rassen von sich ermessend, mit einer Religion zugleich eine Zivilisation gründete, durch deren beiderseitige Durchdringung und gegenseitige Unterstützung eine Herrschaft zu begründen war, welche durch richtige Abschätzung und Geltendmachung vorgefundener natürlicher Gegebenheiten auf festeste Dauer berechnet war. Eine Meisterschöpfung sondergleichen: Herrscher und grauenvoll Bedrückte in ein Band metaphysischer Übereinstimmung solchermaßen verschlingend, daß eine Auflehnung der Bedrückten undenklich gemacht ist; wie denn auch die weitherzige Bewegung des Buddha zugunsten der menschlichen Gattung an dem Widerstande der starren Rassenkraft der weißen Herrscher sich brechen mußte, um als bieder abergläubige Heilsordnung von der gelben Rasse zu neuer Erstarrung aufgenommen zu werden.

Aus welchem Blute sollte nun der Genius der Menschheit, der immer bewußtvoller leidende, den Heiland erstehen lassen, da das Blut der weißen Rasse offenbar verblaßte und erstarrte? — Für die Entstehung des natürlichen Menschen stellt unser Schopenhauer gelegentlich eine Hypothese von fast überzeugender Eindringlichkeit auf, indem er auf das physische Gesetz des Anwachsens der Kraft durch Kompression zurückgeht, aus welchem nach abnormen Sterblichkeitsphasen ungewöhnlich häufig erfolgende Zwillingsgeburten erklärt werden, gleichsam als Hervorbringung der gegen den, das ganze Geschlecht bedrohenden Vernichtungsdruck, sich doppelt anstrengenden Lebenskraft; was nun unsren Philosophen auf die Annahme hinleitet, daß die animalische Produktionskraft, infolge eines bestimmten Geschlechtern noch eigenen Mangels ihrer Organisation, durch ihr antagonistische Kräfte bis zur Vernichtung bedroht, in einem Paare zu so abnormer Anstrengung gesteigert worden sei, daß dem mütterlichen Schoße dieses Mal nicht nur ein höher organisiertes Individuum, sondern in diesem eine neue Spezies entsprossen wäre. Das Blut in den Adern des Erlösers dürfte so der äußersten Anstrengung des Erlösung wollenden Willens zur Rettung des in seinen edelsten Rassen erliegenden menschlichen Geschlechtes, als göttliches Sublimat der Gattung selbst entflossen sein.

Wollen wir uns hiermit als an der äußersten Grenze einer

zwischen Physik und Metaphysik schwankenden Spekulation angekommen betrachten und wohl vor dem Weiterbeschreiten dieses Weges hüten, der, namentlich unter Anleitung des alten Testamentes, manchen unsrer tüchtigen Köpfe zu den törigsten Ausbildungen verleitet hat, so können wir doch der soeben berührten Hypothese in betreff seines Blutes noch eine zweite, allerwichtigste Eigentümlichkeit des Werkes des Erlösers entnehmen, nämlich diesen der Einfachheit seiner Lehre, welche fast nur im Beispiele bestand. Das in jener wundervollen Geburt sich sublimierende Blut der ganzen leidenden menschlichen Gattung konnte nicht für das Interesse einer noch so bevorzugten Rasse fließen; vielmehr spendet es sich dem ganzen menschlichen Geschlechte zur edelsten Reinigung von allen Flecken seines Blutes. Hieraus fließt dann die erhabene Einfachheit der reinen christlichen Religion, wogegen z. B. die brahmanische, weil sie die Anwendung der Erkenntnis der Welt auf die Befestigung der Herrschaft einer bevorzugten Rasse war, sich durch Künstlichkeit bis in das Übermaß des ganz Absurden verlor. Während wir somit das Blut edelster Rassen durch Vermischung sich verderben sehen, dürfte den niedrigsten Rassen der Genuß des Blutes Jesu, wie er in dem einzigen echten Sakramente der christlichen Religion symbolisch vor sich geht, zu göttlichster Reinigung gedeihen. Dieses Antidot wäre demnach dem Verfalle der Rassen durch ihre Vermischung entgegengestellt, und vielleicht brachte dieser Erdball atmendes Leben nur hervor, um jener Heilsordnung zu dienen.

Verkennen wir jedoch das Ungeheuerliche der Annahme nicht, die menschliche Gattung sei zur Erreichung voller Gleichheit bestimmt, und gestehen wir es uns, daß wir diese Gleichheit uns nur in einem abschreckenden Bilde vorstellen können, wie dies etwa Gobineau am Schlusse seines Werkes uns vorzuhalten sich genötigt fühlt. Dieses Bild wird jedoch erst dadurch vollständig abstoßend, daß wir nicht anders als durch den Dunst unsrer Kultur und Zivilisation es zu erblicken für möglich halten müssen: diese selbst nun als die eigentliche Lügengeburt des mißleiteten menschlichen Geschlechtes richtig zu erkennen, ist dagegen die Aufgabe des Geistes der Wahrhaftigkeit, der uns verlassen hat, seit wir den Adel unsres Blutes verloren und die hiergegen durch den wahrhaftigen Märtyrergeist des Christen-

tums uns zugeführte Rettung im Wuste der Kirchenherrschaft als Mittel zur Knechtung in der Lüge verwendet sahen. Allerdings gibt es nichts Trostloseres, als die menschlichen Geschlechter der aus ihrer mittelasiatischen Heimat nach Westen gewanderten Stämme heute zu mustern, und zu finden, daß alle Zivilisation und Religion sie noch nicht dazu befähigt hat, sich in gemeinnützlicher Weise und Anordnung über die günstigsten Klimate der Erde so zu verteilen, daß der allergrößte Teil der Beschwerden und Verhinderungen einer freien und gesunden Entwickelung friedfertiger Gemeindezustände, einfach schon durch die Aufgebung der rauhen Öden, welche ihnen großenteils jetzt seit so lange zu Wohnsitzen dienen, verschwände. Wer diese blödsichtige Unbeholfenheit unsres öffentlichen Geistes einzig der Verderbnis unsres Blutes, — nicht allein durch den Abfall von der natürlichen menschlichen Nahrung, sondern namentlich auch durch degenerierende Vermischung des heldenhaften Blutes edelster Rassen mit dem, zu handelskundigen Geschäftsführern unsrer Gesellschaft erzogener, ehemaliger Menschenfresser — zuschreibt, mag gewiß Recht haben, sobald er nur auch die Beachtung dessen nicht übergeht, daß keine mit noch so hohen Orden geschmückte Brust das bleiche Herz verdecken kann, dessen matter Schlag seine Herkunft aus einem, wenn auch vollkommen stammesgemäßen, aber ohne Liebe geschlossenen Ehebunde verklagt.

Wollen wir dennoch versuchen, durch alle hier angedeuteten Schrecknisse hindurch uns einen ermutigenden Ausblick auf die Zukunft des menschlichen Geschlechtes zu gewinnen, so hat uns nichts angelegentlicher einzunehmen, als noch vorhandenen Anlagen und aus ihrer Verwertung zu schließenden Möglichkeiten nachzugehen, wobei wir das eine festzuhalten haben, daß, wie die Wirksamkeit der edelsten Rasse durch ihre, im natürlichen Sinne durchaus gerechtfertigte, Beherrschung und Ausbeutung der niederen Rassen, eine schlechthin unmoralische Weltordnung begründet hat, eine mögliche Gleichheit aller, durch ihre Vermischung sich ähnlich gewordener Rassen uns gewiß zunächst nicht einer ästhetischen Weltordnung zuführen würde, diese Gleichheit dagegen einzig aber uns dadurch denkbar ist, daß sie sich auf den Gewinn einer allgemeinen moralischen Übereinstimmung gründet, wie das wahrhaftige Christentum sie auszubilden uns

berufen dünken muß. Daß nun aber auf der Grundlage einer wahrhaftigen, nicht „vernünftigen" (wie ich kürzlich von einem Philologen sie gewünscht sah), Moralität eine wahrhaftige ästhetische Kunstblüte einzig gedeihen kann, darüber gibt uns das Leben und Leiden aller großen Dichter und Künstler der Vergangenheit belehrenden Aufschluß. —

Und hiermit auf unsrem Boden angelangt, wollen wir uns für weiteres Befassen mit dem Angeregten sammeln.

Brief an H. v. Wolzogen.

Mein lieber Freund!

Im nächsten Herbst werden es fünf Jahre her sein, daß Sie auf meine Bitte sich mir aufopferungswillig zur Seite stellten, um bei einem erneuten Versuche der Gründung eines Patronates für die praktische Durchführung meiner Idee mir zu helfen. Wir sind nun soweit, nicht zwar die letzte Erreichung des Zieles, so doch einen Abschluß unsrer Bemühungen dafür in das Auge fassen zu sollen.

Namentlich Ihrem Anteil an diesen Bemühungen ist es gelungen, eine weitere Kenntnis von jener meiner Idee zu verbreiten, als es mir bisher, selbst durch die Vorführung der Bühnenfestspiele vor sechs Jahren, gelungen war. Gerade mit dem Innewerden dieser Fortschritte hatten wir uns jedoch auch davon zu überzeugen, daß wir auf dem eingeschlagenen Wege der Werbung von Patronen nicht zu unsrem nächsten praktischen Ziele, der Ermöglichung neuer Bühnenfestspiele, gelangen konnten. Der teilnehmenden Ungeduld meiner Freunde hatte ich endlich durch den Entschluß zu begegnen, die Aufführungen des „Parsifal", um diese bereits in diesem Jahre 1882 zu ermöglichen, zugleich dem allgemeinen Publikum, unter den gewöhnlichen Bedingungen der Zulassung zu öffentlichen Aufführungen, stattfinden zu lassen. Dem bisherigen Patronatvereine habe ich demnach, praktisch aufgefaßt, die Beschaffung der Mittel für den Angriff einer Unternehmung zu verdanken, auf welche ich,

in der Annahme einer weiteren Beteiligung des größeren Publikums, gefahrlos mich einlassen konnte. Den neuesten mir zugekommenen Berichten nach, scheint jede Gefahr eines finanziellen Mißerfolges bereits beseitigt zu sein, so daß zu erhoffen steht, ich würde, nach der Einlösung meiner Verpflichtungen gegen den Patronatverein, mich in den Stand gesetzt sehen, selbständig die begonnene Unternehmung damit fortzusetzen, daß ich alljährlich, auf dem notgedrungen nun betretenen Wege der vollkommenen Öffentlichkeit derselben, die Bühnenfestspiele in Bayreuth wiederhole.

Zu diesen Wiederholungen bestimme ich für das nächste einzig Aufführungen des Bühnenweihfestspieles „Parsifal“, und es geschieht dies aus einem äußerlichen wie einem innerlichen Grunde. Der äußerliche betrifft die Einträglichkeit solcher Aufführungen, sobald diese nirgends anders, als einzig nur unter meiner Aufsicht in Bayreuth, dem Publikum dargeboten werden, der innerliche Grund, aus welchem jener äußerliche selbst eben nur sich bestimmt hat, betrifft dagegen den durchaus unterschiedlichen Charakter dieses meines Werkes, welchem ich die Benennung eines Bühnenweihfestspieles zu geben mich veranlaßt fand. Hierüber haben Sie, mein Freund, in diesen unsren Blättern sich bereits so richtig ausgesprochen, daß ich dem nichts weiter hinzuzufügen für nötig halte, als etwa den Hinweis auf die Veranlassungen, welche den „Ring des Nibelungen“ dem Bühnenfestspielhaus in Bayreuth entführten, welchen ich aber für den „Parsifal“ jede Bestimmung meiner Entschlüsse schon dadurch unmöglich gemacht zu haben glaube, daß ich mit seiner Dichtung eine unsren Operntheatern mit Recht durchaus abgewandt bleiben sollende Sphäre beschritt.

In welcher Weise die einzigen Aufführungen des „Parsifal“ in Bayreuth den Hoffnungen dienen können, welche ich wohlwollenden Freunden erweckt habe, und die nun von diesen sorglich festgehalten werden dürften, nämlich die Hoffnungen auf die Begründung einer „Schule“, — wird sich aus dem Charakter dieser Aufführungen und der Umstände, unter denen sie stattfinden, leicht ergeben. Schon jetzt sah ich mich, der im Laufe eines Monats beabsichtigten vielen Anstrengungen wegen, veranlaßt, namentlich die anstrengendsten Partien mehrfach zu besetzen, um so jedenfalls der Störung durch mögliche Erkrankungen

vorzubeugen: es ward mir dies leicht, da ich die Zusage jedes der talentvollen Künstler, um deren Mitwirkung ich warb, gern und willig erhielt. Dieser freundliche Umstand hat es mir eingegeben, für jetzt und in Zukunft die Bayreuther Bühnenfestspiele jedem mir bekannt werdenden begabten Sänger als Übungsschule in dem von mir begründeten Stile zu eröffnen, was mir im praktischen Sinne zugleich den Vorteil gewährt, durch eine hierfür getroffene Übereinkunft den störenden Einwirkungen der, unter den bestehenden Theaterverhältnissen sehr erklärlichen eifersüchtigen Rangstreitigkeiten der Künstler vorzubeugen. Der Vorzüglichste wird sich nämlich sagen, daß, wenn er heute zurücktritt, er dem für ihn eintretenden Genossen in jeder Hinsicht ein bildendes und förderndes Beispiel gibt; von den Geübtesten wird der weniger erfahrene lernen, ja, an den Leistungen des anderen sogar ersehen, was zur Vervollkommnung der allgemeinen Kunstleistung überhaupt noch fehlt. In diesem Sinne würde ich die besten Sänger jährlich zu Übungen berufen, die ihnen hauptsächlich nur dadurch förderlich sein können, daß sie sich gegenseitig selbst beobachten und belehren; wogegen diejenigen von diesen Übungen von selbst ausgeschlossen sein würden, welche in ihrer Gegenüberstellung eine Kränkung ihrer Rangesehre ersehen dürften, wie sie Theaterintendanten gegenüber zu einer nicht ganz undünkelhaften Maxime geworden ist.

Ich halte nun gerade alljährliche Wiederholungen des „Parsifal" für vorzüglich geeignet, der jetzigen Künstlergeneration als Schule für den von mir begründeten Stil zu dienen, und dieses vielleicht schon aus dem Grunde, weil mit dem Studium desselben ein nicht bereits durch üble Angewohnheiten verdorbener Boden betreten wird, wie dies bei meinen älteren Werken der Fall ist, deren Aufführungsmodus bereits den Bedürfnissen unsrer gemeinen Opernroutine unterworfen ward. Nicht ohne Grauen zu empfinden könnte ich jetzt nämlich mich noch der Aufgabe gegenübergestellt sehen, meine älteren Werke in gleicher Weise, wie ich dies für den „Parsifal" beabsichtige, zu Musteraufführungen für unsre Festspiele vorzubereiten, weil ich hierbei einer erfahrungsgemäß fruchtlosen Anstrengung mich zu unterziehen haben würde: bei ähnlichen Bemühungen traf ich, selbst bei unsren besten Sängern, als Entschuldigung für die

unbegreiflichen Mißverständnisse, ja Vergehen, auf die Antwort meines reinen Toren: „Ich wußte es nicht!" Dieses Wissen zu begründen, hierin dürfte unsre „Schule" bestehen, von welcher aus dann erst auch meine älteren Werke mit richtigem Erfolge aufgenommen werden könnten. Mögen die hierzu Berufenen sich finden: jedenfalls kann ich ihnen keine andere Anleitung geben, als unser Bühnenweihfestspiel.

Wenn ich nun für alle die Teilnehmungen, welche uns bis zur Ermöglichung dieser Festspiele verholfen haben werden, mit innigster Wertschätzung derselben mich dankbar verhalte, sehe ich anderseits doch auch den Zeitpunkt gekommen, welcher die gegenseitigen Verpflichtungen unsrer Vereinigung löst. Sie selbst, mein Freund, haben zuletzt in unsren Blättern mit tiefem Verständnis der hierbei zu berührenden allerernstlichsten Anliegenheiten sich ausgesprochen. Mußten wir darauf verzichten, die Möglichkeit der Fortdauer unsrer Bühnenfestspiele aus dem Vermögen eines Patronatfundus zu gewährleisten, und sahen wir uns genötigt, sofort bereits die Beisteuer des allgemeinen Publikums in Anspruch zu nehmen, dessen Beitrag nicht mehr der Verwirklichung einer Idee gilt, sondern für einen Theaterplatz gezahlt wird, so ist, wie Sie dies sehr richtig erfanden, das Band der bisherigen Vereinigung unsrer Freunde zu einer nur noch rein theoretischen Beziehung geworden. Zu einer solchen haben bereits unsre „Bayreuther Blätter" hinübergeleitet, nachdem wir sie anfangs nur zu Mitteilungen über den Fortgang unsrer Unternehmungen, sowie wohl auch zur Klärung des Verständnisses derselben bestimmt hatten. Da nun zu jeder Erkenntnis zweies gehört, nämlich Subjekt und Objekt, und für unseren Gegenstand als Objekt unser Kunstwerk gestellt war, so war eine Kritik des Publikums, dem das Kunstwerk vorzuführen war, als das Subjektes nicht zu übergehen. Ja, es mußte uns endlich eine vorzüglich gründliche Untersuchung der Eigenschaften des Publikums nicht minder zweckmäßig dünken, als dem großen Kant die Kritik der menschlichen Urteilskraft erschien, als er aus dieser Kritik erst richtige Schlüsse auf die Realität oder Idealität der Welt als Objekt zu ziehen sich getrauen vermochte. Durch die Nötigung zu einer Kritik des Publikums, ohne welches die Existenz namentlich eines dramatischen Kunstwerkes gar nicht zu denken ist, gerieten wir von unsrem nächsten

Zwecke scheinbar so weit ab, daß gewiß auch mir schon vor länger eine gewisse Bangigkeit davor ankam, wir möchten vor unseren Patronen nicht mehr an der rechten Stelle stehen. Was hierin unverhältnismäßiges lag, dürfte nun verschwinden und zu einem durchaus deutlichen Verhältnis sich gestalten, sobald die „Bayreuther Blätter" ihrer ersten engeren Bestimmung entrückt, und offen der ihnen nun erwachsenen, weiteren Bestimmung zugeführt werden. Als Herausgeber dieser sonach erweiterten Monatsschrift, deren Tendenz Sie kürzlich gewiß recht zutreffend bezeichneten, werden Sie zu dem Publikum etwa in dieselbe Lage geraten, in welche ich für meine Bühnenfestspiele nach der Einlösung meiner Verpflichtungen gegen den Patronatverein versetzt sein werde. Vielleicht treffen wir beide dadurch auf das richtige, schon weil es unter den obwaltenden Umständen das einzig mögliche erscheint. Gern werde ich, was ich an Mitteilungen aus den von mir betretenen Gebieten der Kritik des „Subjektes" noch schulde, an Sie einzig zur freundlichen Verwendung für die „neuen Bayreuther Blätter" abliefern, und dies vielleicht dann mit weniger Befangenheit, als jetzt, wo ich manchen unsrer geneigten Patrone gegenüber oft wohl etwas zu weit ausschweifte. Immerhin aber muß ich glauben, daß eben in der Kritik des Publikums die weiteste Ausschweifung aufweckender und deutlicher wirken dürfte, als — wovor wir uns hüten müssen — zu enge Einzwängung in das, wegen zu nahe liegender Bekanntschaft damit, einschläfernde sehr Gewohnte. Stellen wir uns immer auf die Bergesspitze, um klare Übersicht und tiefe Einsicht zu gewinnen! Vor allem, scheuen wir uns vor jedem Behagen, selbst bei Vegetarierkost! —

Mit den herzlichsten Grüßen

Ihr

Palermo, 13. März 1882. Richard Wagner.

Offenes Schreiben

an

Herrn Friedrich Schön in Worms.

Geehrtester Herr und Freund!

Ihnen vor allen, welche für die Bayreuther Idee opferwillig spendend eintraten, glaube ich mich verpflichtet, noch näher als dies vor kurzer Zeit in meinem offenen Schreiben an unsren Freund Hans von Wolzogen geschah, meine Stimmung und Ansich in betreff der Schule, der Sie so gern sich förderlich erweisen möchten, kundzugeben. —

Zu diesem Zwecke gestatte ich mir zunächst Sie nochmals auf den Bericht zu verweisen, mit welchem ich seiner Zeit die erste Nummer der Bayreuther Blätter eröffnete. Es geschah damals zu einer wahrhaften Erleichterung meines, durch eine mir selbst auferlegte übermäßige Verpflichtung bedrückten Gewissens, daß ich die äußerliche Unmöglichkeit des Zustandekommens der projektierten, und von mir gewissermaßen angebotenen Schule nachweisen mußte. Gestehe ich Ihnen nun, daß ich seit den wiederum verflossenen fünf Jahren mit mir darüber einig geworden bin, daß, wenn mir jetzt die damals verlangten Mittel in reichster Fülle zu Gebote gestellt würden, ich die Gründung einer Schule durchaus ablehnen müßte. Ich glaube nicht mehr an unsre Musik, und weiche ihr, wo sie mir begegnet, grund-

sätzlich aus; und sollte unsres Freundes, des Grafen Gobineau, Prophezeiung, daß in zehn Jahren Europa von asiatischen Horden überschwemmt und unsere ganze Zivilisation nebst Kultur zerstört werden möchte, in Erfüllung gehen, so würde ich mit keinem Auge zucken, da ich annehmen dürfte, daß dabei vor allen Dingen auch unser Musiktreiben zugrunde gehen würde.

Oft habe ich erklärt, daß ich die Musik für den rettenden guten Genius des deutschen Volkes hielte, und es war mir möglich, dies an der Neubelebung des deutschen Geistes seit Bach bis Beethoven nachzuweisen: sicherer wie hier gab auf keinem anderen Gebiete die Bestimmung des deutschen Wesens, die Wirkung seines Gemütes nach außen, sich kund; die deutsche Musik war eine heilige Emanation des Menschengeistes, und dämonisch leidende göttliche Naturen waren ihre Priester. Wie aber das Evangelium verblaßte, seit das Kreuz des Erlösers auf allen Straßen als Handelsware feilgeboten ward, so verstummte der Genius der deutschen Musik, seitdem sie vom Metier auf dem Allerweltsmarkte herumgezerrt wird, und professionistischer Gassenaberwitz ihren Fortschritt feiert.

Auch Sie, geehrter Herr und Freund, dürften hiermit nichts neues von mir hören, da ich seit dreißig Jahren in mannigfachen Kunstschriften und Aufsätzen dieses Thema bereits wohl erschöpfend behandelt habe. Überlebt möchte nur sein, daß ich so lange und vielseitig es mir angelegen sein ließ, an das Bestehende anknüpfend, die Wege nachzuweisen, auf welchen die von mir erkannte hohe Bestimmung der deutschen Musik festgehalten und ihre Werke vor allem gepflegt werden sollten. Am Schlusse meiner Denkschrift über eine in München zu errichtende königliche Musikschule durfte ich mir gestatten, alle meine hierfür ausgeführten Arbeiten und Organisationsvorschläge aufzuzählen. Daß nichts hiervon beachtet und zur Ausführung empfohlen wurde, zeigt mir deutlich, daß man mich nicht hierzu für berufen hielt.

Und wahrlich, man hatte Recht. Ich bin kein Musiker, und empfinde dies sofort, wenn man mir eine berühmte Komposition dieses oder jenes unsrer jetzt gefeierten Meister der Musik vorführt, und ich eben die Musik daran gar nicht gewahr werden kann. Offenbar handelt es sich hier um ein Gebrechen, mit dem

ich behaftet bin, und welches mich unfähig macht, an dem Fortschritt unsrer Musik teilzunehmen. Vielleicht hätte man mich noch als Konservator verbrauchen können, denn, daß ich einige Beethovensche Symphonien gut aufzuführen verstand, hatte man mir lassen müssen. Wahrscheinlich (— ich sage Ihnen dies aufrichtig —) würde ich, wenn man mir jetzt noch eine Schule einrichtete, auf diese meine Lieblingswerke mich einzig beschränkt haben, und zwar recht eigentlich im Sinne eines Erhalters, oder auch eines Predigers, der am Ende immer noch nichts Eindringlicheres seiner Gemeinde vorführen kann als die Evangelien. Nur würden auch diese obstinat konservatorischen Bemühungen bei dem großen asiatischen Sturme, der über uns hereinbrechen möchte, nichts genützt haben, da es hier ergehen würde, wie es der Nachwelt der Völkerwanderung erging, welcher von Sophokles und Aischylos nur wenige, dagegen von Euripides die meisten Tragödien erhalten wurden; demnach unsrer Nachwelt gegen etwa neun Brahmssche Symphonien höchstens zwei Beethovensche übrig bleiben möchten; denn die Abschreiber gingen immer mit dem Fortschritt.

Auch selbst eine solche Beethoven-Konservatorstellung würde mich aber von jetzt an zu stark ermüden. Liszt ist mir in die Siebenziger vorangegangen, und ich bin ihm bereits in das Siebenzigste gefolgt; mit uns beiden hat man nichts anzufangen gewußt, und glücklicher war ich als mein großer Freund, der zu gut Klavier spielt, um nicht bis an sein Lebensende als Klavierlehrer geplagt zu werden, worin sich wiederum eines der populärsten Mißverständnisse unsrer Musikjetztzeit recht naiv ausdrückt. Auch Sie, mein geehrter Herr und Freund, werden mit Ihren so großherzigen Wünschen sich wohl einzig darauf beschränken müssen, mich, so lange dies gehen will, die Bühnenfestspiele in Bayreuth überwachen zu wissen; und glauben Sie mir, daß damit mir nicht etwa eine mühelose Altersversorgung zufällt. Sie wissen, in welcher Weise ich die dem Publikum zu bietenden häufigeren Aufführungen des „Parsifal" zum Zwecke der Befestigung des meinen Werken nötigen Stiles des Vortrages und der Darstellung verwenden will, indem ich allen mir bekannt werdenden vorzüglicheren Talenten die Gelegenheit gebe, unter meiner Anleitung an den Bühnenfestspielen abwechselnd sich zu beteiligen. Auf den Gedanken, mich in dieser Weise

noch nützlich zu bezeigen, wurde ich durch die Kenntnisnahme der außerordentlichen Willigkeit geleitet, die mir gerade die begabtesten Künstler entgegenbrachten. So mancher beklagte sich, noch nicht dazu gelangt zu sein, von mir für die Darstellung meiner „Partien" angeleitet zu werden, und bewarb sich somit um die Gelegenheit zu solchem Studium. Wenn ich, diesem entsprechend, für die bevorstehenden Aufführungen des „Parsifal" mit einem so vielgliedrigen Künstlerpersonale ausgestattet worden bin, daß ich zugleich auch der Befürchtung von Störungen in der Aufeinanderfolge der angekündigten Vorstellungen vorgebeugt ist, so gewahre ich doch bereits auch die neuen Schwierigkeiten, die mir nicht etwa nur durch meine stark vermehrten Bemühungen um das mehrfache Spezialstudium, sondern namentlich durch die moralische Verwirrung der Rivalitäten hierbei erwachsen dürften. Besonders seitdem man von französischen und italienischen Theatern her erfahren hat, daß dort Rollen und Partien „kreiert" werden, wird der Vorzug solcher Schöpferbetätigung auch bei uns nicht gern aufgegeben. Man vermeint hierbei den Charakter einer Rolle ein für allemal zur Nachahmung in der Auffassung festgestellt zu haben, sobald man der erste war, der darin vor dem Publikum erschien. Leider kam es hierbei oft weniger auf die wirkliche Richtigkeit der Auffassung, als darauf an, daß die Nachfolger sie für richtig hielten; denn daß er von diesen als Muster betrachtet und nachgeahmt wurde, bestärkte den „Createur" in seinem Glauben an seinen höheren Wert. Manches Unheil erwuchs hieraus, namentlich wenn hinter dem Rücken des Autors kreiert wurde.

Scheint es nun hiergegen all den gewogenen Künstlern, welche jetzt ein so schöner und mich ehrender Eifer um mich versammeln wird, vor allem nur darauf anzukommen, der richtigsten Auffassung und Wiedergebung der von mir gestellten Aufgaben durch meine persönliche Anleitung sich zu versichern, so mag ich allerdings hoffen, daß ich bei dieser Gelegenheit nicht nur auf den Geist, sondern auch auf die Moralität eines durch Theaterintendanten, und namentlich auch durch das Theaterpublikum, über die Würde seiner Leistungen ziemlich unsicher gemachten Künstlerstandes nicht unvorteilhaft einwirken könnte. Wenig werde ich hierbei auf Unterstützung von außen rechnen dürfen, und herzlich wünsche ich, daß mein sonst mir so gewogener

Freund, das deutsche Publikum, mich diesmal nicht ohne Hilfe lassen möge.

Dieses Publikum, welches sich nun von neuem wieder einmal zu entscheiden haben wird, empfehle ich jetzt meinen bisherigen Patronen zu besonderer Berücksichtigung. Meinen letzten größeren Unternehmungen mußte stets die Schwierigkeit des ihnen nötigen bedeutenden Kostenaufwandes entgegenstehen: sollte nur, wer zur Beschaffung dieser Kosten beigetragen hatte, an unsren Bühnenfestspielen sich erfreuen und bilden können, so — wir müssen uns dies offen gestehen! — war unser Werk von vornherein zur Unfruchtbarkeit verurteilt. Da wir nun jetzt durch die Not der letzten Erfahrungen wieder dahin gedrängt worden, die Fortdauer der Bühnenfestspiele durch Überlassung des Zuschauerraumes an das reichlich zahlende Publikum zu versuchen, und werden demnach, wenn auch kein Kamel durch ein Nadelöhr und kein Reicher durch das Himmelstor geht, doch vorzüglich nur Reiche in unser Theater eingelassen werden müssen, so stellt es sich mir nun als die erste und allerwichtigste Aufgabe für ein neuzubildendes Patronat dar, die Mittel zu beschaffen, um gänzlich freien Zutritt, ja nötigenfalls die Kosten der Reise und des fremden Aufenthaltes, solchen zu gewähren, denen mit der Dürftigkeit das Los der meisten und oft tüchtigsten unter Germaniens Söhnen zugefallen ist.

Dieses wichtige Anliegen, worüber Ihnen bereits Mitteilungen zugegangen sind, berühre ich hier im betreff der Organisation des neuen Patronates nur andeutend, da eine solche Organisation ganz selbständig, als ein moralischer Akt des Publikums für das Publikum, somit ohne alle eigentliche Berührung mit der Tätigkeit des Verwaltungsrates der Bühnenfestspiele in das Leben treten müßte, wenngleich dieser jeder Zeit bemüht sein würde, das Patronat nach Kräften und Bedürfnis durch Freiplätze zu unterstützen. Den Angriff dieser Vereinsbildung Ihnen, geehrter Herr und Freund, als so vorzüglich Anteilnehmenden, anheimstellend, hätte ich für heute Sie nur noch auf die große und bedeutungsvolle Wirksamkeit hinzuweisen, welche ich einem glücklichen Erfolge der Bemühungen jenes Patronates zusprechen zu dürfen glaube. War dieser Verein bisher der Patron des Kunstwerkes, so wird er nun der Patron des Publikums sein, das an jenem sich erfreuen und

bilden soll. Hier ist die für unsren Zweck best erdenkliche Schule; und haben wir hierbei noch zu lehren, das heißt — zu erklären, und den weiten Zusammenhang zu verdeutlichen, in welchem wir uns durch unser Kunstwerk mit fernest hinreichenden Kulturgedanken versetzt glauben, so soll eine reichlichst gepflegte Zeitschrift, als erweiterte Fortsetzung unsrer bisherigen „Bayreuther Blätter", in freiester Weise uns hierfür die Wege offen erhalten. Niemanden soll aber Mittellosigkeit von der Möglichkeit der wirkungsvollsten Teilnahme an unsren Bestrebungen und Leistungen ausschließen: was jetzt lächerlich unbehilfliche Reisestipendien für gekrönte Preiskompositionen u. dgl. gegen die Verpflichtung in Rom oder Paris höhere Studien zu vollenden, gedankenlos bewirken wollen, werden wir verständiger und sinnvoller zu verrichten wissen, wenn wir eine innige Teilnahme an der Bildung unsrer eigenen Kunst jedem hierzu Befähigten offen stellen. Und so werden wir endlich auch in dem Sinne meines eigenen erhabenen Wohltäters handeln, der wiederum dieses Mal, als Protektor unsrer Bühnenfestspiele, durch huldvollste und reichlichste Hilfegewährungen mich erst in den Stand setzte, schon in diesem Jahre mein Werk aufzuführen, während Er, um das Bühnen-Weihfestspiel von jeder möglichen trübenden Mischung völlig frei zu erhalten, großmütig dem Wunsche, auf seinem eigenen Hoftheater es wiederholt zu sehen, entsagte.

Von dem Segen dieses Gedankens erfüllt, sage ich Ihnen, geehrter Herr und Freund, vor allen unsren bisherigen Patronen meinen hochachtungsvollen Dank namentlich auch dafür, daß gerade von Ihnen die ernste Nötigung zu diesem an Sie gerichteten offenen Schreiben mir auferlegt sein durfte.

Ergebenst:

Bayreuth, 16. Juni 1882. Richard Wagner.

Das Bühnenweihfestspiel in Bayreuth 1882.

Wenn unsre heutigen Kirchweihfeste hauptsächlich durch die hierbei abgehaltenen, nach ihnen sich benennenden, sogenannten „Kirmesschmäuse" beliebt und anziehend geblieben sind, so glaubte ich das mystisch bedeutsame Liebesmahl meiner Gralsritter dem heutigen Opernpublikum nicht anders vorführen zu dürfen, als wenn ich das Bühnenfestspielhaus diesmal zur Darstellung eines solchen erhabenen Vorganges besonders geweiht mir dachte. Fanden hieran konvertierte Juden, von denen mir christlicherseits versichert wurde, daß sie die unduldsamsten Katholiken abgäben, vorgeblichen Anstoß, so hatte ich mich dagegen allen denen nicht weiter hierüber zu erklären, welche im Sommer dieses Jahres zur Aufführung meines Werkes sich um mich versammelten. Wer mit richtigem Sinne und Blicke den Hergang alles dessen, was während jener beiden Monate in den Räumen dieses Bühnenfestspielhauses sich zutrug, dem Charakter der hierin sich geltend machenden produktiven wie rezeptiven Tätigkeit gemäß zu erfassen vermochte, konnte dies nicht anders als mit der Wirkung einer Weihe bezeichnen, welche, ohne irgend eine Weisung, frei über alles sich ergoß. Geübte Theaterleiter frugen mich nach der, bis für das geringste Erfordernis jedenfalls auf das genaueste organisierten, Regierungsgewalt, welche die so erstaunlich sichere Ausführung aller szenischen, musikalischen wie dramatischen Vorgänge auf,

über, unter, hinter und vor der Bühne leitete; worauf ich gut- gelaunt erwidern konnte, daß dies die Anarchie leiste, indem ein jeder täte, was er wolle, nämlich das Richtige. Gewiß war es so: ein jeder verstand das Ganze und den Zweck der erstrebten Wirkung des Ganzen. Keiner glaubte sich zu viel zugemutet, niemand zu wenig sich geboten. Jedem war das Gelingen wichtiger als der Beifall, welchen in der gewohnten miß- bräuchlichen Weise vom Publikum entgegenzunehmen als störend erachtet wurde, während die andauernde Teilnahme der uns zuziehenden Gäste als Zeugnis für die Richtigkeit unsrer An- nahme von dem wahren Werte unsrer Leistungen uns erfreute. Ermüdung kannten wir nicht; von dem Eindrucke eines fast be- ständig trüben und regnerischen Wetters auf unsre Stimmung erklärte ein jeder sofort sich befreit, sobald er im Bühnenhause an das Werk ging. Fühlte sich der Urheber aller der Mühen, die er seinen freundlichen Kunstgenossen übertragen hatte, oft von der Vorstellung einer unausbleiblich dünkenden Ermüdung be- schwert, so benahm ihm schnell die mit jubelnder Laune gegebene Versicherung der heitersten Rüstigkeit aller jede drückende Emp- findung.

Rangstreitigkeiten konnten unmöglich da aufkommen, wo sechs Sängerinnen sogenannter erster Fächer die unbenannten Führerinnen der Blumenmädchen Klingsors übernommen hatten, zu welchen sich wiederum Sängerinnen aller Fächer mit freudigster Willigkeit verwenden ließen. Gewiß, — hätte es in Wahrheit erst eines Beispieles für die Darsteller der ersten Partien bedurft, so wäre ihnen dieses von dem künstlerischen Einmute der Leistungen jener Zauberblumenmädchen gegeben worden. Von ihnen wurde mir zunächst auch eine der wichtig- sten Anforderungen erfüllt, welche ich zur ersten Grundlage des richtigen Gelingens ihres Vortrages machen mußte: der vom Operngesange unsrer Zeit den Sängern der heutigen Theater zu eigen gewordene leidenschaftliche Akzent, durch wel- chen jede melodische Linie unterschiedslos durchbrochen zu wer- den pflegt, sollte hier durchaus nicht mehr sich vernehmen lassen. Sogleich ward ich von unseren Freundinnen verstanden, und alsbald gewann ihr Vortrag der schmeichelnden Weisen das kindlich Naive, welchem, wie es anderseits durch einen unver- gleichlichen Wohllaut rührte, ein aufreizendes Element sinnlicher

Verführung, wie es von gewissen Seiten als vom Komponisten verwendet vorausgesetzt wurde, gänzlich fern abliegen blieb. Ich glaube nicht, daß ein ähnlicher Zauber des anmutigst mädchenhaften durch Gesang und Darstellung, wie er in der betreffenden Szene des „Parsifal" von unsren künstlerischen Freundinnen ausgeübt wurde, je sonst wo schon zur Wirkung kam.

Was hier als Zauber wirkte, nun als Weihe die ganze Aufführung des Bühnenfestspieles durchdringen zu lassen, wurde im Verlaufe der Übungen und Vorstellungen zur angelegentlichsten Sorge aller, und welchen ungewohnten Stilanforderungen hierbei zu genügen war, wird bald ersichtlich, wenn das stark Leidenschaftliche, Rauhe, ja Wilde, was in einzelnen Teilen des Dramas zum Ausdruck kommen sollte, seinem wahren Charakter nach sich nicht verleugnen durfte. Welche schwierige Aufgabe den Darstellern der Hauptpersonen der Handlung dadurch gestellt war, leuchtete uns immer mehr ein. Vor allem war hier auf größte Deutlichkeit, und zwar zunächst der Sprache, zu halten: eine leidenschaftliche Phrase muß verwirrend und kann abstoßend wirken, wenn ihr logischer Gehalt unerfaßt bleibt; um diesen von uns mühelos aufnehmen zu lassen, muß aber die kleinste Partikel der Wortreihe sofort deutlich verstanden werden können: eine fallengelassene Vorschlag-, eine verschluckte End-, eine vernachlässigte Verbindungssilbe zerstört sogleich diese nötige Verständlichkeit. Diese selbe Vernachlässigung trägt sich aber unmittelbar auch auf die Melodie über, in welcher durch das Verschwinden der musikalischen Partikeln nur vereinzelte Akzente übrig bleiben, welche, je leidenschaftlicher die Phrase ist, schließlich als bloße Stimmaufstöße vernehmbar werden, von deren sonderbarer, ja lächerlicher Wirkung wir einen deutlichen Eindruck erhalten, wenn sie aus einiger Entfernung zu uns dringen, wo dann von den verbindenden Partikeln gar nichts mehr vernommen wird. Wenn in diesem Sinne schon bei dem Studium der Nibelungenstücke vor sechs Jahren dringend empfohlen worden war, den „kleinen" Noten vor den „großen" den Vorzug zu geben, so geschah dies um jener Deutlichkeit willen, ohne welche Drama wie Musik, Rede wie Melodie, gleich unverständlich bleiben, und diese dagegen dem trivialen Operaffekte aufgeopfert werden, durch dessen Anwendung auf meine dramatische Melodie eben die Konfusion im Urteile un-

serer musikalischen sogenannten „öffentlichen Meinung" hervorgerufen wird, die wir auf keinem anderen Wege aufklären können als durch jene von mir so unerläßlich verlangte Deutlichkeit. Hierzu gehört aber gänzliches Aufgeben des durch die gerügte Vortragsweise geförderten falschen Affektes.

Das alles Maß überschreitende Gewaltsame in den Ausbrüchen schmerzlichster Leidenschaft, das ja dem tieftragischen Stoffe wie zu seiner Entlastung naturgemäß zugehörig ist, kann nur dann seine erschütternde Wirkung hervorbringen, wenn das von ihm überschrittene Maß eben durchweg als Gesetz der gefühlvollen Kundgebung eingehalten ist. Dieses Maß dünkte uns nun am sichersten durch Ausübung einer weisen Sparsamkeit in der Verwendung des Atems, wie der plastischen Bewegung, festgehalten zu werden. Wir mußten bei unsren Übungen der unbeholfensten Vergeudung, zunächst des Atems, deren wir uns meistens im Operngesange schuldig gemacht haben, inne werden, sobald wir dagegen schnell erkannten, was ein einziger wohl verteilter Atem zu leisten vermochte, um einer ganzen Tonreihe, indem er ihren Zusammenhang wahrt, ihren richtigen melodischen, wie logischen Sinn zu geben oder zu belassen. Schon allein durch weise Einhaltung und Verteilung der Kraft des Atems sahen wir es uns, wie ganz natürlich, erleichtert, den gewöhnlich tiefer gelegten, von mir sogenannten „kleinen" Noten, als wichtigen Verbindungspartikeln der Rede wie der Melodie, ihr Recht widerfahren zu lassen, weil wir auf dem von selbst sich heraushebenden höheren Tone einer unnützen Atemverschwendung uns enthalten mußten, um des Vorteiles der Einigung der ganzen Phrase vermöge der gleichen Respiration uns bewußt zu bleiben. So gelang es uns, lange melodische Linien undurchbrochen einzuhalten, obgleich in ihnen die empfindungsvollsten Akzente in mannigfaltigster Färbung wechselten. — wofür ich die längere Erzählung Kundrys vom Schicksale Herzeleides im zweiten Aufzuge, sowie die Beschreibung des Charfreitagszaubers durch Gurnemanz im dritten Aufzuge als beredte Beispiele unsren Zuhörern zurückrufe.

In genauem Zusammenhange mit dem durch weise Sparsamkeit bei der Ausnützung des Atems gewonnenen Vorteile der wirksamen Verständlichkeit der dramatischen Melodie, erkannten wir die Nötigung zur Veredelung der plastischen Be-

wegungen durch gewissenhafteste Mäßigung derselben. Jene, bisher im gemeinen Opernstile von der Melodie fast einzig herausgehobenen Affektschreie, waren immer auch von gewaltsamen Armbewegungen begleitet gewesen, welcher die Darsteller durch Gewöhnung sich mit solch regelmäßiger Wiederkehr bedienten, daß sie jede Bedeutung verloren und dem unbefangenen Zuschauer den Eindruck eines lächerlichen Automatenspieles machen mußten. Gewiß darf einer dramatischen Darstellung, namentlich wenn sie durch die Musik in das Bereich des idealen Pathos erhoben ist, die konventionelle Gebahrung unsrer gesellschaftlichen Wohlgezogenheit fremd sein: hier gilt es nicht mehr dem Anstande, sondern der Anmut einer erhabenen Natürlichkeit. Von dem bloßen Spiele der Gesichtsmienen sich entscheidende Wirkung zu versprechen, sieht der heutige dramatische Darsteller durch die in unsrem Theater nötig gewordene oft große Entfernung vom Zuschauer sich behindert, und die gegen das bleichende Licht der Bühnenbeleuchtung zu Hilfe gerufene Herstellung einer künstlichen Gesichtsmaske erlaubt ihm meistens nur die Wirkung des Charakters derselben, nicht aber einer Bewegung der verborgenen inneren seelischen Kräfte in Berechnung zu ziehen. Hierfür tritt nun eben im musikalischen Drama der alles verdeutlichende und unmittelbar redende Ausdruck des harmonischen Tonspieles mit einer ungleich sichereren und überzeugenderen Wirkung ein, als sie dem bloßen Mimiker zu Gebote stehen kann, und die von uns zuvor in Betracht genommene, verständlichst vorgetragene dramatische Melodie wirkt deutlicher und edler als die studierteste Rede des geschicktesten Mienenspielers, sobald sie gerade von den, diesem einzig hilfreichen Kunstmitteln, am wenigsten beeinträchtig wird.

Dagegen scheint nun der Sänger, mehr als der Mimiker, auf die plastischen Bewegungen des Körpers selbst, namentlich der so gefühlsberedten Arme angewiesen zu sein: in der Anwendung dieser hatten wir uns aber immer an dasselbe Gesetz zu halten, welches die stärkeren Akzente der Melodie mit den Partikeln derselben in Einheit erhielt. Wo wir uns im Opernaffekte gewöhnt hatten, mit beiden, weitaus gebreiteten Armen, wie um Hilfe rufend uns zu gebaren, durften wir finden, daß eine halbe Erhebung eines Armes, ja eine charakteristische Bewegung der Hand, des Kopfes, vollkommen genügte, um der

irgendwie gesteigerten Empfindung nach außen Wichtigkeit zu geben, da diese Empfindung in ihrer mächtigsten Bewegung durch starke Kundgebung erst dann wahrhaft erschütternd wirkt, wenn sie nun, wie aus langer Verhaltung mit Naturgewalt hervorbricht.

Wenn das Gehen und Stehen für Sänger, welche zunächst der Überwindung der oft bedeutenden Schwierigkeiten ihrer rein musikalischen Aufgabe ihre angestrengteste Aufmerksamkeit zuzuwenden haben, gemeinhin einer unüberlegten Ausübung der Routine überlassen bleibt, so erkannten wir dagegen bald, von welchem ergiebigen Erfolge eine weise Anordnung des Schreitens und Stehens für die Erhebung unsrer dramatischen Darstellung über das gewöhnliche Opernspiel sei. War das eigentliche Hauptstück der älteren Oper die monologische Arie, und hatte der Sänger, wie er dies fast nicht anders konnte, sich gewöhnt, diese dem Publikum gewissermaßen in das Gesicht abzusingen, so war aus dieser scheinbaren Nötigung zugleich die Annahme erwachsen, daß auch bei Duetten, Terzetten, ja ganz massenhaften sogenannten Ensemblestücken, jedes seinen Part in der gleichen Stellung in den Zuschauerraum hinein zum besten zu geben habe. Da hierbei das Schreiten völlig ausgeschlossen war, geriet dagegen die Armbewegung zu der fast unausgesetzten Anwendung, deren Fehlerhaftigkeit, ja Lächerlichkeit, wir eben inne geworden. Ist nun hiergegen im wirklichen musikalischen Drama der Dialog, mit allen seinen Erweiterungen, zur einzigen Grundlage alles dramatischen Lebens erhoben, und hat daher der Sänger nie mehr dem Publikum, sondern nur seinem Gegenredner etwas zu sagen, so mußten wir finden, daß die übliche Nebeneinanderstellung eines duettierenden Paares dem leidenschaftlichen Gespräche zueinander alle Wahrheit benahm: denn die Dialogisierenden hatten entweder ihre dem anderen geltenden Reden wieder in das offene Publikum hinaus zu sagen, oder sie waren zu einer Profilstellung genötigt, welche sie zur Hälfte dem Zuschauer entzog und die Deutlichkeit der Rede, wie der Aktion, beeinträchtigte. Um in diese peinliche Nebeneinanderstellung Mannigfaltigkeit zu bringen, geriet man gewöhnlich auf den Einfall, sie dadurch zu variieren, daß, während eines Orchesterzwischenspieles, die beiden Sänger einander vorbei über die Bühne gingen, und

die Seiten, auf denen sie zuvor aufgestellt waren, unter sich vertauschten. Hiergegen ergab sich uns aus der Lebhaftigkeit des Dialoges selbst der zweckmäßigste Wechsel der Stellungen, da wir gefunden hatten, daß die erregteren Akzente des Schlusses einer Phrase oder Rede zu einer Bewegung des Sängers veranlaßten, welche ihn nur um etwa einen Schritt nach vorn zu führen hatte, um ihn, gleichsam den anderen erwartungsvoll fixierend, mit halbem Rücken dem Publikum zugewendet eine Stellung nehmen zu lassen, welche ihn dem Gegenredner nun im vollen Gesichte zeigte, sobald dieser zum Beginn seiner Entgegnung etwa um einen Schritt zurücktrat, womit er in die Stellung gelangte, ohne vom Publikum abgewandt zu sein, seine Rede doch nur an den Gegner zu richten, der seitwärts, aber vor ihm stand.

Im gleichen und ähnlichen Sinne vermochten wir eine nie gänzlich stockende szenische Bewegung, durch Vorgänge, wie sie einem Drama einzig die ihm zukommende Bedeutung als wahrhaftige Handlung wahren, in fesselnder Lebendigkeit zu erhalten, wozu das feierlich ernsteste, wie das anmutig Heiterste uns wechselnde Veranlassung boten.

Diese schönen Erfolge, waren sie an und für sich nur durch die besondere Begabung aller Künstler zu gewinnen, würden jedoch unmöglich durch die hier besprochenen technischen Anordnungen und Übereinkünfte allein zu erreichen gewesen sein, wenn nicht von jeder Seite her das szenisch-musikalische Element mit gleicher Wirksamkeit sich beteiligt hätte. Im betreff der Szene im weitesten Sinne war zuvörderst die richtige Herstellung der Kostüme und der Dekorationen unsrer Sorgfalt anheimgegeben. Hier mußte viel erfunden werden, was denjenigen nicht nötig dünkte, welche durch geschickte Zusammenstellung aller bisher in der Oper als wirksam erfundenen Effekte dem Verlangen nach unterhaltendem Prunk zu entsprechen sich gewöhnt haben. Sobald es sich um die Erfindung eines Kostümes der Blumenzaubermädchen Klingsors handelte, trafen wir hierfür nur auf Vorlagen aus Ballett oder Maskerade: namentlich die jetzt so beliebten Hofmaskenfeste hatten unsre talentvollsten Künstler zu einer gewissen konventionellen Üppigkeit im Arrangement von Trachten verführt, deren Verwendung zu unsrem Zwecke, der nur im Sinne einer idealen Natürlichkeit zu erreichen war, sich

durchaus untauglich erwies. Diese Kostüme mußten in Übereinstimmung mit dem Zaubergarten Klingsors selbst erfunden werden, und nach vielen Versuchen mußte es uns erst geglückt erscheinen, des richtigen Motives für diese, der realen Erfahrung unauffindbare Blumenmächtigkeit uns zu versichern, welche uns die Erscheinung lebender weiblicher Wesen ermöglichen sollte, die dieser zaubergewaltigen Flora wiederum wie natürlich entwachsen zu sein schienen. Mit zweien jener Blumenkelche, welche in üppiger Größe den Garten schmückten, hatten wir das Gewand des Zaubermädchens hergestellt, das nun, galt es seinen Schmuck zu vollenden, nur eine der buntbauschigen Blumen, wie sie rings her zerstreut anzutreffen waren, in kindischer Hast sich auf den Kopf zu stülpen hatte, um uns, jeder Opernballettkonvention vergessend, als das zu genügen, was hier einzig dargestellt werden sollte.

Waren wir durchaus beflissen, dem idealen Gralstempel die höchste feierliche Würde zu geben, und konnten wir das Vorbild hierfür nur den edelsten Denkmälern der christlichen Baukunst entnehmen, so lag es uns wiederum daran, die Pracht dieses Gehäuses eines göttlichsten Heiligtumes keineswegs auf die Tracht der Gralsritter selbst übertragen zu wissen: eine edle klosterritterliche Einfachheit bekleidete die Gestalten mit malerischer Feierlichkeit, doch menschlich anmutend. Die Bedeutung des Königs dieser Ritterschaft suchten wir in dem ursprünglichen Sinne des Wortes „König“, als des Hauptes des Geschlechtes, welches hier das zur Hut des Grales auserwählte war: durch nichts hatte er sich von den anderen Rittern zu unterscheiden, als durch die mystische Wichtigkeit der ihm allein vorbehaltenen erhabenen Funktion, sowie durch sein weithin unverstandenes Leiden.

Für das Leichenbegängnis des Urkönigs Titurel hatte man uns einen pomphaften Katafalk, mit darüber von hoch herab hängender schwarzer Samtdraperie, vorgeschlagen, die Leiche selbst aber in kostbarem Prunkgewande mit Krone und Stab, ungefähr so wie uns öfter schon der König von Thule bei seinem letzten Trunke vorgestellt worden war. Wir überließen diesen grandiosen Effekt einer zukünftigen Oper, und verblieben bei unsrem durchgehends eingehaltenem Prinzipe einer weihevollen Einfachheit.

Nur in einem Punkte hatten wir für dieses Mal ein bemühendes Zugeständnis zu machen. Durch eine uns noch unerklärlich gebliebene Verrechnung war von dem hochbegabten Manne, dem ich auch die ganze szenische Einrichtung des „Parsifal", wie bereits vordem der Nibelungenstücke, verdankte, und der nun noch vor der Vollendung seines Werkes durch einen plötzlichen Tod uns entrissen worden, die Zeitdauer der Vorführung der sogenannten Wandeldekorationen im ersten und dritten Aufzuge über die Hälfte geringer angeschlagen, als sie im Interesse der dramatischen Handlung vorgeschrieben war. In diesem Interesse hatte die Vorüberführung einer wandelnden Szene durchaus nicht als, wenn auch noch so künstlerisch ausgeführter, dekorativ-malerischer Effekt zu wirken, sondern unter der Einwirkung der die Verwandlung begleitenden Musik, sollten wir, wie in träumerischer Entrückung, eben nur unmerklich die „pfadlosen" Wege zur Gralsburg geleitet werden, womit zugleich die sagenhafte Unauffindbarkeit derselben für Unberufene in das Gebiet der dramatischen Vorstellung gezogen war. Es erwies sich, als wir den Übelstand entdeckten, zu spät dafür, den hierzu erforderlichen, ungemein komplizierten Mechanismus dahin abzuändern, daß der Dekorationszug um die Hälfte verkürzt worden wäre; für dieses Mal mußte ich mich dazu verstehen, das Orchesterzwischenspiel nicht nur voll wiederholen, sondern auch noch im Zeitmaße desselben dehnende Zögerungen eintreten zu lassen: die peinliche Wirkung hiervon empfanden wir zwar alle, dennoch war das uns vorgeführte dekorative Malerwerk selbst so vorzüglich gelungen, daß der von ihm gefesselte Zuschauer bei der Beurteilung des Vorganges selbst ein Auge zudrücken zu müssen glaubte. Wenn wir aber sogleich alle erkannten, daß für den dritten Akt der Gefahr einer üblen Wirkung desselben Vorganges, wenngleich er in ganz anderer Weise und dekorativ fast noch anmutender als für den ersten Aufzug von den Künstlern ausgeführt war, da hier ebenfalls keine Reduktion eintreten konnte, durch völlige Auslassung vorzubeugen sei, so gewannen wir hierbei eine schöne Veranlassung die Wirkung der Weihe zu bewundern, welche alle Teilnehmer an unsrem Kunstwerke durchdrungen hatte: die hochbegabten liebenswürdigen Künstler selbst, welche diese Dekorationen, die den größten Schmuck jeder anderen theatralischen Aufführung abgegeben

haben würden, ausgeführt hatten, stimmten, ohne irgend welche Kränkung zu empfinden, den Anordnungen bei, nach welchen diesmal diese zweite sogenannte Wandeldekoration gänzlich ungebraucht gelassen und dafür das szenische Bild eine Zeit lang durch den Bühnenvorhang verdeckt wurde, und übernahmen es dagegen gern und willig für die Aufführungen des nächsten Jahres die erste Wandeldekoration auf die Hälfte zu reduzieren, die zweite aber derart umzuarbeiten, daß wir, ohne durch einen anhaltenden Wechsel der Szenerie ermüdet und zerstreut zu werden, dennoch der Unterbrechung der Szene durch Schließung des Bühnenvorhanges nicht bedürfen sollten.

Auf dem hier zuletzt berührten Gebiete der „szenischen Dramaturgie", wie ich es benennen möchte, für alle meine Angaben und Wünsche auf das Innigste verstanden zu werden, war das große Glück, welches mir durch die Zugesellung des vortrefflichen Sohnes des so schmerzlich schnell mir entrissenen Freundes, dem ich fast ausschließlich die Herstellung unsres Bühnenfestspielraumes und seiner szenischen Einrichtung verdanke, zuteil ward. In der Wirksamkeit dieses jungen Mannes sprach sich die ungemeine Erfahrung seines Vaters mit einem so deutlichen Bewußtsein von dem idealen Zwecke aller durch diese Erfahrung gewonnenen technischen Kenntnisse und praktischen Geschicklichkeiten aus, daß ich nun wünschen möchte, auf dem Gebiete der eigentlichen musikalischen Dramaturgie selbst dem Gleichen zu begegnen, dem ich dereinst mein mühevoll bisher allein verwaltetes Amt übertragen könnte. Auf diesem Gebiete ist leider alles noch so neu und durch weit ausgebreitete üble Routine als für meinen Zweck brauchbar zu solcher Unkenntlichkeit verdeckt, daß Erfahrungen, wie wir sie diesmal gemeinschaftlich durch das Studium des „Parsifal" machten, nur der Wirkung des Aufatmens aus Wust und eines Aufleuchtens aus Dunkelheit gleichen konnten. Hier war es jetzt eben noch nicht die Erfahrung, welche uns zu einem schnellen Verständnisse verhelfen konnte, sondern die Begeisterung — die Weihe! — trat schöpferisch für den Gewinn eines sorglich gepflegten Bewußtseins vom Richtigen ein. Dies zeigte sich namentlich im Fortgange der wiederholten Aufführungen, deren Vorzüglichkeit nicht, wie dies im Verlaufe der gewöhnlichen Theateraufführungen der Fall ist, durch Erkaltung der ersten Wärme sich

abschwächte, sondern deutlich erkennbar zunahm. Wie in den szenisch-musikalischen Vorgängen, durfte dies namentlich auch in der so entscheidend wichtigen, rein musikalischen Mitwirkung des Orchesters wahrgenommen werden. Waren dort mir intelligente und ergebene Freunde in aufopferndster Weise durch Dienstleistungen, wie sie sonst nur untergeordneteren Angestellten übergeben sind, zum schönen Gelingen behilflich, so zeigte es sich hier, welcher Veredlung der Anlagen für Zartsinn und Gefühlsschönheit der Vortrag deutscher Orchestermusiker fähig ist, wenn diese der ungleich wechselnden Verwendung ihrer Fähigkeiten anhaltend sich enthoben fühlen, um bei der Lösung höherer Aufgaben verweilen zu können, an denen sie sonst nur hastig vorübergetrieben werden. Von der glücklichen Akustik seiner Aufstellung im zweckmäßigsten Verhältnisse zur deutlichen Sonorität der Gesamtwirkung mit den Sängern der Szene getragen, erreichte unser Orchester eine Schönheit und Geistigkeit des Vortrages, welche von jedem Anhörer unsrer Aufführungen auf das schmerzlichste vermißt werden, sobald er in den prunkenden Operntheatern unsrer Großstädte wieder der Wirkung der rohen Anordnungen für die dort gewöhnte Orchesterverwendung sich ausgesetzt fühlt.

Somit konnten wir uns, auch durch die Einwir'ungen der uns umschließenden akustischen wie optischen Atmosphäre auf unser ganzes Empfindungsvermögen, wie der gewohnten Welt entrückt fühlen, und das Bewußtsein hiervon trat deutlich in der bangen Mahnung an die Rückkehr in eben diese Welt zutage. Verdankte ja auch der „Parsifal" selbst nur der Flucht vor derselben seine Entstehung und Ausbildung! Wer kann ein Leben lang mit offenen Sinnen und freiem Herzen in diese Welt des durch Lug, Trug und Heuchelei organisierten und legalisierten Mordes und Raubes blicken, ohne zuzeiten mit schaudervollem Ekel sich von ihr abwenden zu müssen? Wohin trifft dann sein Blick? Gar oft wohl in die Tiefe des Todes. Dem anders Berufenen und hierfür durch das Schicksal Abgesonderten erscheint dann aber wohl das wahrhaftigste Abbild der Welt selbst als Erlösung weissagende Mahnung ihrer innersten Seele. Über diesem wahrtraumhaften Abbilde die wirkliche Welt des Truges selbst vergessen zu dürfen, dünkt dann der Lohn für die leidenvolle Wahrhaftigkeit, mit welcher sie eben als jammervoll von

ihm erkannt worden war. Durfte er nun bei der Ausbildung jenes Abbildes selbst wieder mit Lüge und Betrug sich helfen können? Ihr alle, meine Freunde, erkanntet, daß dies unmöglich sei, und die Wahrhaftigkeit des Vorbildes, das er euch zur Nachbildung darbot, war es eben, was auch euch die Weihe der Weltentrückung gab; denn ihr konntet nicht anders als nur in jener höheren Wahrhaftigkeit eure eigene Befriedigung suchen. Daß ihr diese auch fandet, zeigte mir die wehmutvolle Weihe unsres Abschiedes bei der Trennung nach jenen edlen Tagen. Uns allen gab sie die Bürgschaft für ein hocherfreuliches Wiedersehen.

Diesem gelte nun mein Gruß! —

Venedig, 1. November 1882.

Bericht

über die

Wiederaufführung eines Jugendwerkes.

An den
Herausgeber des „Musikalischen Wochenblattes".

Lieber Herr Fritzsch!

Es versteht sich ganz von selbst, daß Sie einmal wieder eine Nachricht von mir für Ihr Blatt bekommen müssen. Sie haben es gewagt, meine gesammelten Schriften und Dichtungen, neun Bände, — und in einer sehr starken Auflage, die Ihnen mit der Zeit Beschwerden bereitet hat, — herauszugeben, und mir dafür ein Honorar zu zahlen. Niemand wollte dies vor zwölf Jahren übernehmen; selbst meine Schrift über Beethoven hatte mir kurz vorher einer Ihrer Vorgänger zurückgewiesen, weil ihn der deutsch-französische Krieg genierte. Seitdem haben Sie in Ihrem Blatte nicht nur sehr förderlich stets über mich berichten lassen, sondern auch bei Mitteilungen über mich auf einen akzentuiert anständigen Ton gehalten, für dessen Wert Ihre Herren Kollegen sonst keinen ausgezeichneten Sinn zu erkennen geben; einzig irrten Sie dann und wann nur darin, daß Sie von anderen begangene Unanständigkeiten durch volle Reproduktion derselben zu züchtigen glaubten, während Sie damit nur anständige Leser mit Dingen bekannt machten, die sie eben

ignorieren wollten. Indessen, es mag wohl alles zum Interessanten der Erscheinungswelt beitragen! —

Heute sollen Sie, zum Lohn für alles mir erwiesene Gute, auch etwas ganz Geheimes von mir erfahren. Ich habe am vergangenen Weihnachtsabend, hier in Venedig, ein Familienjubiläum der vor gerade fünfzig Jahren stattgefundenen ersten Aufführung einer, in meinem neunzehnten Lebensjahre von mir eigenhändig komponierten Symphonie begangen, indem ich dieselbe, nach einer uneigenhändigen Partitur, von dem Orchester der Professoren und Zöglinge des hiesigen Lyzeums St. Marcello, unter meiner Direktion, meiner Frau zur Feier ihres Geburtstages vorspielen ließ. Ich betonte: uneigenhändig; und damit hat es eben die besondere Bewandtnis, welche diese Angelegenheit in das ganz Geheimnisvolle zieht, weshalb ich sie denn auch nur Ihnen mitteile.

Geschichtlich sei zunächst folgendes festgestellt.

In der christlichen Vor-Jetztzeit Leipzigs, deren wohl nur sehr wenige meiner geburtsstädtischen Mitbürger sich noch erinnern werden, war das sogenannte Gewandhauskonzert selbst für Anfänger meiner „Richtung" akzessibel, da in letzter Instanz über die Zulassung neuer Kompositionen ein würdiger alter Herr, der Hofrat Rochlitz, als Vorstand entschied, der die Sachen genau nahm und ordentlich sich ansah. Ihm war meine Symphonie vorgelegt worden, und ich hatte ihm nun meinen Besuch zu machen: da ich mich ihm persönlich vorstellte, schob der stattliche Mann seine Brille auf und rief: „was ist das? Sie sind ja ein ganz junger Mensch: ich hatte mir einen viel älteren, weit erfahreneren Komponisten erwartet." — Das lautete denn gut: die Symphonie ward angenommen; doch wünschte man, daß sie womöglich zuvor von der „Euterpe", gewissermaßen zur Probe, aufgeführt würde. Nichts war leichter als dies zu bewerkstelligen: ich stand gut mit diesem untergeordneteren Orchestervereine, welcher bereits im „alten Schützenhause" vor dem Peterstore eine ziemlich fugierte Konzertouvertüre von mir freiwillig aufgeführt hatte. Wir hatten uns jetzt, um Weihnachten 1832, nach der „Schneiderherberge" am Thomastore übergesiedelt, — ein Umstand, den ich zu beliebiger Verwertung unsren Witzlingen gern überweise. Ich entsinne mich, daß wir dort durch die mangelhafte Beleuchtung sehr in-

kommodiert waren; doch sah man wohl genug, um nach einer Probe, in welcher ein ganzes Konzertprogramm außerdem noch mit bestritten worden war, meine Symphonie wirklich herunter zu spielen, wenn mir selbst dies auch wenig Freude machte, da sie mir gar nicht gut klingen zu wollen schien. Allein, wozu ist der Glaube da? Heinrich Laube, der sich damals mit Aufsehen schriftstellernd in Leipzig aufhielt und sich gar nichts daraus machte, wie etwas klang, hatte mich in Protektion genommen; er lobte meine Symphonie in der „Zeitung für die elegante Welt“ mit großer Wärme, und acht Tage darauf erlebte meine gute Mutter die Versetzung meines Werkes aus der Schneiderherberge in das Gewandhaus, wo es, unter so ziemlich ähnlichen Umständen wie dort, seine Aufführung erlitt. Man war damals gut für mich in Leipzig: etwas Verwunderung und genügendes Wohlwollen entließen mich für weiteres.

Dieses Weitere änderte sich aber sehr. Ich hatte mich auf das Opernfach geworfen, und im Gewandhause hatte die Gemütlichkeit ein Ende erreicht, als nach einigen Jahren Mendelssohn sich dieser Anstalt angenommen hatte. Erstaunt über die Vortrefflichkeit der Leistungen dieses damals noch so jungen Meisters, suchte ich mich, bei einem späteren Aufenthalte in Leipzig (1834 oder 35), diesem zu nähern, und gab bei dieser Gelegenheit einem sonderbar innerlichen Bedürfnisse nach, indem ich ihm das Manuskript meiner Symphonie mit der Bitte überreichte oder eigentlich aufzwang, dasselbe — selbst gar nicht anzusehen, sondern nur bei sich zu behalten. Am Ende dachte ich mir hierbei wohl, er sähe doch vielleicht hinein und sage mir irgend einmal etwas darüber. Dies geschah aber niemals. Im Laufe der Jahre führten mich meine Wege oft wieder mit Mendelssohn zusammen; wir sahen uns, speisten, ja musizierten einmal in Leipzig miteinander; er assistierte einer meiner ersten Aufführungen meines „fliegenden Holländers“ in Berlin und fand, daß, da die Oper doch eigentlich nicht ganz durchgefallen war, ich doch mit dem Erfolge zufrieden sein könnte; auch bei Gelegenheit einer Aufführung des „Tannhäuser“ in Dresden äußerte er, daß ihm ein kanonischer Einsatz im Adagio des zweiten Finales gut gefallen hätte. Nur von meiner Symphonie und ihrem Manuskripte kam nie eine Silbe über seine Lippen, was für mich Grund genug war, nie nach dem Schicksale desselben zu fragen.

Die Zeiten vergingen: mein geheimnisvoller berühmter Gönner war längst gestorben, als es Freunden von mir einfiel, nach jener Symphonie zu fragen; einer von diesen war mit Mendelssohns Sohne bekannt und unternahm bei ihm, als dem Erben des Meisters, eine Nachfrage; andere Nachforschungen blieben, wie diese erste, gänzlich erfolglos: das Manuskript war nicht mehr vorhanden, oder es kam wenigstens nirgends zum Vorschein. Da meldete mir vor einigen Jahren ein älterer Freund aus Dresden, es habe sich dort ein Koffer mit Musikalien vorgefunden, den ich in wilder Zeit herrenlos hinterlassen hatte: in diesen entdeckte man die Orchesterstimmen meiner Symphonie, wie sie einst von einem Prager Kopisten für mich ausgeschrieben worden waren. Nach diesen Stimmen, welche nun wieder in meinen Besitz gelangten, setzte mein junger Freund A. Seidl mir eine neue Partitur zusammen, und ich konnte nun, nach bereits fast einem halben Jahrhundert, durch bequeme Überlesung derselben mich darüber in Nachsinnen versetzen, was es mit dem Verschwinden jenes Manuskriptes wohl für eine Bewandtnis gehabt haben möge. Gewiß eine ganz unschuldige. Denn in dem Bewußtsein, daß seine Wiederauffindung gar keine Bedeutung außer einer freundlichen Familienerfahrung haben könnte, beschloß ich, mein Werk auch nur als Familiengeheimnis noch einmal zum Ertönen bringen zu lassen.

Dies geschah nun hier in höchst freundlicher Weise, vor einigen Tagen in Venedig, und die Erfahrungen, die hierbei zu machen waren, seien Ihnen jetzt noch in Kürze mitgeteilt. Vor allem bezeuge ich, daß die Aufführung von seiten des Orchesters des Lyzeums mich sehr befriedigte, wozu jedenfalls auch eine starke Anzahl von Proben verhalf, welche man mir seinerzeit in Leipzig nicht zur Verfügung stellen konnte. Die guten Anlagen des italienischen Musikers für Ton und Vortrag dürften zu vortrefflichen Bildungen benützt werden können, wenn deutsche Instrumentalmusik im Interesse des italienischen Musikgeschmackes läge. Meine Symphonie schien wirklich zu gefallen. Mich im besonderen belehrte das Befassen mit diesem meinem Jugendwerke. über den charakteristischen Gang in der Ausbildung einer musikalisch produktiven Begabung zum Gewinn wirklicher Selbständigkeit. Von großen Dichtern, wie von Goethe und Schiller, wissen wir, daß sogleich ihre Jugendwerke das ganze Hauptthema

ihres produktiven Lebens mit großer Prägnanz aufzeigten: Werther, Götz, Egmont, Faust, alles ward von Goethe im frühesten Anlaufe ausgeführt oder doch deutlich entworfen. Anders treffen wir es beim Musiker an: wer möchte in ihren Jugendwerken sogleich den rechten Mozart, den wirklichen Beethoven mit der Bestimmtheit erkennen, wie dort er den vollen Goethe, und in seinen Aufsehen erregenden Jugendwerken sofort den wahrhaftigen Schiller erkennt? Wenn wir hier der ungeheuren Diversität der Weltanschauung des Dichters und der Weltempfindung des Musikers nicht wieder auf den Grund gehen wollen, so können wir doch das eine alsbald näher bezeichnen, daß nämlich die Musik eine wahrhaft künstliche Kunst ist, die nach ihrem Formenwesen zu erlernen, und in welcher bewußte Meisterschaft, d. h. Fähigkeit zu deutlichem Ausdruck eigenster Empfindung, erst durch volle Aneignung einer neuen Sprache zu gewinnen ist, während der Dichter, was er wahrhaftig erschaut, sofort deutlich in seiner Muttersprache ausdrücken kann. Wenn der Musikjünger genügende Zeit in vermeintlicher melodischer Produktion gefaselt hat, beängstigt und beschämt es ihn wohl endlich, gewahr zu werden, daß er eben nur seinen Lieblingsvorbildern bisher nachlallte: ihn verlangt es nach Selbständigkeit, und diese gewinnt er sich nur durch erlangte Meisterschaft in der Beherrschung der Form. Nun wird der vorzeitige Melodist Kontrapunktist; jetzt hat er es nicht mehr mit Melodien, sondern mit Themen und ihrer Verarbeitung zu tun; ihm wird es zur Lust, darin auszuschweifen, in Engführungen, Übereinanderstellungen zweier, dreier Themen bis zur Erschöpfung jeder erdenklichen Möglichkeit zu schwelgen. Wie weit ich zu jener Zeit es hierin gebracht, ohne dabei doch die drastisch feste Formenfassung meiner großen symphonischen Vorbilder, Mozarts und besonders Beethovens, aus den Augen und dem Bewußtsein zu verlieren, dies erstaunte eben den trefflichen Hofrat Rochlitz, als er den neunzehnjährigen Jüngling als den Verfasser jener Symphonie vor sich gewahrte.

Daß ich nun aber das Symphonieschreiben aufgab, hatte wohl seinen ernstlichen Grund, über welchen ich mich nach der neuerlichen Wiederauffindung dieser Arbeit aufzuklären Gelegenheit nahm. Meiner Frau, welcher die vorbereitete Aufführung derselben als Überraschung gelten sollte, glaubte ich im

voraus jede Hoffnung benehmen zu müssen, in meiner Symphonie einem Zuge von Sentimentalität begegnen zu können; wenn etwas darin von Richard Wagner zu erkennen sein würde, so durfte dies höchstens die grenzenlose Zuversicht sein, mit der dieser schon damals sich um nichts kümmerte, und von der bald nachher aufkommenden, den Deutschen so unwiderstehlich gewordenen Duckmäuserei sich unberührt erhielt. Diese Zuversicht beruhte damals, außer auf meiner kontrapunktischen Sicherheit, welche mir später der Hofmusiker Strauß in München dennoch wieder bestritt, auf einem großen Vorteile, den ich vor Beethoven hatte: als ich mich nämlich etwa auf den Standpunkt von dessen zweiter Symphonie stellte, kannte ich doch schon die Eroica, die C moll- und die A dur-Symphonie, die um die Zeit der Abfassung jener zweiten dem Meister noch unbekannt waren, oder doch höchstens nur in großer Undeutlichkeit erst vorschweben konnten. Wie sehr dieser glückliche Umstand meiner Symphonie zustatten kam, entging weder mir, noch meinem teuren Franz Liszt, der in der Eigenschaft meines Schwiegervaters mit der Familie der Aufführung im Liceo beiwohnen durfte. Trotz



Hauptthemen wie [Notenbeispiel] mit denen sich gut kontrapunktieren, aber wenig sagen läßt, wurde meine Arbeit als „Jugendwerk", dem ich leider das Epitheton „altmodisch" geben zu müssen glaubte, gelten gelassen, dem somit bezeichneten „altmodischen Jugendwerke" stellte ein heimlicher Antisemit meiner Bekanntschaft das „neumodische Judenwerk" entgegen; worüber es glücklicherweise zu keinen weiteren Kontroversen kam. Damit Sie aber einen Begriff davon erhalten, wieweit ich es vor fünfzig Jahren doch bereits auch im Elegischen gebracht hatte, gebe ich Ihnen hiermit das Thema — nein! wollen wir sagen — die Melodie des zweiten Satzes (Andante) zum besten welche, obwohl sie ohne das Andante der C moll- und das Allegretto der A dur-Symphonie wohl nicht das Licht der Welt erblickt hätte, mir seinerzeit so sehr gefiel, daß ich sie in einem zu Magdeburg veranstalteten Neujahrsfestspiel als melodramatische Begleitung des trauernd auftretenden und Abschied nehmenden alten Jahres wieder benützte. Mit der Bedeutung dieser Verwendung bezeichne es diesmal meinen Abschied auch von Ihnen.



Venedig, Sylvester 1882. Richard Wagner.

Brief an H. v. Stein.

Lieber Herr von Stein!

Da ich Sie aufforderte, mit den vor zwei Jahren von Ihnen begonnenen Darstellungen ausdrucksvoller geschichtlicher Vorgänge in dramatischer Form fortzufahren, nahm ich mir zugleich vor, eine kleine und größere Sammlung solcher Szenen, sobald Sie sie veröffentlichen wollten, unsren Freunden mit der Kundgebung der Bedeutung, die ich ähnlichen Arbeiten beilege, anzuempfehlen. Zum Erscheinen im Drucke fast überreif, wartet Ihr Werkchen nur auf die Ausführung meines Vorsatzes, um dem Leser vorgelegt zu werden. Während ich nun durch Abhaltungen aller Art verhindert war, teilten Sie sich mir selbst in einem für mich so erfreulichen Schreiben über den Charakter mit, welchen Sie dieser Sammlung zuerkannt zu wissen wünschten, und das von Ihnen hierbei Berührte und Gesagte dünkt mich so wertvoll zur Verwendung für das wiederum von mir darüber zu sagende, daß ich nicht besser tun zu können glaube, als jenes Ihr Schreiben dem meinigen voranstellend, den uns interessierenden Gegenstand in dieser Form eines Briefwechsels* vor unseren Freunden zu erörtern.

---

* In dieser Form als Einführung des Buches „Helden und Welt. Dramatische Bilder von Heinrich von Stein" abgedruckt.

Anm. d. Herausg.

Sie drückten sich darüber aus, daß Sie, in so nahe Berührung mit mir geraten, einem Verlangen nach Beteiligung an künstlerischen Gestalten nachgaben, als Sie jene dramatischen Szenen entwarfen. Eine Aufmunterung zur Verwendung gerade dieser Form der künstlerischen Darstellung gewannen Sie durch die geistvollen Arbeiten A. Rémusats, namentlich dessen „Abälard", sodann wohl besonders durch die geniale Behandlung der charakteristischen Hauptmomente der Renaissance durch unsren Gobineau. Gewiß konnten Sie keinen glücklicheren Vorschritt tun, als diesen vom philosophierenden Nachdenker zum dramatisierenden Klarseher. Sehen, sehen, wirklich *sehen*, — das ist es, woran allen es gebricht. „Habt Ihr Augen? Habt Ihr Augen?" — möchte man immer dieser ewig nur schwatzenden und horchenden Welt zurufen, in welcher das Gaffen das Sehen vertritt. Wer je wirklich sah, weiß, woran er mit ihr ist.

Mehr als alle Philosophie, Geschichts- und Rassenkunde belehrte mich eine Stunde wahrhaftigen Sehens. Es war dies am Schließungstage der Pariser Weltausstellung des Jahres 1867. Den Schulen war an diesem Tage der freie Besuch derselben gestattet worden. Am Ausgange des Gebäudes durch den Einzug der tausende von männlichen und weiblichen Zöglingen der Pariser Schulen festgehalten, verblieb ich eine Stunde lang in der Musterung jast jedes einzelnen dieses, eine ganze Zukunft darstellenden Jugendheeres verloren. Mir wurde das Erlebnis dieser Stunde zu einem ungeheuren Ereignis, so daß ich vor tiefster Ergriffenheit endlich in Tränen und Schluchzen ausbrach: dies wurde von einer geistlichen Lehrschwester beachtet, welche einen der Mädchenzüge mit höchster Sorgsamkeit anleitete und am Portale des Einganges wie verstohlen nur aufzublicken sich erlaubte; zu flüchtig nur traf mich ihr Blick, um, selbst wohl im günstigsten Fall, von meinem Zustande ihr ein Verständnis zu erwecken; doch hatte ich mich soeben bereits gut genug im Sehen geübt, um in diesem Blicke eine unaussprechlich schöne Sorge als die Seele ihres Lebens zu lesen. Diese Erscheinung erfaßte mich um so eindringender, als ich nirgends sonst in den unabsehbaren Reihen der Gefährten und Führer auf eine gleiche, ja nur ähnliche getroffen war. Im Gegenteile hatte mich hier alles mit Grauen und Jammer erfüllt: ich ersah alle Laster der Weltstadtsbevölkerung im voraus gebildet, neben Schwäche und

Krankhaftigkeit, Rohheit und boshaftes Begehren, Stumpfheit und Herabgedrücktheit natürlicher Lebhaftigkeit, Scheu und Angst neben Frechheit und Tücke. Dies alles angeführt von Lehrern allermeist geistlichen Standes in der häßlich eleganten Tracht des neumodischen Priestertums; sie selbst willenlos, streng und hart, aber mehr gehorchend als herrschend. Ohne Seele alles — außer jener einen armen Schwester.

Ein langes tiefes Schweigen erholte mich von dem Eindrucke jenes ungeheueren Sehens. Sehen und Schweigen: dies wären endlich die Elemente einer würdigen Errettung aus dieser Welt. Nur wer aus solchem Schweigen seine Stimme erhebt, darf endlich auch gehört werden. Sie, mein noch so junger Freund, haben, wenigstens vor mir, diesen Anspruch sich erworben, und was ich damit meine, möchte ich hier deutlicher bezeichnen. —

Über die Dinge dieser Welt zu reden, scheint sehr leicht zu sein, da alle Welt eben darüber redet: sie aber so darzustellen, daß sie selbst reden, ist nur Seltenen verliehen. Zu der Welt reden kann man nur, wenn man sie gar nicht sieht. Wer vermöchte z. B. zu einer Reichstagsversammlung zu reden, sobald er sie ganau sähe? Der Parlamentsredner wendet sich an ein Abstraktum, am Parteien, an Meinungen, die sich selbst wieder für „Anschauungen" halten; denn mit Anschauungen verwechseln sich die dort sitzenden Personen selbst, welchen deshalb bei Beleidigungen vor Gericht so schwer beizukommen ist, weil sie behaupten, sie meinten nie eine Person, sondern nur eine Anschauung. Ich glaube, wer einmal solch eine Versammlung mit wirklich sehendem Auge Mann für Mann so musterte, wie es mir mit jenem Pariser Schulheere beschieden war, würde nie in seinem Leben ein Wort mehr zu ihr reden. Wie sollte er in Wahrheit noch zu Leuten sprechen können, bei denen alles Schatten ist, Anschauung ohne Ersichtlichkeit? Haltet ihnen die Bildnisse Gustav Adolfs und Wallensteins nebeneinander vor, und fragt sie, wer von diesen beiden der freie Held und wer der hinterlistige Ränkeschmied war, so zeigen sie auf Wallenstein als Helden und auf Gustav Adolf als Intriganten, weil dies eben ihre „Anschauung" ist. —

Diese n chtigsten und uninteressantesten Wesen, wie anders erscheinen sie uns aber plötzlich, wenn ein Shakespeare sie wieder

zu uns sprechen läßt: jetzt lauschen wir dem albernsten ihrer Worte, denen der große Dichter einst im Leben sein erhabenes Schweigen entgegengesetzt hatte. Hier ward dieses zur Offenbarung, und die Welt, aus der wir jetzt entrückt sind, zu der wir kein Wort zu reden haben, sie dünkt uns im Lächeln des Dichters erlöst.

Und dies ist eben das Drama, welches keine Dichtungsart ist, sondern das aus unsrem schweigenden Innern zurückgeworfene Spiegelbild der Welt. Schreiben jene Herren von der „Anschauung" zu hunderten Theaterstücke, in denen sich wieder ihre Anschauungen spiegeln, so hat uns dies nicht irre zu machen, wenn wir für jetzt das Drama auf unsre Weise versuchen, indem wir zunächst uns des Vorteils bemächtigen, nicht mehr über Menschen und Dinge zu reden, sondern diese selbst sprechen zu lassen. Daß Ihnen, lieber Freund, bei diesem Unternehmen sofort die ersten Versuche gelangen, ward mir alsbald daraus erklärlich, daß Ihnen das sehende Schweigen zu eigen geworden war; denn nur aus diesem Schweigen keimt die Kraft der Darstellung des Gesehenen. Sie hatten die Geschichte und ihre Vorgänge gesehen und konnten sie nun sprechen lassen, weil sie nicht eigentlich die Geschichte, noch selbst die Vorgänge, die uns ein ewiges Dunkel bleiben werden, sondern die Personen, die in ihrem Handeln und Leiden ersehenen Personen, sprechen ließen. Jene Geschichte, in welcher es nicht ein Jahrhundert, nicht ein Jahrzehnt gibt, das nicht fast einzig von der Schmach des menschlichen Geschlechtes erfüllt ist, überlassen wir, zur Stärkung ihres steten Fortschrittsglaubens, den Anschauungen unsrer Professoren; wir haben es mit den Menschen zu tun, mit welchen, je hervorragender sie waren, die Geschichte zu keiner Zeit etwas anzufangen wußte: ihre Überschreitungen des gemeinen Willensmaßes, zu denen eine leidensschwere Notwendigkeit sie drängt, sind es, was uns einzig angeht und die Welt mit ihrer Geschichte uns soweit übersehen läßt, daß wir sie vergessen, — die einzig mögliche Versöhnung des Sehenden mit ihr.

Und hierdurch haben Ihre Szenen, die man ihrer Ankündigung nach für bloße Abhandlungen in dialogischer Form halten möchte, das wahre dramatische Leben gewonnen, welches uns sofort mit der Freude des Sehens fesselt. Sie behandeln keine Abstrakta: mit allem, was sie umgibt, treten Ihre Gestal-

ten lebendig, durchaus individuell und unverwechselbar auf uns zu, — hier Katharina von Siena, dort Luther — leibhaftig und vertraut alle wie diese.

Doch bleibt es unverkennbar, daß die Lust am Dramatisieren Sie nur bestimmte, weil Ihnen Ungeheures am Herzen lag. Das, worüber wir endlich immer weniger gern mehr sprechen und reden, soll aus sich und für sich selbst reden. Es ist wahr, wir haben Anschauungen, und zwar eigentliche, wirkliche, während jene Reichsprofessoren sich der Anschauungen nur aus Sprachverwirrung bedienen, da sie merken, daß sie selbst nicht einmal von Ansichten bei sich reden könnten, sondern höchstens von Meinungen, unter der Anleitung der verschiedenen öffentlichen Meinungen. Unsre Anschauungen von der Welt sind uns aber zu großen, unabweisbar innerlichen Angelegenheiten geworden. Wir fragen uns über das Schicksal dieser so erkannten Welt, und da wir in ihr leiden und leiden sehen, so fragen wir uns nach Heilung oder wenigstens Veredlung der Leiden. Sind wir mit allem Bestehenden zum Untergange bestimmt, so wollen wir auch in diesem einen Zweck erkennen, und setzen ihn in einen würdigen, schönen Untergang.

Die Bestimmung, die wir hiermit unsrem Leben geben, haben Sie mit so vollendeter Deutlichkeit, Einfachheit und überzeugender Beredtsamkeit durch eine Antwort Ihres Solons auf eine Frage des Krösos* bezeichnet, daß ich jene Worte als das Grundthema für unsre weiteren Verständigungen festgehalten wünschte, und Sie deshalb auch bestimmte, im Buchdruck sie für das Auge hervortreten zu lassen. Einzig von dem Ausspruche Ihres Weisen aus die Welt betrachtet, muß diese uns wert dünken, die schwersten Mühen unsres Lebens ihr zuzuwenden, da einzig in diesen Mühen wir sie begriffen sehen dürfen. Hat den Plan Ihrer folgenden dramatischen Ausführungen auch wohl nicht eigentlich die Absicht einer Ausarbeitung der weiteren, durch jenes Grundthema bestimmten Gedanken Ihnen eingegeben, so war es doch natürlich, daß jede ihrer Eingebungen in einer Beziehung dazu stehen mußte. Sie gelangen hierbei in der Folge der Übersicht der Sie anziehenden Erscheinungen zu einem letzten Bilde: „Heimatlos“, mit welchem Sie für jetzt, schwerer Gedan-

* S. 9 des angeführten Buches. Anm. d. Herausg.

ken voll, die Reihe beschließen. Wie hier ein Erlebnis vorliegt, sehen wir uns dadurch auch unmittelbar wieder auf das Leben hingewiesen. Hier stehen wir wieder vor dem Abgrunde, von dem wir uns nicht mit verzagtem Grausen abwenden dürfen, wenn wir unsre wahrhaftige Durchdrungenheit von jenem Grundgedanken bezeugen wollen. Nun scheint es der Taten mehr als je zu bedürfen; und doch haben gerade auch Sie uns soeben wahrhaftig gezeigt, daß auf allem Tun der Edelsten ein Fluch lastet, der dem dunklen Bewußtsein der Welt von ihrer Unrettbarkeit sich zu entladen scheint. Will uns nun der Mut sinken, so gedenken wir Ihres Solons. Können wir die Welt nicht aus ihrem Fluche erlösen, so können doch tätige Beispiele der ernsthaftesten Erkenntnis der Möglichkeit der Rettung gegeben werden. Wir haben die Wege zu erforschen, auf welchen uns die Natur selbst mit zart pflegendem und erhaltendem Sinne vorgearbeitet haben dürfte. Diese suchte Goethe auf, und ward uns dadurch ein so beruhigendes und ermutigendes Vorbild. Daß seinem greisen „Faust" zur Herrichtung eines Asyles für freie menschliche Tätigkeit der Teufel selbst helfen mußte, läßt uns zwar diese seine Gründung noch nicht als die dauerhafte Freistätte des Reinen erkennen: aber dem Teufel selbst war damit die Seele des Verschuldeten entwunden, denn ein Engel des Himmels liebte den Rastlosen. Wie ernst der Dichter den im Schaffen der Natur aufgefundenen erhaltenden Bildungstrieb auch in diesen Instinkten der menschlichen Gesellschaft aufzusuchen sich angelegen sein ließ, haben Sie, mein Freund, in den Zusammenstellungen seiner „Wanderjahre" so vorsichtig als ersichtlich nachgewiesen: unverkennbar nahm ihn der Gedanke der Möglichkeit einer gesellschaftlichen Neubegründung auf einem neuen Erdboden lebhaft ein. Mit klarem Sinne erkannte er, daß von einer bloßen Auswanderung wenig zu erwarten sei, wenn im Mutterschoße der alten Heimat selbst eine geistig sittliche Neugeburt nicht vorangegangen wäre, und für diese eben suchte er uns sinnige Vorbilder von ergreifendem Ausdruck darzustellen.

In welchem Verhältnisse Kolonien zu ihrem Mutterlande ganz naturgemäß verbleiben, hat uns Carlyle deutlich nachgewiesen: wie die Äste des Baumes, welche, von ihm losgelöst und neu verpflanzt, immer nur das Leben dieses Baumes in

sich tragen, mit ihm altern und sterben, so bleiben die fernsten Verpflanzungen der Zweige eines Volkes dem Leben desselben unmittelbar zugehörig, sie können durch scheinbare Jugendlichkeit täuschen, und doch leben sie nur noch von derselben Wurzel, aus welcher der Stamm wuchs, alterte, verdorrt und stirbt. Die Geschichte lehrt uns, daß nur neue Völkerstämme selbst auf dem Boden alternder und dahinsiechender neues Leben erwachen ließen, durch die Vermischung mit diesen aber einem gleichen Siechtume verfielen. Sollte jetzt noch den deutschen Stämmen durch Zurückgehen auf ihre Wurzeln eine Fähigkeit zugesprochen werden, die der gänzlich semitisierten sogenannten lateinischen Welt verloren gegangen ist, so könnte eine solche Möglichkeit etwa daraus geschöpft werden, daß diese Stämme, durch ihr Eintreten und Einleben in jene Welt, an ihrer natürlichen Entwicklung eben erst noch verhindert worden seien, und nun, durch schwere Leiden ihrer Geschichte zur Erkenntnis ihrer nahen völligen Entartung angeleitet, zur Rettung ihres Kernes durch Verpflanzung auf einen neuen, jungfräulichen Boden hingetrieben würden. Diesen Kern zu erkennen, ihn endlich noch lebensvoll und zeugungskräftig in uns nachzuweisen, möchte denn jetzt unsre wichtigste Aufgabe sein: gelänge es uns, durch solche Nachweisung ermutigt, der Natur selbst, die uns für jede Gestaltung des Individuums wie der Gattung die einzig richtige Anleitung in sichtbarem Vorbilde darbietet, mit verständnisvoll ordnendem Sinn nahe zu treten, so dürften wir uns wohl berechtigt dünken, dem Zwecke dieses so rätselvollen Daseins der Welt vertrauenvoller nachzufragen.

Eine schwierige Aufgabe, die wir uns hiermit stellen würden; jede Voreiligkeit müßte dem Versuche ihrer Lösung große Gefahr bringen: je schärfer wir die Linien des Bildes der Zukunft zu ziehen uns veranlaßt sehen, desto unsicherer würden sie den natürlichen Verlauf der Dinge bezeichnen. Vor allem würde unsre im Dienste des modernen Staates gewonnene Weisheit gänzlich zu schweigen haben, da Staat und Kirche uns nur als abschreckend warnende Beispiele belehren könnten. Nicht fern genug von der erzielten Vollendung könnten wir beginnen, um das Reinmenschliche mit dem ewig Natürlichen in harmonischer Übereinstimmung zu erhalten. Schreiten wir auf solch maßvollem Wege besonnen vor, so dürfen wir uns dann

auch in der Fortsetzung des Lebenswerkes unsres großen Dichters begriffen erkennen, und von seinem segenvollen Zuwinke geleitet uns des „rechten Weges" bewußt fühlen.

Nicht brauche ich Sie, mein Freund, zur Teilnahme an solcher Arbeit erst aufzufordern: im besten Sinne sind Sie darin bereits begriffen.

Venedig, 31. Januar 1883.

Richard Wagner.

Parsifal.

Ein Bühnenweihfestspiel.

Personen der Handlung.

Amfortas.
Titurel.
Gurnemanz.
Parsifal.
Klingsor.
Kundry.

Gralsritter und Knappen. — Klingsors Zaubermädchen.

Ort der Handlung: auf dem Gebiete und in der Burg der Gralshüter „Monsalvat“; Gegend im Charakter der nördlichen Gebirge des gotischen Spaniens. Sodann: Klingsors Zauberschloß, am Südabhange derselben Gebirge, dem arabischen Spanien zugewandt anzunehmen. — Die Tracht der Gralsritter und Knappen ähnlich der des Templerordens: weiße Waffenröcke und Mäntel; statt des roten Kreuzes jedoch eine schwebende Taube auf Wappen und Mäntel gestickt.

Erster Aufzug.

Wald, schattig und ernst, doch nicht düster.

Felsiger Boden. Eine Lichtung in der Mitte. Links aufsteigend wird der Weg zur Gralsburg angenommen. Der Mitte des Hintergrundes zu senkt sich der Boden zu einem tiefer gelegenen Waldsee hinab. — Tagesanbruch. — Gurnemanz (rüstig greisenhaft) und zwei Knappen (von zartem Jünglingsalter) sind schlafend unter einem Baume gelagert. — Von der linken Seite, wie von der Gralsburg her, ertönt der feierliche Morgenweckruf der Posaunen.

Gurnemanz
(erwachend und die Knappen rüttelnd).

He! Ho! Waldhüter ihr!

Schlafhüter mitsammen!
So wacht doch mindest am Morgen!

(Die beiden Knappen springen auf, und senken sich, beschämt, sogleich wieder auf die Knie.)

Hört ihr den Ruf? Nun danket Gott,
daß ihr berufen ihn zu hören!

(Er senkt sich zu ihnen ebenfalls nieder; gemeinschaftlich verrichten sie stumm ihr Morgengebet; sobald die Posaunen schweigen, erheben sie sich dann.)

Jetzt auf, ihr Knaben; seht nach dem Bad;
Zeit ist's, des Königs dort zu harren:
dem Siechbett, das ihn trägt, voraus
seh' ich die Boten schon uns nah'n.

(Zwei Ritter treten, von der Burg her, auf.)

Heil euch! Wie geht's Amfortas heut?
Wohl früh verlangt er nach dem Bade:
das Heilkraut, das Gawan
mit List und Kühnheit ihm gewann,
ich wähne, daß es Lind'rung schuf?

Der erste Ritter.

Das wähn'st du, der doch alles weiß?
Ihm kehrten sehrender nur
die Schmerzen bald zurück:
schlaflos von starkem Bresten
befahl er eifrig uns das Bad.

Gurnemanz
(das Haupt traurig senkend).

Toren wir, auf Lind'rung da zu hoffen,
wo einzig Heilung lindert!
Nach allen Kräutern, allen Tränken forscht
und jagt weit durch die Welt;
ihm hilft nur eines —
nur der Eine.

Erster Ritter.

So nenn' uns den!

Gurnemanz
(ausweichend).

Sorgt für das Bad!

Der erste Knappe
(als er sich mit dem zweiten Knappen dem Hintergrunde zuwendet, nach rechts blickend).

Seht dort die wilde Reiterin!

Zweiter Knappe.

Hei!
Wie fliegen der Teufelsmähre die Mähnen!

Erster Ritter.

Ja! Kundry dort.

Zweiter Ritter.

Die bringt wohl wicht'ge Kunde?

Erster Knappe.

Die Mähre taumelt.

Zweiter Knappe.

Flog sie durch die Luft?

Erster Knappe.

Jetzt kriecht sie am Boden.

Zweiter Knappe.

Mit den Mähnen fegt sie das Moos.

Erster Ritter.

Da schwang sich die Wilde herab.

Kundry stürzt hastig, fast taumelnd herein. Wilde Kleidung, hoch geschürzt; Gürtel von Schlangenhäuten lang herabhängend: schwarzes, in losen Zöpfen flatterndes Haar; tief braun-rötliche Gesichtsfarbe; stechende schwarze Augen, zuweilen wild aufblitzend, öfters wie todesstarr und unbeweglich. — Sie eilt auf Gurnemanz zu und bringt ihm ein kleines Krystallgefäß auf.

Kundry.

Hier nimm du! — Balsam!

Gurnemanz.

Woher brachtest du dies?

Kundry.

Von weiter her, als du denken kannst:
Hilft der Balsam nicht,
Arabien birgt

nichts mehr dann zu seinem Heil. —
Frag' nicht weiter! — Ich bin müde.

(Sie wirft sich auf den Boden.)

Ein Zug von Knappen und Rittern, die Sänfte tragend und geleitend, in welcher Amfortas ausgestreckt liegt, gelangt, von links her, auf die Bühne.— Gurnemanz hat sich, von Kundry ab, sogleich den Ankommenden zugewendet.

Gurnemanz

(während der Zug auf die Bühne gelangt).

Er naht: sie bringen ihn getragen. —
O weh! Wie trag' ich's im Gemüte,
in seiner Mannheit stolzer Blüte
des siegreichsten Geschlechtes Herrn
als seines Siechtums Knecht zu seh'n!

(Zu den Knappen.)

Behutsam! Hört, der König stöhnt.

(Jene halten ein und setzen das Siechbett nieder.)

Amfortas

(der sich ein wenig erhoben).

So recht! — Habt Dank! Ein wenig Rast. —
Nach wilder Schmerzensnacht
nun Waldes-Morgenpracht;
im heil'gen See
wohl labt mich auch die Welle;
es staunt das Weh',
die Schmerzensnacht wird helle. —
Gawan!

Erster Ritter.

Herr, Gawan weilte nicht.
Da seines Heilkrautes Kraft,
wie schwer er's auch errungen,
doch deine Hoffnung trog,
hat er auf neue Sucht sich fortgeschwungen.

Amfortas.

Ohn' Urlaub? — Möge das er sühnen,
daß schlecht er Gralsgebote hält!
O wehe ihm, dem trotzig Kühnen,
wenn er in Klingsors Schlingen fällt!

So breche keiner mir den Frieden:
ich harre dess', der mir beschieden.
„Durch Mitleid wissend" —
war's nicht so?

Gurnemanz.
Uns sagtest du es so.

Amfortas.
„der reine Tor" — —:
mich dünkt, ihn zu erkennen: —
dürft' ich den Tod ihn nennen!

Gurnemanz.
Doch hier zuvor: versuch' es noch mit diesem!
(Er reicht ihm das Fläschchen.)

Amfortas
(es betrachtend).
Woher dies heimliche Gefäß?

Gurnemanz.
Dir ward es aus Arabia hergeführt.

Amfortas.
Und wer gewann es?

Gurnemanz.
Da liegt's, das wilde Weib. —
Auf, Kundry! komm!
(Sie weigert sich.)

Amfortas.
Du, Kundry?
Muß ich dir nochmals danken,
du rastlos scheue Magd? —
Wohl denn!
Den Balsam nun versuch' ich noch;
es sei aus Dank für deine Treu'!

Kundry
(unruhig am Boden liegend).
Nicht Dank! — Ha ha! Was wird es helfen?
Nicht Dank! — Fort, fort! Zum Bad!

Amfortas gibt das Zeichen zum Aufbruch; der Zug entfernt sich nach dem tieferen Hintergrunde zu. — Gurnemanz, schwermütig nachblickend, und Kundry fortwährend auf dem Boden gelagert, sind zurückgeblieben. — Knappen gehen ab und zu.

Dritter Knappe
(junger Mann).

He! Du da! —
Was liegst du dort wie ein wildes Tier?

Kundry.

Sind die Tiere hier nicht heilig?

Dritter Knappe.

Ja! doch ob heilig du,
das wissen wir grad' noch nicht.

Vierter Knappe
(ebenfalls junger Mann).

Mit ihrem Zaubersafte, wähn' ich,
wird sie den Meister vollends verderben.

Gurnemanz.

Hm! — Schuf sie euch Schaden je? —
Wann alles ratlos steht,
wie kämpfenden Brüdern in fernste Länder
Kunde sei zu entsenden,
und kaum ihr nur wißt, wohin? —
Wer, ehe ihr euch nur besinnt,
stürmt und fliegt da hin und zurück,
der Botschaft pflegend mit Treu' und Glück?
Ihr nährt sie nicht, sie naht euch nie,
nichts hat sie mit euch gemein!
Doch wann's in Gefahr der Hilfe gilt,
der Eifer führt sie schier durch die Luft,
die nie euch dann zum Danke ruft.
Ich wähne, ist dies Schaden,
so tät er euch gut geraten.

Dritter Knappe.

Doch haßt sie uns. —
Sieh' nur, wie hämisch sie dort nach uns blickt!

Vierter Knappe.

Eine Heidin ist's, ein Zauberweib.

Gurnemanz.

Ja, eine Verwünschte mag sie sein:
hier lebt sie heut', —
vielleicht erneu't,
zu büßen Schuld aus früher'm Leben,
die dorten ihr noch nicht vergeben.
Übt sie nun Buß' in solchen Taten,
die uns Ritterschaft zum Heil geraten,
gut tut sie dann ganz sicherlich,
dienet uns, und hilft auch sich.

Dritter Knappe.

Dann ist's wohl auch jen' ihre Schuld,
was uns so manche Not gebracht?

Gurnemanz.

Ja, wann sie oft uns lange ferne blieb,
dann brach ein Unglück wohl herein.
Und lang' schon kenn' ich sie;
noch länger kennt sie Titurel:
der fand, als er die Burg dort weih'te,
sie schlafend hier im Waldgestrüpp',
erstarrt, leblos, wie tot.
So fand ich selbst sie letzlich wieder,
als uns das Unheil kaum gescheh'n,
das jener Böse dort über'm Berge
so schmählich über uns gebracht. —
(Zu Kundry.)
He! Du! — Hör' mich und sag':
wo schweiftest damals du umher,
als unser Herr den Speer verlor? —
(Kundry schweigt.)
Warum halfst du uns damals nicht?

Kundry.

Ich helfe nie.

Vierter Knappe.

Sie sagt's da selbst.

Dritter Knappe.

Ist sie so treu und kühn in Wehr,
so sende sie nach dem verlor'nen Speer!

Gurnemanz
(düster).

Das ist ein andres: —
jedem ist's verwehrt. —
(Mit großer Ergriffenheit.)
Oh, wunden-wundervoller
heiliger Speer!
Dich sah ich schwingen
von unheiligster Hand! —
(In Erinnerung sich verlierend.)
Mit ihm bewehrt, Amfortas, allzukühner,
wer mochte dir es wehren
den Zaub'rer zu beheeren? — —
Schon nah' dem Schloß, wird uns der Held entrückt:
ein furchtbar schönes Weib hat ihn entzückt:
in seinen Armen liegt er trunken,
der Speer ist ihm entsunken;
ein Todesschrei! — ich stürm' herbei: —
von dannen Klingsor lachend schwand,
den heil'gen Speer hat er entwandt.
Des Königs Flucht gab kämpfend ich Geleite:
doch eine Wunde brannt' ihm in der Seite:
die Wunde ist's, die nie sich schließen will.

Dritter Knappe.

So kanntest du Klingsor?

Gurnemanz
(zu dem ersten und zweiten Knappen, welche vom See her kommen).

Wie geht's dem König?

Zweiter Knappe.

Ihn frischt das Bad.

Erster Knappe.

Dem Balsam wich der Schmerz.

Gurnemanz
(nach einem Schweigen).

Die Wunde ist's, die nie sich schließen will! —

Dritter Knappe.

Doch, Väterchen, sag' und lehr' uns fein:
du kanntest Klingsor, wie mag das sein?

Der dritte und der vierte Knappe hatten sich zuletzt schon zu Gurnemanz' Füßen niedergesetzt; die beiden anderen gesellen sich jetzt gleicher Weise zu ihnen.

Gurnemanz.

Titurel, der fromme Held,
der kannt' ihn wohl.
Denn ihm, da wilder Feinde List und Macht
des reinen Glaubens Reich bedrohten,
ihm neigten sich in heilig ernster Nacht
dereinst des Heilands sel'ge Boten:
daraus er trank beim letzten Liebesmahle,
das Weihgefäß, die heilig edle Schale,
darein am Kreuz sein göttlich Blut auch floß,
zugleich den Lanzenspeer, der dies vergoß, —
der Zeugengüter höchstes Wundergut, —
das gaben sie in unsres Königs Hut.
Dem Heiltum baute er das Heiligtum.
Die seinem Dienst ihr zugesindet
auf Pfaden, die kein Sünder findet,
ihr wißt, daß nur dem Reinen
vergönnt ist sich zu einen
den Brüdern, die zu höchsten Rettungswerken
des Grales heil'ge Wunderkräfte stärken:
d'rum blieb es dem, nach dem ihr fragt, verwehrt,
Klingsor'n, so hart ihn Müh' auch drob beschwert.
Jenseits im Tale war er eingesiedelt;
darüber hin liegt üpp'ges Heidenland:
unkund blieb mir, was dorten er gesündigt;
doch büßen wollt' er nun, ja heilig werden.
Ohnmächtig, in sich selbst die Sünde zu ertöten,
an sich legt er die Frevlerhand,
die nun, dem Grale zugewandt,
verachtungsvoll deß' Hüter von sich stieß;
darob die Wut nun Klingsor'n unterwies,

wie seines schmählichen Opfers Tat
ihm gebe zu bösem Zauber Rat;
den fand er jetzt: —
die Wüste schuf er sich zum Wonnegarten,
d'rinn wachsen teuflisch holde Frauen;
dort will des Grales Ritter er erwarten
zu böser Lust und Höllengrauen:
wen er verlockt, hat er erworben;
schon viele hat er uns verdorben. —
Da Titurel, in hohen Alters Mühen,
dem Sohne nun die Herrschaft hier verliehen,
Amfortas ließ es da nicht ruh'n
der Zauberplag' Einhalt zu tun;
das wißt ihr, wie es da sich fand:
der Speer ist nun in Klingsors Hand;
kann er selbst Heilige mit dem verwunden,
den Gral auch wähnt er fest schon uns entwunden.
(Kundry hat sich, in wütender Unruhe, oft heftig umgewendet.)

Vierter Knappe.

Vor allem nun: der Speer kehr' uns zurück!

Dritter Knappe.

Ha! wer ihn brächt', ihm wär's zu Ruhm und Glück!

Gurnemanz
(nach einem Schweigen).

Vor dem verwaisten Heiligtum
in brünst'gem Beten lag Amfortas,
ein Rettungszeichen heiß erflehend;
ein sel'ger Schimmer da entfloß dem Grae;
ein heilig' Traumgesicht
nun deutlich zu ihm spricht
durch hell erschauter Wortezeichen Male: —
„durch Mitleid wissend,
der reine Tor,
harre sein',
den ich erkor."
(Die vier Knappen wiederholen, in großer Ergriffenheit, den Spruch.)

Vom See her hört man Geschrei und das Rufen der

Ritter und Knappen.

Weh'! Wehe! — Hoho!
Auf! — Wer ist der Frevler?

Gurnemanz und die vier Knappen fahren auf und wenden sich erschrocken um. — Ein wilder Schwan flattert matten Fluges vom See daher; er ist verwundet, erhält sich mühsam und sinkt endlich sterbend zu Boden. — Während dem:

Gurnemanz.

Was gibt's?

Erster Knappe.

Dort!

Zweiter Knappe.

Hier! Ein Schwan.

Dritter Knappe.

Ein wilder Schwan!

Vierter Knappe.

Er ist verwundet.

Andre Knappen
(vom See herstürmend).

Ha! Wehe! Weh'!

Gurnemanz.

Wer schoß den Schwan?

Der zweite Ritter
(hervorkommend).

Der König grüßt' ihn als gutes Zeichen,
als über dem See dort kreis'te der Schwan:
da flog der Pfeil —

Neue Knappen
(Parsifal vorführend).

Der war's! Der schoß! Dies der Bogen! —
Hier der Pfeil, den seinen gleich.

Gurnemanz
(zu Parsifal).

Bist du's, der diesen Schwan erlegte?

Parsifal.

Gewiß! Im Fluge treff' ich, was fliegt.

Gurnemanz.

Du tatest das? Und bangt' es dich nicht vor der Tat?

Die Knappen.

Strafe den Frevler!

Gurnemanz.

Unerhörtes Werk!
Du konntest morden? Hier im heil'gen Walde,
dess' stiller Frieden dich umfing?
Des Haines Tiere nahten dir nicht zahm,
grüßten dich freundlich und fromm?
Aus den Zweigen, was sangen die Vöglein dir?
Was tat dir der treue Schwan?
Sein Weibchen zu suchen flog er auf,
mit ihm zu kreisen über dem See,
den so er herrlich weih'te zum heilenden Bad:
dem staunteſt du nicht, dich lockt es nur
zu wild kindischem Bogengeschoß?
Er war uns hold: was ist er nun dir?
Hier — schau' her! — hier traf'st du ihn:
da starrt noch das Blut, matt hängen die Flügel;
das Schneegefieder dunkel befleckt, —
gebrochen das Aug', siehst du den Blick?
Wirst deiner Sündentat du inne? —

(Parsifal hat ihm mit wachsender Ergriffenheit zugehört: jetzt zerbricht er seinen Bogen und schleudert die Pfeile von sich.)

Sag', Knab'! Erkennst du deine große Schuld?

(Parsifal führt die Hand über die Augen.)

Wie konntest du sie begeh'n?

Parsifal.

Ich wußte sie nicht.

Gurnemanz.

Wo bist du her?

Parsifal.

Das weiß ich nicht.

Gurnemanz.

Wer ist dein Vater?

Parsifal.

Das weiß ich nicht.

Gurnemanz.

Wer sandte dich dieses Weg's?

Parsifal.

Ich weiß nicht.

Gurnemanz.

Dein Name dann?

Parsifal.

Ich hatte viele,
doch weiß ich ihrer keinen mehr.

Gurnemanz.

Das weißt du alles nicht?
(Für sich:)
So dumm wie den
erfand ich bisher Kundry nur. —
(Zu den Knappen, deren sich immer mehre versammelt haben.)
Jetzt geht!
Versäumt den König im Bade nicht! — Helft!

Die Knappen haben den Schwan ehrerbietig aufgenommen und entfernen sich mit ihm jetzt nach dem See zu.

Gurnemanz
(sich wieder zu Parsifal wendend).

Nun sag'! Nichts weißt du, was ich dich frage:
jetzt melde, was du weißt!
denn etwas mußt du doch wissen.

Parsifal.

Ich hab' eine Mutter; Herzeleide sie heißt:
im Wald und auf wilder Aue waren wir heim.

Gurnemanz.

Wer gab dir den Bogen?

Parsifal.

Den schuf ich mir selbst,
vom Forst die rauhen Adler zu scheuchen.

Gurnemanz.

Doch adelig scheinst du selbst und hochgeboren;
warum nicht ließ deine Mutter
bessre Waffen dich lehren?
(Parsifal schweigt.)

Kundry

(welche, in der Waldecke gelagert, den Blick scharf auf Parsifal gerichtet hat, ruft mit rauher Stimme hinein):

Den Vaterlosen gebar die Mutter,
als im Kampf erschlagen Gamuret:
vor gleichem frühen Heldentod
den Sohn zu wahren, waffenfremd
in Öden erzog sie ihn zum Toren —
die Törin!

(Sie lacht.)

Parsifal

(der mit jäher Aufmerksamkeit zugehört).

Ja! und einst am Waldessaume vorbei,
auf schönen Tieren sitzend,
kamen glänzende Männer;
ihnen wollt' ich gleichen;
sie lachten und jagten davon.
Nun lief ich nach, doch konnte sie nicht erreichen;
durch Wildnisse kam ich, bergauf, talab;
oft ward es Nacht; dann wieder Tag:
mein Bogen mußte mir frommen
gegen Wild und große Männer.

Kundry

(eifrig).

Ja, Schächer und Riesen traf seine Kraft:
den freislichen Knaben fürchten sie alle.

Parsifal.

Wer fürchtet mich? Sag'!

Kundry.

Die Bösen.

Parsifal.

Die mich bedrohten, waren sie bös'?

(Gurnemanz lacht.)

Wer ist gut?

Gurnemanz

(ernst).

Deine Mutter, der du entlaufen,
und die um dich sich nun härmt und grämt.

Kundry.

Zu End ihr Gram: seine Mutter ist tot.

Parsifal
(in furchtbarem Schrecken).

Tot? — Meine Mutter? — Wer sagt' es?

Kundry.

Ich ritt vorbei, und sah sie sterben:
dich Toren hieß sie mich grüßen.

(Parsifal springt wütend auf Kundry zu und faßt sie bei der Kehle.)

Gurnemanz
(ihn zurückhaltend).

Verrückter Knabe! Wieder Gewalt?
Was tat dir das Weib? Es sagte wahr.
Denn nie lügt Kundry, doch sah sie viel.

(Nachdem Gurnemanz Kundry befreit, steht Parsifal lange wie erstarrt; dann gerät er in ein heftiges Zittern.)

Parsifal.

Ich — verschmachte! —

(Kundry ist hastig an einen Waldquell gesprungen, bringt jetzt Wasser in einem Horne, besprengt damit zunächst Parsifal, und reicht ihm dann zu trinken.)

Gurnemanz.

So recht! So nach des Grales Gnade:
Das Böse bannt, wer's mit Gutem vergilt.

Kundry
(traurig sich abwendend).

Nie tu ich Gutes; — nur Ruhe will ich.

(Während Gurnemanz sich väterlich um Parsifal bemüht, schleppt sich Kundry, von Beiden unbeachtet, einem Waldgebüsche zu.)

Nur Ruhe! Ruhe, ach, der Müden! —
Schlafen! — Oh, daß mich keiner wecke!

(Scheu auffahrend.)

Nein! Nicht schlafen! — Grausen faßt mich!

(Nach einem dumpfen Schrei verfällt sie in heftiges Zittern; dann läßt sie die Arme matt sinken, neigt das Haupt tief, und schwankt matt weiter.)

Machtlose Wehr! Die Zeit ist da.
Schlafen — schlafen —: ich muß.

(Sie sinkt hinter dem Gebüsch zusammen, und bleibt von jetzt an unbemerkt. — Vom See her vernimmt man Bewegung, und gewahrt den im Hintergrund sich heimwärts wendenden Zug der Ritter und Knappen mit der Sänfte.)

Gurnemanz.

Vom Bade kehrt der König heim;
hoch steht die Sonne:
nun laß' mich zum frommen Mahl dich geleiten;
denn, — bist du rein,
wird nun der Gral dich tränken und speisen.

(Er hat Parsifals Arm sich sanft um den Nacken gelegt, und hält dessen Leib mit seinem eigenen Arme umschlungen; so geleitet er ihn bei sehr allmählichem Schreiten.)

Parsifal.

Wer ist der Gral?

Gurnemanz.

Das sagt sich nicht;
doch bist du selbst zu ihm erkoren,
bleibt dir die Kunde unverloren. —
Und sieh'! —
Mich dünkt, daß ich dich recht erkannt:
kein Weg führt zu ihm durch das Land,
und niemand könnte ihn beschreiten,
den er nicht selber möcht' geleiten.

Parsifal.

Ich schreite kaum, —
doch wähn' ich mich schon weit.

Gurnemanz.

Du siehst, mein Sohn,
zum Raum wird hier die Zeit.

Allmählich, während Gurnemanz und Parsifal zu schreiten scheinen, verwandelt sich die Bühne, von links nach rechts hin, in unmerklicher Weise: es verschwindet so der Wald; in Felsenwänden öffnet sich ein Tor, welches nun die Beiden einschließt; dann wieder werden sie in aufsteigenden Gängen sichtbar, welche sie zu durchschreiten scheinen. — Lang gehaltene Posaunentöne schwellen sanft an: näher kommendes Glockengeläute. — Endlich sind sie in einem mächtigen Saale angekommen, welcher nach oben in eine hochgewölbte Kuppel, durch die einzig das Licht hereindringt, sich verliert. — Von der Höhe über der Kuppel her vernimmt man wachsendes Geläute.

Gurnemanz

(sich zu Parsifal wendend, der wie verzaubert steht).

Jetzt achte wohl; und laß' mich seh'n,
bist du ein Tor und rein,
welch Wissen dir auch mag beschieden sein. —

Auf beiden Seiten des Hintergrundes wird je eine große Tür geöffnet. Von rechts schreiten die Ritter des Grales in feierlichem Zuge herein und reihen sich, unter dem folgenden Gesange, nach und nach an zwei überdeckten langen Speisetafeln, welche so gestellt sind, daß sie, von hinten nach vorn parallel laufend, die Mitte des Saales frei lassen: nur Becher, keine Gerichte stehen darauf.

Die Gralsritter.

Zum letzten Liebesmahle
gerüstet Tag für Tag,
gleich ob zum letzten Male
es heut' ihn letzen mag,
wer guter Tat sich freu't:
ihm sei das Mahl erneu't:
der Labung darf er nah'n.
die hehrste Gab' empfah'n.

Jüngere Männerstimmen

(von der mittleren Höhe des Saales her vernehmbar).

Den sündigen Welten
mit tausend Schmerzen
wie einst sein Blut geflossen,
dem Erlösungshelden
mit freudigem Herzen
sei nun mein Blut vergossen.
Den Leib, den er zur Sühn' uns bot,
er leb' in uns durch seinen Tod.

Knabenstimmen

(aus der äußersten Höhe der Kuppel).

Der Glaube lebt;
Die Taube schwebt,
des Heilands holder Bote.
Der für euch fließt,
des Wein's genießt,
und nehmt vom Lebensbrote!

Durch die entgegengesetzte Türe wird von Knappen und dienenden Brüdern auf einer Tragsänfte Amfortas hereingetragen: vor ihm schreiten Knaben, welche einen mit einer purpurroten Decke überhängten Schrein tragen. Dieser Zug begibt sich nach der Mitte des Hintergrundes, wo, von einem Baldachin überdeckt, ein erhöhtes Ruhebett aufgerichtet steht, auf welches Amfortas von der Sänfte herab niedergelassen wird; hiervor steht ein altarähnlicher länglicher Marmortisch, auf welchen die Knaben den verhängten Schrein hinstellen. —

Als der Gesang beendet ist, und alle Ritter an den Tafeln ihre Sitze eingenommen haben, tritt ein längeres Stillschweigen ein. — Vom tiefsten Hintergrunde her vernimmt man, aus einer gewölbten Nische hinter dem Ruhebett des Amfortas, wie aus einem Grabe die Stimme des alten

Titurel.

Mein Sohn Amfortas! Bist du am Amt?

(Schweigen.)

Soll ich den Gral heut' noch erschau'n und leben?

(Schweigen.)

Muß ich sterben, vom Retter ungeleitet?

Amfortas

(im Ausbruche qualvoller Verzweiflung).

Wehe! Wehe mir der Qual! —
Mein Vater, oh! noch einmal
verrichte du das Amt!
Lebe! Leb' und laß' mich sterben!

Titurel.

Im Grabe leb' ich durch des Heilands Huld:
zu schwach doch bin ich, ihm zu dienen:
du büß' im Dienste deine Schuld! —
Enthüllet den Gral!

Amfortas

(den Knaben wehrend).

Nein! Laßt ihn unenthüllt! — Oh! —
Daß keiner, keiner diese Qual ermißt,
die mir der Anblick weckt, der euch entzückt! —
Was ist die Wunde, ihrer Schmerzen Wut,
gegen die Not, die Höllenpein,
zu diesem Amt — verdammt zu sein! —
Wehvolles Erbe, dem ich verfallen,
ich, einziger Sünder unter allen,
des höchsten Heiligtums zu pflegen,
auf Reine herabzuflehen seinen Segen! —
Oh, Strafe! Strafe ohne Gleichen
des — ach! — gekränkten Gnadenreichen! —
Nach ihm, nach seinem Weihegruße
muß sehnlich mich's verlangen: —
aus tiefster Seele Heilesbuße
zu ihm muß ich gelangen: —
die Stunde naht: —
der Lichtstrahl senkt sich auf das heilige Werk;
die Hülle sinkt:
des Weihgefäßes göttlicher Gehalt
erglüht mit leuchtender Gewalt; —

durchzückt von seligsten Genusses Schmerz,
des heiligsten Blutes Quell
fühl' ich sich gießen in mein Herz:
des eig'nen sündigen Blutes Gewell'
in wahnsinniger Flucht
muß mir zurück dann fließen,
in die Welt der Sündensucht
mit wilder Scheu sich ergießen: —
von neuem sprengt er das Thor,
daraus es nun strömt hervor,
hier durch die Wunde, der seinen gleich,
geschlagen von desselben Speeres Streich,
der dort dem Erlöser die Wunde stach,
aus der mit blutigen Tränen
der Göttliche weint' ob der Menschheit Schmach
in Mitleid's heiligem Sehnen, —
und aus der nun mir, an heiligster Stelle,
dem Pfleger göttlichster Güter,
des Erlösungsbalsams Hüter,
das heiße Sündenblut entquillt,
ewig erneu't aus des Sehnens Quelle,
das, ach! keine Büßung je mir stillt!
Erbarmen! Erbarmen!
Allerbarmer, ach! Erbarmen!
Nimm mir mein Erbe,
schließe die Wunde,
daß heilig ich sterbe,
rein dir gesunde!
(Er sinkt wie bewußtlos zurück.)

Knabenstimmen
(aus der Kuppel).
„Durch Mitleid wissend,
der reine Tor:
harre sein',
den ich erkor."

Die Ritter
(leise).
So ward es dir verkündet,

Harre getrost;
des Amtes walte heut'!

Titurels
(Stimme).

Enthüllet den Gral!

Amfortas hat sich schweigend wieder erhoben. Die Knaben entkleiden den goldenen Schrein, entnehmen ihm den „Gral" (eine antike Kristallschale), von welchem sie ebenfalls eine Verhüllung abnehmen, und setzen ihn vor Amfortas hin.

Titurels
(Stimme).

Der Segen!

Während Amfortas andachtsvoll in stummem Gebete sich zu dem Kelche neigt, verbreitet sich eine immer dichtere Dämmerung im Saale.

Knaben
(aus der Kuppel).

„Nehmet hin mein Blut
um unsrer Liebe Willen!
Nehmet hin meinen Leib,
auf daß ihr mein' gedenkt."

Ein blendender Lichtstrahl dringt von oben auf die Schale herab, diese erglüht immer stärker in leuchtender Purpurfarbe. Amfortas mit verklärter Miene, erhebt den „Gral" hoch und schwenkt ihn sanft nach allen Seiten hin. Alles ist bereits bei dem Eintritte der Dämmerung auf die Knie gesunken, und erhebt jetzt die Blicke andächtig zum „Grale".

Titurels
(Stimme).

Oh! Heilige Wonne!
Wie hell grüßt uns heute der Herr!

Amfortas setzt den „Gral" wieder nieder, welcher nun, während die tiefe Dämmerung wieder entweicht, immer mehr erblaßt: hierauf schließen die Knaben das Gefäß wieder in den Schrein, und bedecken diesen, wie zuvor. — Mit dem Wiedereintritte der vorigen Tageshelle sind auf den Speisetafeln die Becher, jetzt mit Wein gefüllt, wieder deutlich geworden, neben jedem liegt ein Brod. Alles läßt sich zum Mahle nieder, so auch Gurnemanz, welcher einen Platz neben sich leer hält und Parsifal durch ein Zeichen zur Teilnehmung am Mahle einlädt: Parsifal bleibt aber starr und stumm, wie gänzlich entrückt, zur Seite stehen.

(Wechselgesang während des Mahles.)

Knabenstimmen
(aus der Höhe).

Wein und Brot des letzten Mahles
wandelt' einst der Herr des Grales,
durch des Mitleids Liebesmacht,
in das Blut, das er vergoß,
in den Leib, den dar er bracht'.

Jünglingsstimmen
(aus der mittleren Höhe).

Blut und Leib der heil'gen Gabe
wandelt heut' zu eurer Labe
sel'ger Tröstung Liebesgeist,
in den Wein, der nun euch floß,
in das Brot, das heut' euch speis't.

Die Ritter
(erste Hälfte).

Nehmet vom Brot,
wandelt es kühn
zu Leibes Kraft und Stärke;
treu bis zum Tod,
fest jedem Müh'n,
zu wirken des Heilands Werke.

(Zweite Hälfte.)

Nehmet vom Wein,
wandelt ihn neu
zu Lebens feurigem Blute,
froh im Verein,
brüdergetreu
zu kämpfen mit seligem Mute.

(Sie erheben sich feierlich und reichen einander die Hände.)

Alle Ritter.

Selig im Glauben!
Selig in Liebe!

Jünglinge
(aus mittlerer Höhe).

Selig in Liebe!

Knaben
(aus oberster Höhe).

Selig im Glauben!

Während des Mahles, an welchem er nicht teilnahm, ist Amfortas aus seiner begeisterungsvollen Erhebung allmählich wieder herabgesunken; er neigt das Haupt und hält die Hand auf die Wunde. Die Knaben nähern sich ihm; ihre Bewegungen deuten auf das erneute Bluten der Wunde: sie pflegen Amfortas, geleiten ihn wieder auf die Sänfte, und, während alle sich zum Aufbruch rüsten, tragen sie, in der Ordnung, wie sie kamen, Amfortas und den heiligen Schrein wieder von dannen. Die Ritter und Knappen reihen sich ebenfalls wieder zum feierlichen Zuge, und verlassen langsam den Saal, aus welchem die vorherige Tageshelle allmählich weicht. Die Glocken haben wieder geläutet. —

Parsifal hatte bei dem vorangegangenen stärksten Klagerufe des Amfortas eine heftige Bewegung nach dem Herzen gemacht, welches er krampfhaft eine Zeitlang gefaßt hielt; jetzt steht er noch wie erstarrt, regungslos da. — Als die Letzten den Saal verlassen, und die Türen wieder geschlossen sind, tritt Gurnemanz mißmutig an Parsifal heran und rüttelt ihn am Arme.

Gurnemanz.

Was stehst du noch da?
Weißt du, was du sah'st?

(Parsifal schüttelt ein wenig sein Haupt.)

Gurnemanz.

Du bist doch eben nur ein Tor!

(Er öffnet eine schmale Seitentüre.)

Dort hinaus, deinem Wege zu!
Doch rät' dir Gurnemanz,
laß' du hier künftig die Schwäne in Ruh',
und suche dir Gänser die Gans!

Er stößt Parsifal hinaus und schlägt, ärgerlich, hinter ihm die Türe stark zu. Während er dann den Rittern folgt, schließt sich der Bühnenvorhang.

Zweiter Aufzug.

Klingsors Zauberschloß.

Im inneren Verließe eines nach oben offenen Turmes; Steinstufen führen nach dem Zinnenrande der Turmmauer; Finsternis in der Tiefe, nach welcher es von dem Mauervorsprunge, den der Bühnenboden darstellt, hinabführt. Zauberwerkzeuge und nekromantische Vorrichtungen. — Klingsor auf dem Mauervorsprunge zur Seite, vor einem Metallspiegel sitzend.

Klingsor.

Die Zeit ist da, —
Schon lockt mein Zauberschloß den Toren,
den, kindisch jauchzend, fern ich nahen seh'. —
Im Todesschlafe hält der Fluch sie fest,
der ich den Krampf zu lösen weiß. —
Auf denn! Ans Werk!

Er steigt der Mitte zu, etwas tiefer hinab, und entzündet dort Räucherwerk, welches alsbald einen Teil des Hintergrundes mit einem bläulichen Dampfe erfüllt. Dann setzt er sich wieder an die vorige Stelle, und ruft, mit geheimnisvollen Gebärden, nach dem Abgrunde:

Herauf! Hieher! zu mir!
Dein Meister ruft die Namenlose:
Urteufelin! Höllenrose!

Herodias war'st du, und was noch?
Gundryggia dort, Kundry hier:
Hierher? Hierher denn, Kundry?
Zu deinem Meister, herauf!

In dem bläulichen Lichte steigt Kundrys Gestalt herauf. Man hört sie einen gräßlichen Schrei ausstoßen, wie eine aus tiefstem Schlafe aufgeschreckte Halbwache.

Klingsor.

Erwach'st du? Ha!
Meinem Banne wieder
verfiel'st du heut' zur rechten Zeit.

(Kundrys Gestalt läßt ein Klagegeheul, von größter Heftigkeit bis zu bangem Wimmern sich abstufend, vernehmen.)

Sag', wo trieb'st du dich wieder umher?
Pfui! Dort, bei dem Rittergesipp',
wo wie ein Vieh du dich halten läßt?
Gefällt's dir bei mir nicht besser?
Als ihren Meister du mir gefangen —
ha ha! den reinen Hüter des Grals, —
was jagte dich da wieder fort?

Kundry

(rauh und abgebrochen, wie im Versuche, wieder Sprache zu gewinnen).

Ach! — Ach!
Tiefe Nacht —
Wahnsinn! — Oh! — Wut! —
Oh! Jammer! —
Schlaf — Schlaf —
tiefer Schlaf! — Tod!

Klingsor.

Da weckte dich ein andrer? He?

Kundry

(wie zuvor).

Ja! — Mein Fluch! —
Oh! — Sehnen — Sehnen! —

Klingsor.

Ha ha! — dort nach den keuschen Rittern?

Kundry.

Da — da — dient' ich.

Klingsor.

Ja, ja! — den Schaden zu vergüten,
den du ihnen böslich gebracht?
Sie helfen dir nicht:
feil sind sie alle,
biet' ich den rechten Preis;
der festeste fällt,
sinkt er dir in die Arme:
und so verfällt er dem Speer,
den ihrem Meister selbst ich entwandt. —
Den Gefährlichsten gilt's nun heut' zu besteh'n:
ihn schirmt der Torheit Schild.

Kundry.

Ich — will nicht! — Oh! — Oh!

Klingsor.

Wohl willst du, denn du mußt.

Kundry.

Du — kannst mich — nicht — halten.

Klingsor.

Aber dich fassen.

Kundry.

Du?

Klingsor.

Dein Meister.

Kundry.

Aus welcher Macht?

Klingsor.

Ha! Weil einzig an mir
deine Macht — nichts vermag.

Kundry
(grell lachend).

Ha! ha! — Bist du keusch?

Klingsor
(wütend).

Was fräg'st du das, verfluchtes Weib?
(Er versinkt in finstres Brüten.)

Furchtbare Not! —
So lacht nun der Teufel mein',
daß ich einst nach dem Heiligen rang!
Furchtbare Not!
Ungebändigten Sehnens Pein!
Schrecklichster Triebe Höllendrang,
den ich zu Todesschweigen mir zwang,
lacht und höhnt er nun laut
durch dich, des Teufels Braut? —
Hüte dich!
Hohn und Verachtung büßte schon einer:
der Stolze, stark in Heiligkeit,
der einst mich von sich stieß,
sein Stamm verfiel mir,
unerlös't
soll der Heiligen Hüter mir schmachten;
und bald — so wähn' ich —
hüt' ich mir selbst den Gral. — —
Ha! Ha!
Gefiel er dir wohl, Amfortas, der Held,
den ich dir zur Wonne gesellt?

Kundry.

Oh! — Jammer! — Jammer!
Schwach auch Er! Schwach — alle!
Meinem Fluche mit mir
Alle verfallen! —
Oh, ewiger Schlaf,
einziges Heil,
wie, — wie dich gewinnen?

Klingsor.

Ha! Wer dir trotzte, lös'te dich frei:
versuch's mit dem Knaben, der nah't!

Kundry.

Ich — will nicht!

Klingsor.

Jetzt schon erklimmt er die Burg.

Kundry.

O Wehe! Wehe!
Erwachte ich darum?
Muß ich? — Muß?

Klingsor
(ist auf die Turmmauer gestiegen).

Ha! — Er ist schön, der Knabe!

Kundry.

Oh! Oh! — Wehe mir! —

Klingsor
(stößt nach außen in ein Horn).

Ho! Ho! — Ihr Wächter! Ritter!
Helden! — Auf! — Feinde nah'!
(Außen wachsendes Getöse und Waffengeräusch.)
Hei! — Wie zur Mauer sie stürmen,
die betörten Eigenholde,
zum Schutz ihres schönen Geteufels! —
So! — Mutig! Mutig! —
Haha! — Der fürchtet sich nicht: —
dem Helden Ferris entwand er die Waffe;
die führt er nun freislich wider den Schwarm. —
(Kundry beginnt unheimlich zu lachen.)
Wie übel den Tölpeln der Eifer gedeih't!
Dem schlug er den Arm, — jenem den Schenkel.
Haha! — Sie weichen, — sie fliehen:
seine Wunde trägt j der nach heim!
Wie das ich euch gönne!
Möge denn so
das ganze Rittergeschlecht
unter sich selber sich würgen! —
Ha! Wie stolz er nun steht auf der Zinne!
Wie lachen ihm die Rosen der Wangen,
da kindisch erstaunt
in den einsamen Garten er blickt! —
He! Kundry!

Er wendet sich um. Kundry war in ein immer extatischeres Lachen geraten, welches endlich in ein krampfhaftes Wehgeschrei überging; jetzt ist ihre Gestalt plötzlich verschwunden; das bläuliche Licht ist erloschen; volle Finsternis in der Tiefe.

Wie? — Schon am Werk? —
Haha! Den Zauber kannt' ich wohl,
der immer dich wieder zum Dienst mir gesellt. —
Du dort, kindischer Sproß!
Was auch
Weissagung dir wies, —
zu jung und dumm
fiel'st du in meine Gewalt: —
die Reinheit dir entrissen,
bleib'st mir du zugewiesen!

Er versinkt langsam mit dem ganzen Turme; zugleich steigt der Zaubergarten auf und erfüllt die Bühne völlig. Tropische Vegetation, üppigste Blumenpracht; nach dem Hintergrunde zu Abgrenzung durch die Zinne der Burgmauer, an welche sich seitwärts Vorsprünge des Schloßbaues selbst (arabischen reichen Stiles) mit Terrassen anlehnen.

Auf der Mauer steht Parsifal, staunend in den Garten hinabblickend. Von allen Seiten her, aus dem Garten wie aus dem Palaste, stürzen, wirr durcheinander, einzeln, dann zugleich immer mehrere, schöne Mädchen herein: sie sind in flüchtig übergeworfener Kleidung, wie soeben aus dem Schlaf aufgeschreckt.

Mädchen
(vom Garten kommend).

Hier war das Tosen,
Waffen, wilde Rufe!

Mädchen
(vom Schlosse heraus).

Wehe! Rache! Auf!
Wo ist der Frevler?

Einzelne.

Mein Geliebter verwundet.

Andre.

Wo ist der meine?

Andre.

Ich erwachte allein, —
wohin entfloh er?

Immer Andre.

Drinnen im Saale? —
Sie bluten! Wehe!
Wer ist der Feind? —
Da steh't er! Seht! —
Meines Ferris Schwert?

Ich sah's, er stürmte die Burg. —
Ich hörte des Meisters Horn.
Mein Held lief herzu,
sie alle kamen, doch jeden
empfing er mit blutiger Wehr.
Der Kühne, der Feindliche!
Alle sie flohen ihm. —
Du dort! Du dort!
Was schufst du uns solche Not?
Verwünscht, verwünscht sollst du sein!
(Parsifal springt etwas tiefer in den Garten herab.)

Die Mädchen.

Ha! Kühner! Wagst du zu trotzen.
Was schlug'st du unsre Geliebten?

Parsifal.
(in höchster Verwunderung).

Ihr schönen Kinder, mußt' ich sie nicht schlagen?
Zu euch Holden ja wehrten sie mir den Weg.

Mädchen.

Zu uns wolltest du?
Sah'st du uns schon?

Parsifal.

Noch nie sah ich solch' zieres Geschlecht.
Nenn' ich euch schön, dünkt euch das recht?

Die Mädchen
(von Verwunderung in Heiterkeit übergehend).

So willst du uns wohl nicht schlagen?

Parsifal.

Das möcht' ich nicht.

Mädchen.

Doch Schaden
schuf'st du uns großen und vielen;
du schlugest unsre Gespielen:
wer spielt nun mit uns?

Parsifal.

Das tu' ich gern.

Die Mädchen
(lachend).

Bist du uns hold, so bleib nicht fern;
und willst du uns nicht schelten,
wir werden dir's entgelten;
wir spielen nicht um Gold,
wir spielen um Minnes Sold;
willst du auf Trost uns sinnen,
sollst den du uns abgewinnen,

Einzelne sind in die Lauben getreten, und kommen jetzt, ganz wie in Blumengewändern, selbst Blumen erscheinend, wieder zurück.

Die geschmückten Mädchen
(einzeln).

Lasset den Knaben! — Er gehöret mir. —
Nein! — Nein! — Mir! — mir!

Die andern Mädchen.

Ah, die Schlimmen! — Sie schmücken sich heimlich.

Diese entfernen sich ebenfalls, und kehren alsbald in gleichem Blumenschmucke zurück.

Die Mädchen
(während sie, wie in anmutigem Kinderspiele, in abwechselndem Reigen um Parsifal sich drehen, und sanft ihm Wange und Kinn streicheln).

Komm'! Komm'!
Holder Knabe,
laß mich dir blühen!
Dir zu wonniger Labe
gilt mein minniges Mühen.

Parsifal
(mit heiterer Ruhe in der Mitte stehend).

Wie duftet ihr hold;
Seid ihr denn Blumen?

Die Mädchen
(immer bald einzeln, bald mehrere zugleich).

Des Gartens Zier
und duftende Geister
im Lenz pflückt uns der Meister;
wir wachsen hier
in Sommer und Sonne,
für dich blühend in Wonne.

Nun sei uns freund und hold,
nicht karge den Blumen den Sold:
kannst du uns nicht lieben und minnen,
wir welken und sterben dahinnen.

Erstes Mädchen.

An deinen Busen nimm mich!

Zweites.

Die Stirn laß' mich dir kühlen!

Drittes.

Lass' mich die Wange dir fühlen!

Viertes.

Den Mund laß' mich dir küssen!

Fünftes.

Nein mich! die schönste bin ich.

Sechstes.

Nein ich! Duft' ich doch süßer.

Parsifal
(ihrer anmutigen Zudringlichkeit sanft wehrend).

Ihr wild holdes Blumengedränge,
soll ich mit euch spielen, entlaßt mich der Enge.

Mädchen.

Was zank'st du?

Parsifal.

Weil ihr streitet.

Mädchen.

Wir streiten um dich.

Parsifal.

Das meidet!

Erstes Mädchen
(zu dem zweiten).

Weiche du! Sieh', er will mich.

Zweites Mädchen.

Nein, mich!

Drittes.

Mich lieber!

Viertes.

Nein, mich!

Erstes Mädchen
(zu Parsifal).

Du wehrest mir?

Zweites.

Scheuchest mich?

Erstes.

Bist du feige vor Frauen?

Zweites.

Magst nicht dich getrauen?

Mehrere Mädchen.

Wie schlimm bist du, Zager und Kalter!

Andre Mädchen.

Die Blumen läßt du umbuhlen den Falter?

Erste Hälfte.

Weichet dem Toren!

Ein Mädchen.

Ich geb' ihn verloren!

Andre.

Uns sei er erkoren!

Andre.

Nein, uns! Nein, mir! —
Auch mir! — Hier, Hier! —

Parsifal.
(halb ärgerlich sie von sich abscheuchend, will fliehen).

Laßt ab! Ihr fangt mich nicht!

Aus einem Blumenhage zur Seite vernimmt man

Kundrys
Stimme.

Parsifal! — Bleibe!

Die Mädchen erschrecken und halten sogleich ein. — Parsifal steht betroffen still.

Parsifal.

Parsifal ..?
So nannte träumend mich einst die Mutter. —

Kundrys
Stimme.

Hier weile, Parsifal! —
Dich grüßet Wonne und Heil zumal. — —
Ihr kindischen Buhlen, weich't von ihm:
früh welkende Blumen,
nicht euch ward er zum Spiel bestellt!
Geht heim, pflegt der Wunden;
einsam erharrt euch mancher Held.

Die Mädchen
(zaghaft und widerstrebend sich von Parsifal entfernend).

Dich zu lassen, dich zu meiden, —
O weh! O weh' der Pein!
Von allen möchten gern wir scheiden,
mit dir allein zu sein. —
Leb' wohl! Leb' wohl!
Du Holder! Du Stolzer!
Du — Tor!

(Mit dem Letzten sind sie unter leisem Gelächter, nach dem Schlosse zu verschwunden.)

Parsifal.

Dies alles — hab' ich nun geträumt?

Er sieht sich schüchtern nach der Seite hin um, von welcher die Stimme kam. Dort ist jetzt, durch Enthüllung des Hages, ein jugendliches Weib von höchster Schönheit — Kundry, in durchaus verwandelter Gestalt — auf einem Blumenlager, in leicht verhüllender, phantastischer Kleidung — annähernd arabischen Stiles — sichtbar geworden.

Parsifal
(noch ferne stehend).

Riefest du mich Namenlosen?

Kundry.

Dich nannt' ich, tör'ger Reiner
„Fal parsi", —
Dich, reinen Toren „Parsifal".
So rief, da in arab'schem Land er verschied,
dein Vater Gamuret dem Sohne zu,
den er, im Mutterschoß verschlossen,
mit diesem Namen sterbend grüßte.

Dir ihn zu künden, harrt ich deiner hier:
was zog dich her, wenn nicht der Kunde Wunsch?

Parsifal.

Nie sah' ich, nie träumte mir, was jetzt
ich schau', und was mit Bangen mich erfüllt. —
Entblühtest du auch diesem Blumenhaine?

Kundry.

Nein, Parsifal, du tör'ger Reiner!
Fern — fern ist meine Heimat!
daß du mich fändest, weilte ich nur hier.
Von weither kam ich, wo ich viel ersah'.
Ich sah' das Kind an seiner Mutter Brust,
sein erstes Lallen lacht mir noch im Ohr;
das Leid im Herzen,
wie lachte da auch Herzeleide,
als ihren Schmerzen
zujauchzte ihrer Augen Weide!
Gebettet sanft auf weichen Moosen,
den hold geschläfert sie mit Kosen,
dem, bang' in Sorgen,
den Schlaf bewacht der Mutter Sehnen,
ihn weckt' am Morgen
der heiße Tau der Muttertränen.
Nur Weinen war sie, Schmerzgebaren
um deines Vaters Lieb' und Tod;
vor gleicher Not dich zu bewahren,
galt ihr als höchster Pflicht Gebot:
den Waffen fern, der Männer Kampf und Wüten,
wollte sie still dich bergen und behüten.
Nur Sorgen war sie, ach! und Bangen:
nie sollte Kunde zu dir hergelangen.
Hör'st du nicht noch ihrer Klagen Ruf,
wann fern und spät du geweilt?
Hei! Was ihr das Lust und Lachen schuf,
wann suchend sie dann dich ereilt!
Wann dann ihr Arm dich wütend umschlang,
ward dir es wohl gar beim Küssen bang? —
Ihr Wehe doch du nicht vernahm'st,

nicht ihrer Schmerzen Toben,
als endlich du nicht wieder kam'st,
und deine Spur verstoben:
sie harrte Nächt' und Tage,
bis ihr verstummt die Klage,
der Gram ihr zehrte den Schmerz,
um stillen Tod sie warb:
ihr brach das Leid das Herz,
und — Herzeleide — starb. —

Parsifal
(immer ernsthafter, endlich furchtbar betroffen, sinkt, schmerzlich überwältigt, bei Kundrys Füßen nieder).

Wehe! Wehe! Was tat ich? Wo war ich?
Mutter: Süße, holde Mutter!
Dein Sohn, dein Sohn mußte dich morden?
Oh Tor! Blöder, taumelnder Tor!
Wo irrtest du hin, ihrer vergessend?
Deiner, deiner vergessend,
traute, teuerste Mutter?

Kundry
(immer noch in liegender Stellung ausgestreckt, beugt sich über Parsifals Haupt, faßt sanft seine Stirne, und schlingt traulich ihren Arm um seinen Nacken).

War dir fremd noch der Schmerz,
des Trostes Süße
labte nie auch dein Herz:
das Wehe, das dich reu't,
die Not nun büße,
im Trost, den Liebe beut!

Parsifal
(trübe).

Die Mutter, die Mutter konnt' ich vergessen!
Ha! Was alles vergaß ich wohl noch?
Weß' war ich je noch eingedenk?
Nur dumpfe Torheit lebt in mir!
(Er läßt sich immer tiefer sinken.)

Kundry.

Bekenntnis
wird Schuld und Reue enden,

Erkenntnis
in Sinn die Torheit wenden:
die Liebe lerne kennen,
die Gamuret umschloß,
als Herzeleids Entbrennen
ihn sengend überfloß:
die Leib und Leben
einst dir gegeben,
der Tod und Torheit weichen muß,
sie beut'
dir heut' —
als Muttersegens letzten Gruß
der Liebe — ersten Kuß.

(Sie hat ihr Haupt völlig über das seinige geneigt, und heftet nun ihre Lippen zu einem langen Kusse auf seinen Mund.)

Parsifal

(fährt plötzlich mit einer Gebärde des höchsten Schreckens auf: seine Haltung drückt eine furchtbare Veränderung aus; er stemmt seine Hände gewaltsam gegen sein Herz, wie um einen zerreißenden Schmerz zu bewältigen; endlich bricht er aus).

Amfortas! — —
Die Wunde! — die Wunde! —
Sie brennt in meinem Herzen. —
Oh, Klage! Klage!
Furchtbare Klage!
Aus tiefstem Inner'n schreit sie mir auf.
Oh! — Oh! —
Elender! —
Jammervollster! —
Die Wunde sah ich bluten: —
nun blutet sie mir selbst —
hier — hier! —

(Während Kundry in Schrecken und Verwunderung auf ihn hinstarrt, fährt Parsifal in gänzlicher Entrücktheit fort.)

Nein, nein! Nicht ist es die Wunde:
fließe ihr Blut in Strömen dahin!
Hier! Hier im Herzen der Brand!
Das Sehnen, das furchtbare Sehnen,
das alle Sinne mir faßt und zwingt!
Oh! — Qual der Liebe! —

Wie alles schauert, bebt und zuckt
in sündigem Verlangen! ...
(Schauerlich leise.)
Es starrt der Blick dumpf auf das Heilsgefäß: —
das heilige Blut erglüh't; —
Erlösungswonne, göttlich mild',
durchzittert weithin alle Seelen:
nur hier, im Herzen, will die Qual nicht weichen.
Des Heilands Klage da vernehm' ich,
die Klage, ach! die Klage
um das verrat'ne Heiligtum: —
„erlöse, rette mich
aus schuldbefleckten Händen!"
So — rief die Gottesklage
furchtbar laut mir in die Seele.
Und ich? Der Tor, der Feige!
Zu wilden Knabentaten floh' ich hin!
(Er stürzt verzweiflungsvoll auf die Knie.)
Erlöser! Heiland! Herr der Huld!
Wie büß' ich Sünder solche Schuld?

Kundry
(deren Erstaunen in leidenschaftliche Bewunderung übergeht, sucht schüchtern sich Parsifal zu nähern).

Gelobter Held! Entflieh' dem Wahn!
Blick' auf! Sei hold der Huldin Nah'n!

Parsifal
(immer in gebeugter Stellung, starr zu Kundry aufblickend, während diese sich zu ihm neigt und die liebkosenden Bewegungen ausführt, die er mit dem Folgenden bezeichnet).

Ja! Diese Stimmen! So rief sie ihm; —
und diesen Blick, deutlich erkenn' ich ihn, —
auch diesen, der ihm so friedlos lachte.
Die Lippe, — ja — so zuckte sie ihm: —
so neigte sich der Nacken, —
so hob sich kühn das Haupt; —
so flatterten lachend die Locken,
so schlang um den Hals sich der Arm —
so schmeichelte weich die Wange —!
Mit aller Schmerzen Qual im Bund,
das Heil der Seele

entküßte ihm ihr Mund! —
Ha! — dieser Kuß! —
(Er hat sich mit dem Letzten allmählich erhoben, springt jetzt vollends auf, und stößt Kundry heftig von sich.)
Verderberin! Weiche von mir!
Ewig — ewig — von mir!

Kundry
(in höchster Leidenschaft).

Grausamer! — Ha! —
Fühlst du im Herzen
nur anderer Schmerzen,
so fühle jetzt auch die meinen.
Bist du Erlöser,
was bannt dich, Böser,
nicht mir auch zum Heil dich zu einen?
Seit Ewigkeiten — harre ich deiner,
des Heilands, ach! so spät,
den einst ich kühn verschmäht. —
Oh! —
Kenntest du den Fluch,
der mich durch Schlaf und Wachen,
durch Tod und Leben,
Pein und Lachen,
zu neuem Leiden neu gestählt,
endlos durch das Dasein quält! —
Ich sah — Ihn — Ihn —
und — lachte ...
da traf mich sein Blick. —
Nun such' ich ihn von Welt zu Welt,
ihm wieder zu begegnen:
in höchster Not —
wähn' ich sein Auge schon nah',
den Blick schon auf mir ruh'n: —
da kehrt mir das verfluchte Lachen wieder, —
ein Sünder sinkt mir in die Arme!
Da lach' ich — lache —,
kann nicht weinen:
nur schreien, wüten,
toben, rasen

in stets erneu'ten Wahnsinns Nacht, —
aus der ich büßend kaum erwacht. —
Den ich ersehnt in Todesschmachten,
den ich erkannt, den blöd' Verlachten,
laß' mich an seinem Busen weinen,
nur eine Stunde dir vereinen,
und, ob mich Gott und Welt verstöß't!
in dir entsündigt' sein und erlös't!

Parsifal.

In Ewigkeit
wärst du verdammt mit mir
für eine Stunde
Vergessens meiner Sendung,
in deines Arms Umfangen! —
Auch dir bin ich zum Heil gesandt,
bleib'st du dem Sehnen abgewandt.
Die Labung, die dein Leiden endet,
beut nicht der Quell, aus dem es fließt:
das Heil wird immer dir gespendet,
wenn jener Quell sich dir nicht schließt.
Ein andrer ist's, — ein andrer, ach!
nach dem ich jammernd schmachten sah,
die Brüder dort, in grausen Nöten
den Leib sich quälen und ertöten.
Doch wer erkennt ihn klar und hell,
des einz'gen Heiles wahren Quell?
Oh, Elend! Aller Rettung Flucht!
Oh, Weltenwahns Umnachten:
in höchsten Heiles heißer Sucht
nach der Verdammnis Quell zu schmachten!

Kundry.

So war es mein Kuß,
der Welt-hellsichtig dich machte?
Mein volles Liebesumfangen
läßt dich dann Gottheit erlangen!
Die Welt erlöse, ist dies dein Amt: —
schuf dich zum Gott die Stunde,

für sie lasse mich ewig verdammt,
nie heile mir die Wunde.

Parsifal.

Erlösung, Frevlerin, biet' ich auch dir.

Kundry.

Lass' mich dich Göttlichen lieben,
Erlösung gabst du dann mir.

Parsifal.

Lieb' und Erlösung soll dir lohnen, —
zeigest du
zu Amfortas mir den Weg.

Kundry
(in Wut ausbrechend).

Nie — sollst du ihn finden!
Den Verfall'nen, lass' ihn verderben, —
den Un-seligen,
Schmach-lüsternen,
den ich verlachte — lachte — lachte!
Haha! Ihn traf ja der eig'ne Speer?

Parsifal.

Wer durft' ihn verwunden mit heil'ger Wehr?

Kundry.

Er — Er —,
der einst mein Lachen bestraft:
sein Fluch — ha! — mir gibt er Kraft;
gegen dich selbst ruf' ich die Wehr,
gib'st du dem Sünder des Mitleids Ehr'! —
Ha! Wahnsinn!
Mitleid! Mitleid mit mir!
Nur eine Stunde mein, —
nur eine Stunde dein —:
und des Weges —
sollst du geleitet sein!
(Sie will ihn umarmen. Er stößt sie heftig von sich.)

Parsifal.

Vergeh', unseliges Weib!

Kundry
(zerschlägt sich die Brust, und ruft in wildem Rasen).

Hilfe! Hilfe! Herbei!
Haltet den Frechen! Herbei!
Wehr't ihm die Wege!
Wehr't ihm die Pfade! —
Und flöh'st du von hier, und fändest
alle Wege der Welt,
den Weg, den du such'st,
dess' Pfade sollst du nicht finden!
Denn Pfad und Wege,
die mir dich entführen,
so verwünsch' ich sie dir:
Irre! Irre, —
mir so vertraut —
dich weih' ich ihm zum Geleit'!

Klingsor ist auf der Burgmauer herausgetreten; die Mädchen stürzen ebenfalls aus dem Schlosse und wollen auf Kundry zueilen.

Klingsor
(eine Lanze schwingend).

Halt da! dich bann' ich mit der rechten Wehr:
den Toren stell' mir seines Meisters Speer!

Er schleudert auf Parsifal den Speer, welcher über dessen Haupte schweben bleibt; Parsifal erfaßt ihn mit der Hand und schwingt ihn, mit einer Gebärde höchster Entzückung, die Gestalt des Kreuzes bezeichnend.

Parsifal.

Mit diesem Zeichen bann' ich deinen Zauber:
wie die Wunde er schließe,
die mit ihm du schlugest, —
in Trauer und Trümmer
stürze die trügende Pracht!

Wie durch ein Erdbeben versinkt das Schloß; der Garten verdorrt zur Einöde: die Mädchen liegen als verwelkte Blumen am Boden umher gestreut. — Kundry ist schreiend zusammengesunken. Zu ihr wendet sich noch einmal, von der Höhe einer Mauertrümmer herab, der enteilende

Parsifal.

Du weißt —
wo einzig du mich wiedersieh'st!

(Er verschwindet. Der Vorhang schließt sich schnell.)

Dritter Aufzug.

Im Gebiete des Grales.

Freie, anmutige Frühlingsgegend mit nach dem Hintergrunde zu sanft-ansteigender Blumenaue. Den Vordergrund nimmt der Saum des Waldes ein, der sich nach rechts zu ausdehnt. Im Vordergrunde, an der Waldseite ein Quell; ihm gegenüber, etwas tiefer, eine schlichte Einsiedlerhütte, an einen Felsen gelehnt. Frühester Morgen. —

Gurnemanz, zum hohen Greise gealtert, als Einsiedler, nur in das Hemd des Gralsritters dürftig gekleidet, tritt aus der Hütte und lauscht.

Gurnemanz.

Von dorther kam das Stöhnen. —
So jammervoll klagt kein Wild,
und gewiß gar nicht am heiligsten Morgen heut'. —
Mich dünkt, ich kenne diesen Klageruf?

Ein dumpfes Stöhnen, wie von einer im tiefen Schlafe durch Träume Geängstigten, wird vernommen — Gurmenanz schreitet entschlossen einer Dornenhecke auf der Seite zu: diese ist gänzlich überwachsen; er reißt mit Gewalt das Gestrüpp auseinander: dann hält er plötzlich an.

Ha! Sie — wieder da?
Das winterlich rauhe Gedörn'
hielt sie verdeckt: wie lang' schon?
Auf! — Kundry! — Auf!
Der Winter floh, und Lenz ist da!
Erwach', erwache dem Lenz!
kalt — und starr! —
Diesmal hielt' ich sie wohl für tot: —
doch war's ihr Stöhnen, was ich vernahm!

Er zieht Kundry, ganz erstarrt und leblos, aus dem Gebüsche hervor, trägt sie auf einen nahen Rasenhügel, reibt ihr stark die Hände und Schläfe, haucht sie an, und bemüht sich in allem, um die Erstarrung weichen zu machen. Endlich erwacht sie. Sie ist, gänzlich wie im ersten Aufzuge, im wilden Gewande der Gralsbotin: nur ist ihre Gesichtsfarbe bleicher, aus Miene und Haltung ist die Wildheit gewichen. — Sie starrt lange Gurnemanz an. Dann erhebt sie sich, ordnet sich Kleidung und Haar, und geht sofort wie eine Magd an die Bedienung.

Gurnemanz.

Du tolles Weib!
Hast du kein Wort für mich?
Ist dies der Dank,
daß dem Todesschlafe
noch einmal ich dich entweckt?

Kundry

(neigt langsam das Haupt; dann bringt sie, rauh und abgebrochen, hervor):

Dienen .. dienen! —

Gurnemanz

(schüttelt den Kopf).

Das wird dich wenig müh'n!
Auf Botschaft sendet sich's nicht mehr:
Kräuter und Wurzeln
findet ein jeder sich selbst,
wir lernen's im Walde vom Tier.

Kundry hat sich währenddem umgesehen, gewahrt die Hütte und geht hinein

Gurnemanz

(verwundert ihr nachblickend).

Wie anders schreitet sie als sonst!
Wirkte das der heilige Tag?
Oh! Tag der Gnade ohne Gleichen!
Gewiß zu ihrem Heile
durft' ich der Armen heut'
den Todesschlaf verscheuchen.

Kundry kommt wieder aus der Hütte; trägt einen Wasserkrug und geht damit zum Quell. Während sie auf die Füllung wartet, blickt sie in den Wald, und bemerkt dort in der Ferne einen Kommenden; sie wendet sich zu Gurnemanz, um ihn darauf hinzudeuten.

Gurnemanz

(in den Wald spähend).

Wer nahet dort dem heiligen Quell?
Im düst'ren Waffenschmucke,
das ist der Brüder keiner.

Kundry entfernt sich mit dem gefüllten Kruge langsam nach der Hütte, in welcher sie sich zu schaffen macht. — Gurnemanz tritt staunend etwas bei Seite, um den Ankommenden zu beobachten. — Parsifal tritt aus dem Walde auf. Er ist ganz in schwarzer Waffenrüstung: mit geschlossenem Helme und gesenktem Speer, schreitet er, gebeugten Hauptes, träumerisch zögernd, langsam daher, und setzt sich auf dem kleinen Rasenhügel am Quelle nieder.

Gurnemanz

(betrachtet ihn lange, und tritt dann etwas näher).

Heil dir, mein Gast!
Bist du verirrt, und soll ich dich weisen?

(Parsifal schüttelt sanft das Haupt.)

Gurnemanz.

Entbietest du mir keinen Gruß?

(Parsifal neigt das Haupt.)

Gurnemanz.

Hei! — Was? —
Wenn dein Gelübde
dich bindet mir zu schweigen,
so mahnt das meine mich,
daß ich dir sage, was sich ziemt. —
Hier bist du an geweihtem Ort:
da zieht man nicht mit Waffen her,
geschloss'nen Helmes, Schild und Speer.
Und heute gar! Weißt du denn nicht,
welch' heil'ger Tag heut' ist?

(Parsifal schüttelt mit dem Kopfe.)

Ja! woher komm'st du denn?
Bei welchen Heiden weiltest du,
zu wissen nicht, daß heute
der allerheiligste Karfreitag sei?

(Parsifal senkt das Haupt noch tiefer.)

Schnell ab die Waffen!
Kränke nicht den Herrn, der heute,
bar jeder Wehr, sein heilig Blut
der sündigen Welt zur Sühne bot!

Parsifal erhebt sich, nach einem abermaligen Schweigen, stößt den Speer vor sich in den Boden, legt Schild und Schwert davor nieder, öffnet den Helm, nimmt ihn vom Haupte und legt ihn zu den anderen Waffen, worauf er dann zu stummem Gebete vor dem Speer niederkniet. Gurnemanz betrachtet ihn mit Erstaunen und Rührung. Er winkt Kundry herbei, welche soeben aus der Hütte getreten ist. — Parsifal erhebt jetzt in brünstigem Gebete seinen Blick andachtsvoll zu der Lanzenspitze auf.

Gurnemanz
(leise zu Kundry).

Erkennst du ihn? ..
Der ist's, der einst den Schwan erlegt.

(Kundry bestätigt mit einem leisen Kopfnicken.)

Gewiß, 's ist er!
Der Tor, den ich zürnend von uns wies?
Ha! Welche Pfade fand er?
Der Speer, — ich kenne ihn.

(In großer Ergriffenheit.)

Oh! — Heiligster Tag,
zu dem ich heut' erwachen sollt'!

(Kundry hat ihr Gesicht abgewendet.)

Parsifal
(erhebt sich langsam vom Gebete, blickt ruhig um sich, erkennt Gurnemanz und reicht diesem sanft die Hand zum Gruß).
Heil mir, daß ich dich wieder finde!

Gurnemanz.
So kenn'st auch du mich noch?
Erkenn'st mich wieder,
den Gram und Not so tief gebeugt?
Wie kamst du heut'? Woher?

Parsifal.
Der Irrnis und der Leiden Pfade kam ich;
soll ich mich denen jetzt entwunden wähnen,
da dieses Waldes Rauschen
wieder ich vernehme,
dich guten Alten neu begrüße?
Oder — irr' ich wieder?
Verwandelt dünkt mich alles.

Gurnemanz.
So sag', zu wem den Weg du suchtest?

Parsifal.
Zu ihm, deff' tiefe Klagen
ich törig staunend einst vernahm,
dem nun ich Heil zu bringen
mich auserlesen wähnen darf.
Doch — ach! —
den Weg des Heiles nie zu finden,
in pfadlosen Irren
jagt' ein wilder Fluch mich umher:
zahllose Nöten,
Kämpfe und Streite
zwangen mich ab vom Pfade,
wähnt' ich ihn recht schon erkannt.
Da mußte Verzweiflung mich fassen,
das Heiltum heil mir zu bergen,
um das zu hüten, das zu wahren
ich Wunden jeder Wehr' mir gewann.
Denn nicht ihn selber

durft' ich führen im Streite;
unentweih't
führt' ich ihn mir zur Seite,
den ich nun heimgeleite,
der dort dir schimmert heil und hehr, —
des Grales heil'ger Speer.

Gurnemanz.

O Gnade! Höchstes Heil!
O Wunder! Heilig hehrstes Wunder! —
(Nachdem er sich etwas gefaßt.)
O Herr! War es ein Fluch,
der dich vom rechten Pfad vertrieb,
so glaub', er ist gewichen.
Hier bist du; dies des Grals Gebiet,
dein' harret seine Ritterschaft.
Ach, sie bedarf des Heiles,
des Heiles, das du bringst! —
Seit jenem Tage, den du hier geweilt,
die Trauer, so da kund dir ward,
das Bangen — wuchs zur höchsten Not.
Amfortas, gegen seiner Wunde,
seiner Seele Qual sich wehrend,
begehrt' in wildem Trotze nun den Tod:
kein Fleh'n, kein Elend seiner Ritter
bewog ihn mehr des heil'gen Amts zu walten,
im Schrein verschlossen bleibt seit lang' der Gral:
so hofft sein sündenreu'ger Hüter,
da er nicht sterben kann
wann je er ihn erschau't,
sein Ende zu erzwingen,
und mit dem Leben seine Qual zu enden.
Die heil'ge Speisung bleibt uns nun versagt,
gemeine Atzung muß uns nähren;
darob versiechte unsrer Helden Kraft:
nie kommt uns Botschaft mehr,
noch Ruf zu heil'gen Kämpfen aus der Ferne:
bleich und elend wankt umher
die mut- und führerlose Ritterschaft.

Hier in der Waldeck' barg ich einsam mich,
des Todes still gewärtig,
dem schon mein alter Waffenherr verfiel,
denn Titurel, mein heil'ger Held,
den nun des Grales Anblick nicht mehr labte,
er starb, — ein Mensch wie alle!

Parsifal
(vor großem Schmerz sich aufbäumend).

Und ich — ich bin's,
der all' dies Elend schuf!
Ha! Welcher Sünden,
welcher Frevel Schuld
muß dieses Torenhaupt
seit Ewigkeit belasten,
da keine Buße, keine Sühne
der Blindheit mich entwindet,
mir, selbst zur Rettung auserkoren,
in Irrnis wild verloren
der Rettung letzter Pfad verschwindet!

Er droht ohnmächtig umzusinken. Gurnemanz hält ihn aufrecht, und senkt ihn zum Sitze auf den Rasenhügel nieder. — Kundry hat ein Becken mit Wasser herbeigeholt, um Parsifal zu besprengen.

Gurnemanz
(Kundry abweisend).

Nicht doch! —
Die heil'ge Quelle selbst
erquicke unsres Pilgers Bad.
Mir ahnt, ein hohes Werk
hat er noch heut' zu wirken,
zu walten eines heil'gen Amtes:
so sei er fleckenrein,
und langer Irrfahrt Staub
soll jetzt von ihm gewaschen sein.

Parsifal wird von den Beiden sanft zum Rande des Quelles gewendet. Während Kundry ihm die Beinschienen löset und dann die Füße badet, Gurnemanz ihm aber den Brustharnisch entnimmt, frägt

Parsifal
(sanft und matt).

Werd' heut' ich zu Amfortas noch geleitet?

Gurnemanz
(während der Beschäftigung).

Gewißlich, uns'rer harrt die hehre Burg;
die Totenfeier meines lieben Herrn,
sie ruft mich selbst dahin.
Den Gral noch einmal uns da zu enthüllen,
des lang' versäumten Amtes
noch einmal heut' zu walten —
zur Heiligung des hehren Vaters,
der seines Sohnes Schuld erlag,
die der nun also büßen will, —
gelobt' Amfortas uns.

Parsifal
(mit Verwunderung Kundry zusehend).

Du wuschest mir die Füße: —
nun netze mir das Haupt der Freund.

Gurnemanz
(mit der Hand aus dem Quell schöpfend und Parsifals Haupt besprengend).

Gesegnet sei, du Reiner, durch das Reine!
So weiche jeder Schuld
Bekümmernis von dir!

Währenddem hat Kundry ein goldenes Fläschchen aus dem Busen gezogen, und von seinem Inhalte auf Parsifals Füße ausgegossen, jetzt trocknet sie diese mit ihren schnell aufgelösten Haaren.

Parsifal
(nimmt ihr das Fläschchen ab).

Salbtest du mir auch die Füße,
das Haupt nun salbe Titurels Genoß',
daß heute noch als König er mich grüße.

Gurnemanz
(schüttet das Fläschchen vollends auf Parsifals Haupt aus, reibt dieses sanft, und faltet dann die Hände darüber).

So ward es uns verheißen,
so segne ich dein Haupt,
als König dich zu grüßen.
Du — Reiner, —
mitleidvoll Duldender,
heiltatvoll Wissender!
Wie des Erlös'ten Leiden du gelitten,
die letzte Last entnimm nun seinem Haupt.

Parsifal

(schöpft unvermerkt Wasser aus der Quelle, neigt sich zu der vor ihm noch knienden Kundry, und netzt ihr das Haupt).

Mein erstes Amt verricht' ich so: —
die Taufe nimm,
und glaub' an den Erlöser!

(Kundry senkt das Haupt tief zur Erde und scheint heftig zu weinen.)

Parsifal

(wendet sich um, und blickt mit sanfter Entzückung auf Wald und Wiese).

Wie dünkt mich doch die Aue heut' so schön! —
Wohl traf ich Wunderblumen an,
die bis zum Haupte süchtig mich umrankten;
doch sah' ich nie so mild und zart
die Halmen, Blüten und Blumen,
noch duftete all' so kindisch hold
und sprach so lieblich traut zu mir?

Gurnemanz.

Das ist Karfreitagszauber, Herr!

Parsifal.

O weh', des höchsten Schmerzentags!
Da sollte, wähn' ich, was da blüh't,
was atmet, lebt und wieder lebt,
nur trauern, ach! und weinen?

Gurnemanz.

Du sieh'st, das ist nicht so.
Des Sünders Reuetränen sind es,
die heut' mit heil'gem Tau
beträufet Flur und Au':
der ließ sie so gedeihen.
Nun freut' sich alle Kreatur
auf des Erlösers holder Spur,
will ihr Gebet ihm weihen.
Ihn selbst am Kreuze kann sie nicht erschauen:
da blickt sie zum erlös'ten Menschen auf;
der fühlt sich frei von Sündenangst und Grauen,
durch Gottes Liebesopfer rein und heil:
das merkt nun Halm und Blume auf den Auen,

daß heut' des Menschen Fuß sie nicht zertritt,
doch wohl, wie Gott mit himmlischer Geduld
sich sein' erbarmt und für ihn litt,
der Mensch auch heut' in frommer Huld
sie schont mit sanftem Schritt.
Das dankt dann alle Kreatur,
was all' da blüht und bald erstirbt,
da die entsündigte Natur
heut' ihren Unschuldstag erwirbt.

(Kundry hat langsam wieder das Haupt erhoben, und blickt, feuchten Auges, ernst und ruhig bittend zu Parsifal auf.)

Parsifal.

Ich sah' sie welken, die mir lachten:
ob heut' sie nach Erlösung schmachten? —
Auch deine Träne wird zum Segenstaue:
du weinest — sieh! es lacht die Aue.

(Er küßt sie sanft auf die Stirne.)
(Fernes Glockengeläute, sehr allmählich anschwellend.)

Gurnemanz.

Mittag. —
Die Stund ist da: —
gestatte, Herr, daß dich dein Knecht geleite! —

Gurnemanz hat Waffenrock und Mantel des Gralsritters herbeigeholt; er und Kundry bekleiden Parsifal damit. Die Gegend verwandelt sich sehr allmählich ähnlicherweise wie im ersten Aufzuge, nur von rechts nach links. Parsifal ergreift feierlich den Speer und folgt mit Kundry langsam dem geleitenden Gurnemanz. — Nachdem der Wald gänzlich verschwunden ist, und Felsentore sich aufgetan haben, in welchen die drei unsichtbar geworden sind, gewahrt man bei fortdauernd anwachsendem Geläute, in gewölbten Gängen Züge von Rittern in Trauergewändern. — Endlich stellt sich der ganze große Saal, wie im ersten Aufzuge (nur ohne die Speisetafeln) wieder dar. Düstere Beleuchtung. Die Türen öffnen sich wieder. Von einer Seite ziehen die Ritter, Titurels Leiche im Sarge geleitend, herein. Auf der andern Seite wird Amfortas im Siechbette, vor ihm der verhüllte Schrein mit dem „Grale" getragen. In der Mitte ist der Katafalk errichtet, dahinter der Hochsitz mit dem Baldachin, auf welchen Amfortas wieder niedergelassen wird.

(Gesang der Ritter während des Einzuges.)

Erster Zug

(mit dem „Gral" und Amfortas).

Geleiten wir im bergenden Schrein
den Gral zum heiligen Amte,
wen berget ihr im düst'ren Schrein
und führt ihn trauernd daher?

Zweiter Zug
(mit Titurels Sarg).

Es birgt den Helden der Trauerschrein,
er birgt die heilige Kraft;
der Gott selbst einst zur Pflege sich gab:
Titurel führen wir her.

Erster Zug.

Wer hat ihn gefällt, der in Gottes Hut
Gott selbst einst beschirmte?

Zweiter Zug.

Ihn fällte des Alters tötende Last,
da den Gral er nicht mehr erschaute.

Erster Zug.

Wer wehrt' ihm des Grales Huld zu erschauen?

Zweiter Zug.

Den dort ihr geleitet, der sündige Hüter.

Erster Zug.

Wir geleiten ihn heut', denn heut' noch einmal
— zum letzten Male! —
will des Amtes er walten.

Zweiter Zug.

Wehe! Wehe! Du Hüter des Heils!
Zum letzten Male
sei deines Amts gemahnt!

(Der Sarg ist auf dem Katafalk niedergesetzt, Amfortas auf das Ruhebett gelegt.)

Amfortas.

Ja, Wehe! Wehe! Weh' über mich! —
So ruf' ich willig mit euch:
williger nähm' ich von euch den Tod,
der Sünde mildeste Sühne!

Der Sarg ist geöffnet worden. Beim Anblick der Leiche Titurels bricht alles in einen jähen Wehruf aus.

Amfortas
(von seinem Lager sich hoch aufrichtend, zu der Leiche gewandt).

Mein Vater!
Hochgesegneter der Helden!

Du Reinster, dem einst die Engel sich neigten:
Der einzig ich sterben wollte,
dir — gab ich den Tod!
Oh! der du jetzt in göttlichem Glanz
den Erlöser selbst erschau'st,
erflehe von ihm, daß sein heiliges Blut,
wenn noch einmal jetzt sein Segen
die Brüder soll erquicken,
wie ihnen neues Leben,
mir endlich spende — den Tod!
Tod! Sterben!
Einzige Gnade!
Die schreckliche Wunde, das Gift ersterbe,
das es zernagt, erstarre das Herz!
Mein Vater! Dich — ruf' ich,
rufe du ihm es zu:
Erlöser, gib meinem Sohne Ruh'!

Die Ritter
(sich näher an Amfortas drängend, durcheinander).

Enthüllet den Schrein! —
Walte des Amtes!
Dich mahnet der Vater: —
du mußt, du mußt!

Amfortas
(in wütender Verzweiflung aufspringend, und unter die zurückweichenden Ritter sich stürzend).

Nein — nicht mehr! Ha!
Schon fühl' ich den Tod mich umnachten, —
und noch einmal sollt' ich ins Leben zurück?
Wahnsinnige!
Wer will mich zwingen zu leben?
Könnt ihr doch Tod nur mir geben!
(Er reißt sich das Gewand auf.)
Hier bin ich — die offne Wunde hier!
Das mich vergiftet, hier fließt mein Blut.
Heraus die Waffe! Taucht eure Schwerte
tief — tief hinein, bis ans Heft!
Ihr Helden, auf!

Tötet den Sünder mit seiner Qual,
von selbst dann leuchtet euch wohl der Gral!

Alle sind scheu vor ihm gewichen. Amfortas steht, in furchtbarer Extase, einsam. — Parsifal ist, von Gurnemanz und Kundry begleitet, unvermerkt unter den Rittern erschienen, tritt jetzt hervor, und streckt den Speer aus, mit dessen Spitze er Amfortas Seite berührt.

Parsifal.

Nur eine Waffe taugt: —
die Wunde schließt
der Speer nur, der sie schlug.

Amfortas Miene leuchtet in heiliger Entzückung auf; er scheint vor großer Ergriffenheit zu schwanken; Gurnemanz stützt ihn.

Parsifal.

Sei heil, entsündigt und gesühnt!
Denn ich verwalte nun dein Amt.
Gesegnet sei dein Leiden,
das Mitleids höchste Kraft
und reinsten Wissens Macht
dem zagen Toren gab.
Den heil'gen Speer —
ich bring' ihn euch zurück. —

(Alles blickt in höchster Entzückung auf den emporgehaltenen Speer, zu dessen Spitze aufschauend Parsifal in Begeisterung fortfährt:)

Oh! Welchen Wunders höchstes Glück! —
Die deine Wunde durfte schließen,
ihr seh' ich heil'ges Blut entfließen
in Sehnsucht dem verwandten Quelle,
der dort fließt in des Grales Welle!
Nicht soll er mehr verschlossen sein:
enthüllt den Gral! Öffnet den Schrein!

Die Knappen öffnen den Schrein: Parsifal entnimmt diesem den „Gral", und versenkt sich, unter stummem Gebete, in seinen Anblick. Der „Gral" erglüht: eine Glorienbeleuchtung ergießt sich über alle. Titurel, für diesen Augenblick wieder belebt, erhebt sich segnend im Sarge. — Aus der Kuppel schwebt eine weiße Taube herab und verweilt über Parsifals Haupte. Dieser schwenkt den „Gral" sanft vor der aufblickenden Ritterschaft. — Kundry sinkt, mit dem Blicke zu ihm auf, langsam vor Parsifal entseelt zu Boden. Amfortas und Gurnemanz huldigen knieend Parsifal.

Alle

(mit Stimmen aus der mittleren, sowie der obersten Höhe, kaum hörbar leise).

Höchsten Heiles Wunder:
Erlösung dem Erlöser!

(Der Vorhang schließt sich.)

Druck von Breitkopf & Härtel in Leipzig.